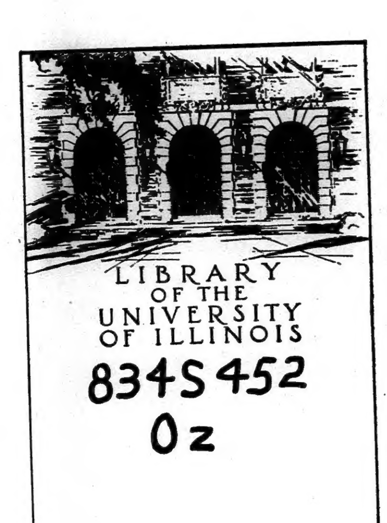
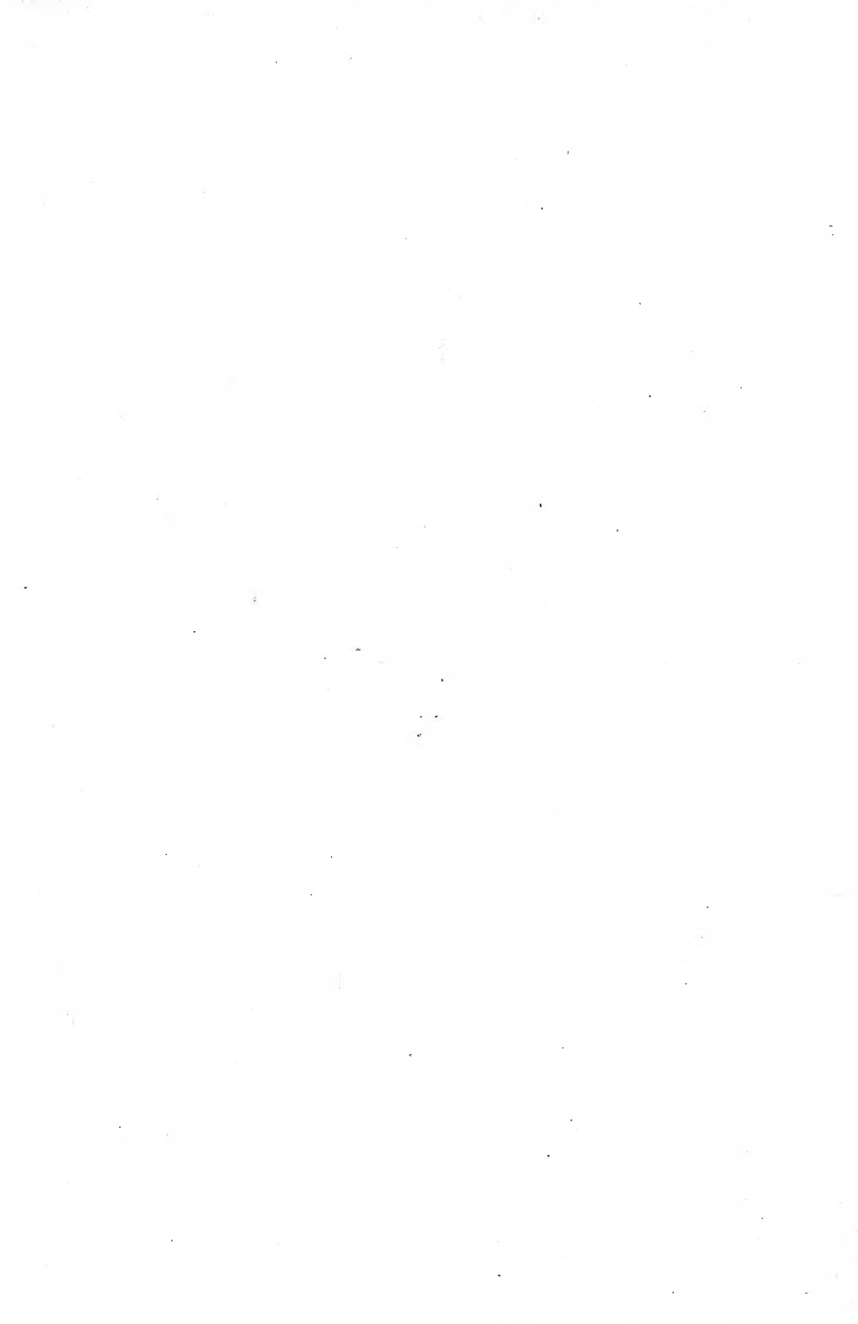






Zwischen Polen und Böheimb

20 Historien

von

F. G. Seeliger

München Leipzig
Bei Georg Müller



Seeliger / Schlesische Historien

Gleichzeitig mit dieser dritten Reihe sind bei Georg Müller in München und Leipzig die beiden andern Reihen der Schlesischen Historien von Ewald Gerhard Seeliger erschienen:

Siebenzehn Schlesische Schwänke.

Schlesien, ein Buch Balladen.

Zwischen Polen und Böheimb

Zwanzig Historien

von

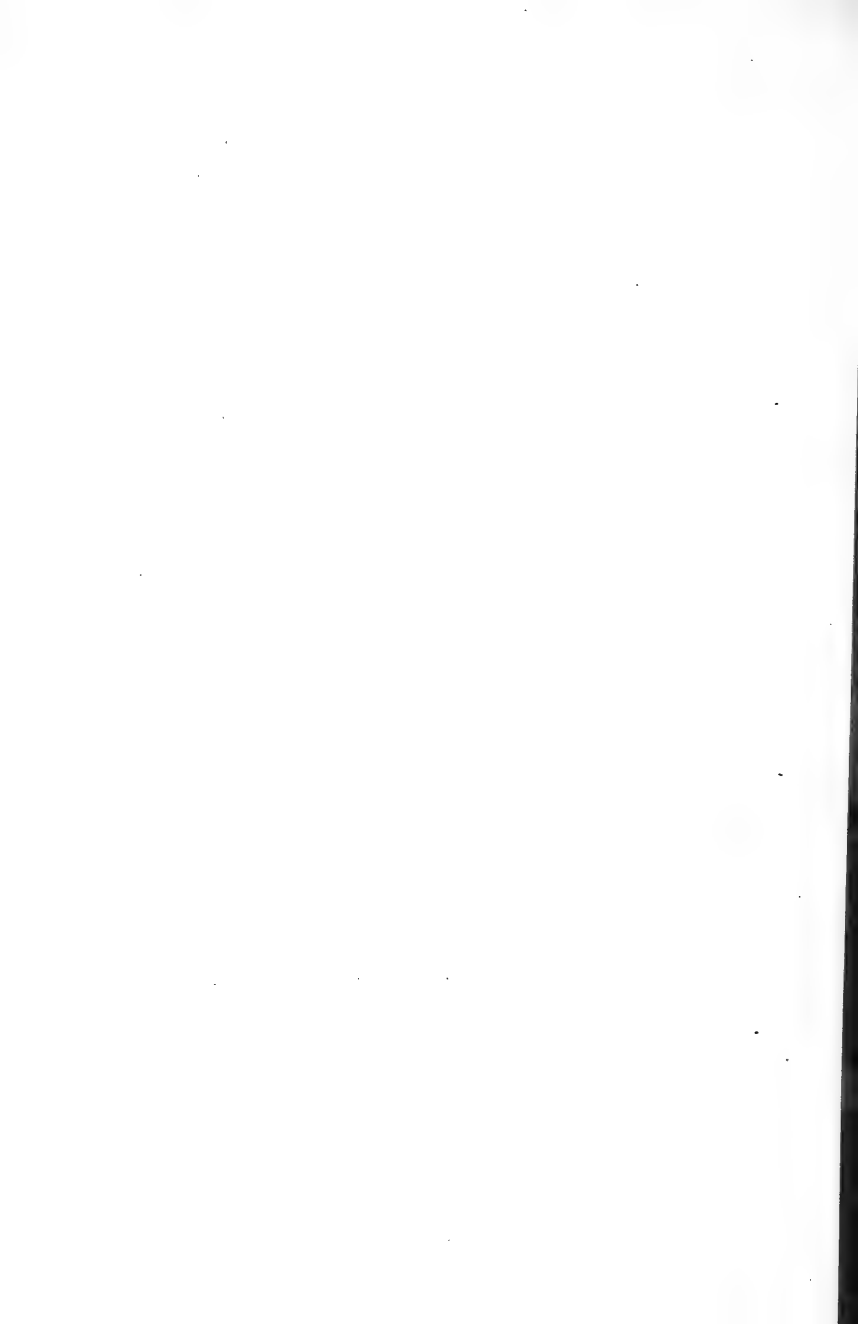
Ewald Gerhard Seeliger



München und Leipzig bei Georg Müller
1911

Der schlesischen Historien dritte und letzte Reihe

Inhaltsverzeichnis



Der Zweikampf im Brunnen

Michel, der brave, war vor sieben Jahren in die Dienste des Kaisers Karl IV. getreten, hatte Rom erobern helfen, ließ sich, weil keine Aussicht auf einen neuen Krieg war, in Magdeburg seinen Sold auszahlen und machte sich nach seiner Heimat Schlesien auf. Der Schaft seines Spießes war sein Wanderstab, und an der Hüfte trug er das kurze Schwert.

Bis ins Wendenland kam er ohne Gefahr. Als er aber über die Neiße setzte, mußte er sich dreier Buschklepper erwehren, die nach seinem Beutel trachteten. Und da er sieben Jahre gekämpft hatte und sieben Narben unter seinem Lederwams trug, schlug er so herzhaft drein, daß die drei Wenden froh waren, mit dem Leben davonzukommen.

Und Michel wanderte weiter. Je näher er der Heimat, dem kleinen Dörfchen Konradswaldau beim Zobtenberge kam, um so heftiger schlug ihm das Gewissen. Denn er war vor sieben Jahren seiner Ehefrau Jadwiga davongelaufen, weil ihm das Leben unter des Kaisers Fahnen angenehmer dünkte als der junge Ehestand. Er hatte mit Jadwiga nicht ins reine kommen können, denn sie war und blieb eine Polin. Trotzdem ihm die Ältesten des Dorfes dringend abgeraten hatten, war er damals doch seinem dicken Kopfe gefolgt und hatte sich die Jadwiga aus Schidlagwitz geholt, weil sie ein glattes Gesicht hatte und wie keine andere zu schmeicheln

verstand. Kaum aber saß sie im warmen Nest, wurde sie trotzig und faul, und das bißchen Schönheit war bald verflogen. Darum hatte er sie ohne Abschied verlassen und war ein Kriegsmann geworden.

Vielleicht ist sie in den sieben Jahren umgänglicher geworden! dachte er und schritt rüstig weiter.

Schon winkte ihm der blaue Zobtenberg. Am späten Nachmittag erreichte er die letzte Erdwelle und blieb bei dem alten, blühenden Hanbuttenstrauch stehen. Das Dorf, das im tiefen Frieden zu seinen Füßen ruhte, hätte sich nicht verändert. Nur ein paar Strohdächer waren frisch geflickt worden. Gleich am Anfang der Straße lag sein Häuschen. Hinter dem niedrigen Dache ragte der schräge Baum des Ziehbrunnens in die Höhe. Diesen Brunnen hatte Michel selbst gegraben und die tiefe Röhre mit derben Steinen geräumig ausgemauert. Und er sah von ferne, wie sich der schräge Brunnenbaum senkte, und freute sich, daß das Werk seiner Hände in den sieben Jahren nicht verfallen war.

Aber sein Fuß zögerte noch immer. Hier oben auf der Höhe hatte er ein kleines Feldstück zu eigen. Er fand es bald wieder und sah einen Mann darauf arbeiten. Schnell trat er näher und erkannte seinen Nachbar Wenzeslaus, dessen breiter Mund in den sieben Jahren nicht schmäler und dessen struppiges Haar nicht gehorsamer geworden war. Er war ein tschechischer Eindringling und bei den Deutschen, die das Dorf gegründet hatten, nicht wohl gelitten.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ rief ihn Michel an.

„In Ewigkeit, Amen!“ erwiderte Wenzeslaus und schielte argwöhnisch an dem Fremdling empor.

„So kennst du mich nimmer, Nachbar Wenzeslaus?“ fragte Michel verwundert. „Ich bin Michel, der vor sieben Jahren mit dem Kaiser in den Krieg zog.“

Jetzt riß Wenzeslaus seinen breiten Mund auf, recht wie ein Scheunentor, ließ den Spaten fallen und glotzte daher, als stände das siebenköpfige Tier aus der Apokalypse vor ihm.

„Das ist brav von dir, daß du dich des Meinigen annimmst,“ fuhr Michel fort. „So du einmal in den Krieg ziehst, will ich dir Gleiches mit Gleichem vergelten.“

Da machte Wenzeslaus auf der Stelle kehrt und lief ins Dorf hinunter, als sei ihm die ganze Hölle auf den Fersen.

Michel schaute ihm kopfschüttelnd nach, hob den Spaten auf, schulterte ihn und stieg hinab. Mit festen Tritten schritt er über seinen Hof und stieß die Tür seines Häuschens auf. Aber von Jadwiga wurde ihm kein freundlicher Empfang zuteil.

„Was wollt Ihr?“ grimmte sie ihn an, als sei er ein Fremdling.

„Ich bin hier daheim!“ sprach er ruhig und setzte sich hinter den Tisch. „Sieben Jahre bin ich mit dem Kaiser durch die Länder gezogen. Nun aber ist der Friede aufgerichtet.“

„Jetzt kommst du heim!“ schrie sie erbost und ließ die Maske fallen. „Sieben Jahre hast du dich herumgetrieben und dich nicht um das Deine gekümmert. Und nun willst du mir auf der Tasche liegen und weiter faulenzen?“

„Bist in den sieben Jahren nicht grade zahmer ge-

worden!" lachte er und stellte auf den Tisch einen von Talern straffen Beutel, daß er klirrte. „Tummle dich, ich habe Hunger. Und lade mir den Nachbar Wenzeslaus zu Gaste."

Da wurde Jadwiga bleich wie der Kalk an der Wand.

„Wenzeslaus?" stotterte sie. „Ich soll Wenzeslaus laden?"

„Er ist ein braver Nachbar!" nickte Michel treuherzig und legte sein Schwert ab. „Ich fand ihn auf meinem Felde arbeiten. So er dir aber beigestanden hat in den sieben mageren Jahren, warum soll ich ihn nicht ehren, da nun die sieben fetten beginnen! Bringe aber zuvörderst einen Krug Bier, denn ich habe von der langen Wanderung einen grausamen Durst bekommen."

Nun eilte sie mit hastigen Sprüngen in den Keller und brachte das Bier. Dann aber lief sie zum Nachbar Wenzeslaus und hielt mit ihm hinter dem Hause heimlich Zwiesprache, worauf sie leichteren Mutes das Mahl richtete und den Krug von neuem füllte.

Michel aber freute sich, daß er wieder in seinen vier Pfählen saß, und trank nach Herzenslust, bis sich Wenzeslaus scheu in die Tür drückte.

„Nur herein, Nachbar!" rief Michel frohgelaunt. „Und tu mir Bescheid."

Wenzeslaus setzte sich ihm gegenüber, aber das Bier wollte ihm nicht munden. Unauffällig schielte er nach Jadwiga, die hin und her ging und Brot, Schinken, Käse und scharfen Rettich auftischte.

„Hast dich wohl erschrocken, Nachbar," fragte Michel fröhlich, „als ich so plötzlich vor dir stand? Meintest wohl, ich würde überhaupt nicht wiederkommen?"

Wenzeslaus sagte kein Wort, nickte zuweilen oder schüttelte den eckigen Schädel, ganz wie es die Rede heischte. Mit tiefgeducktem Nacken saß er da und würgte mühsam das Bier hinunter.

Als sich Jadwiga endlich an den Tisch setzte, begann Michel von seinen Kriegszügen zu erzählen und geriet, da ihm das Bier die Zunge löste, alsobald ins Prahlen. Tapfer hieb er dabei in den Schinken ein, und Jadwiga füllte ihm unablässig den Krug.

„Sieben Jahre ist eine gar lange Zeit!“ rief er und trank in langen Zügen. „Sie sind mir dahingegangen wie im Fluge. Nun aber habe ich genug von der Welt gesehen und will daheim bleiben und wie ein rechter Bauersmann mein Feld bestellen. He, Jadwiga, was sagst du dazu? Brauchst fürderhin nicht mehr als Witib zu hausen.“

„Meinethalben hättest du siebenzig Jahre wegbleiben können!“ zischte sie böse und streifte den Nachbar mit einem kurzen Blick.

„Ei,“ lachte Michel laut, „so muß ich dich zähmen, bis du deine Wildheit lässest. Wird ein fröhliches Tanzen werden hier im Hause. Ich hab im Land Italia gelernt, wie man die störrischen Weiber kirrt.“

Dabei aß und trank er und war guten Mutes. Er sah auch nicht, daß Jadwiga mit dem Nachbar ein heimliches Einverständnis hatte, merkte nicht, daß sie sich unter dem Tische anstießen, und blieb beim Trinken und beim Prahlen.

So hielt er es bis tief in die Nacht hinein. Jadwiga steckte, ohne zu murren, einen Kienspan an dem andern an.

Plötzlich, kurz bevor es dämmerte, sprach sie: „Gehe und hole mir einen Eimer Wasser!"

Wenzeslaus erhob sich sofort, als sei er gewöhnt, ihren Befehlen zu gehorchen.

„Bleibe!" herrschte sie ihn an. „Michel mag zum Brunnen gehen, so er überhaupt noch gehen kann."

„Nur gemach!" lachte Michel, erhob sich und ging ohne Wanken zur Tür. „Wenn es sein muß, schöpfe ich dir noch den ganzen Brunnen leer."

Aufrecht schritt er zum Brunnen hinaus, der in einer Ecke des Gartens gegraben war. Aber er merkte nicht, daß ihm Wenzeslaus auf den Zehen nachschlich. Weit beugte sich Michel über den niedrigen Brunnenzaun. Aus der schwarzen Tiefe grüßte ein Stern. Er verschwand sofort, als Michel mit kräftiger Faust den Eimer hinabstieß. Glucksend füllte er sich mit dem kalten, klaren Naß. Weiter beugte sich Michel über die Brüstung, um die Last heraufzuholen. Da sprang Wenzeslaus lautlos heran und stieß ihn hinunter.

Michel stürzte, faßte aber im Fallen den Eimer, riß ihn mit hinab und behielt so den Kopf über Wasser. Sofort verflog sein Rausch. Seine Gedanken wurden klar. Er gab sich selbst die Schuld an dem Unfall. Denn in seiner Trunkenheit hatte er von Wenzeslaus' Stoß nichts gespürt. Er hatte sich wohl zu weit übergebeugt und war so aus dem Gleichgewicht gekommen. Also tastete er mit den Füßen nach dem Quellstein und fand Grund. Vom Himmel sah er nur ein kleines, rundes Loch, in dem ein heller Stern stand.

Wozu sollte er erst um Hilfe rufen! Jadwiga und der Nachbar würden doch bald kommen, um ihn heraus-

zuziehen. Das kalte Wasser reichte ihm bis ans Kinn, der halbgefüllte Eimer hing ihm dicht vor der Nase.

So wartete er geduldig und lauschte. Doch es blieb alles still. Da verlor er allmählich die Geduld und schöpfte Argwohn. Schon griff er nach der langen Eimerstange, um sich daran hinaufzuschwingen, doch ließ er sie eilends wieder fahren. Schleichende Schritte kamen näher, und plötzlich verschwand der glänzende Stern. Wenzeslaus und Jadwiga steckten ihre Köpfe über die Brüstung. Michel hielt den Atem an und hörte deutlich ihr Flüstern.

„Er bewegt sich noch," sprach Jadwiga, „du mußt hinabsteigen und ihm den Rest geben."

„Da hinunter?" fragte Wenzeslaus ängstlich und kratzte sich hinter dem weitabstehenden Ohrlappen.

„Ist das deine Liebe zu mir?" fuhr sie ihn an.

„Ja, ich will es tun," gab er klein bei. „Aber ich kann ihn nicht mit den Händen erwürgen. Denn er ist stärker als ich."

Da lief sie und holte Michels kurzes Schwert.

„Hier hast du sein Schwert!" drängte sie ihn. „Du fährst im Eimer hinab und schlägst ihn tot. Dann ziehen wir ihn heraus und verscharren ihn hinten im Garten. Und morgen erzählen wir den Leuten, daß er wieder davongewandert sei."

Darauf zog sie den Eimer vorsichtig empor.

Komme nur erst herunter! dachte Michel in der Tiefe und straffte seine Muskeln.

Mit innerem Widerstreben bestieg Wenzeslaus das schwankende Gefährt, hielt sich mit der Linken an der Zugstange fest und faßte mit der Rechten das Schwert,

bereit zum Zuschlagen. Jadwiga ließ ihn langsam hinunter. Mit luchsenden Blicken suchte Wenzeslaus das Dunkel des Brunnens zu durchdringen. Da war Michels Kopf! Immer näher kam er ihm. Als der Eimer den Wasserspiegel berührte, schlug Wenzeslaus zu und zielte gut. Aber er traf ins Wasser. Michel hatte seinen Kopf nach der einzigen Seite, die ihm blieb, nämlich nach unten, vor dem wuchtigen Streiche in Sicherheit gebracht. Schon aber tauchte er wieder empor, riß den Eimer herunter und zerrte Wenzeslaus am dichten Haarbusch unter das Wasser. Der ließ das Schwert fahren und setzte sich mit den Fäusten zur Wehr. Aber Michels rechte Hand hielt eisenfest, während er mit der linken nach seines Gegners Gurgel tastete. Doch er griff daneben. Wenzeslaus schlug ihm alle seine Zähne tief in die Hand. Trotz des rasenden Schmerzes gab Michel ihn nicht frei und ließ ihn nicht wieder an die Luft. Und er fühlte deutlich am Nachlassen des Bisses, wie Wenzeslaus allmählich von Kräften und vom Leben kam. Und es ward stille in der Tiefe des Brunnens.

„Ist er tot?“ fragte Jadwiga leise von oben.

„Er rührt sich nicht mehr!“ erwiderte Michel mit verstellter Stimme, bedeckte sich mit Wenzeslaus' Kappe, die auf dem Wasser schwamm, und bestieg den Eimer.

„Zieh an!“ befahl er kurz.

Und Jadwiga gehorchte. Langsam weitete sich für Michel das runde Loch, und der Himmel wuchs, bis er den Brunnenrand greifen konnte. Mit einem Satze war er wieder auf dem Boden. Als ihn Jadwiga erkannte, fiel sie vor ihm nieder. Der Angstschrei erstickte ihr in der Kehle.

„Ich bin ohne Schuld!“ stöhnte sie und wand sich winselnd zu seinen Füßen.

„Es ist keiner da, der dich Lügen strafen kann,“ sprach Michel ruhig. „Steige hinab und hole mein Schwert herauf.“

Da sie sich sträubte, setzte er sie mit Gewalt in den Eimer. Sie wagte nicht zu schreien. Und schon fuhr sie hinab in die feuchte Tiefe. Hinein mußte sie in das kalte Wasser, wo ihr treuer Nachbar schwamm und kein Glied mehr rührte.

„Ich kann das Schwert nicht finden!“ keuchte sie voller Angst und Grauen.

„Fühle danach mit den Füßen,“ befahl Michel von oben, „es muß auf dem Grunde liegen. Und wenn du es fühlst, so tauche danach.“

Und wiederum gehorchte sie ihm und suchte, bis sie es gefunden hatte.

„Ich habe das Schwert in der Hand!“ sprach sie zitternd.

„Lege es in den Eimer!“ gebot er ihr.

Sie gehorchte, und er zog es herauf und gürtete es an seine Hüfte.

Nun verzog er eine Weile, bis die Sonne heraufkam, und ging ins Dorf hinab, die Ältesten zu rufen. Und sie kamen gar bald, als sie hörten, was geschehen war, traten an den Brunnenrand und sahen hinunter. Hinter ihnen drängte sich das übrige Volk.

Michel aber hub an zu sprechen: „Ich bin sieben Jahre mit dem Kaiser gezogen und habe ihm Kriegsdienste geleistet. In diesen sieben Jahren hat Wenzeslaus, mein Nachbar, an meinem Tische gesessen und in meinem Bette geschlafen.“

„Wir wissen es!“ sprachen die Ältesten betrübt. „Warum nahmst du ein Weib, das nicht deines Volkes ist.“

„Darum auch klage ich niemand an,“ fuhr Michel fort, „weil ich darin nicht ohne Schuld bin. Als ich aber gestern heimkam, stieß mich Wenzeslaus in den Brunnen und kam danach im Eimer herabgefahren, um mich zu erschlagen.“

„Bist du eines Zeugen sicher?“ fragten die Ältesten.

„Jadwiga wird es bezeugen!“ rief Michel in den Brunnen hinab.

„Ich zeuge, daß er die Wahrheit sprach!“ wimmerte Jadwiga, der vor Frost und Todesfurcht die Zähne klapperten.

Und das Volk verwunderte sich darüber, daß sie im Brunnen saß und wider Wenzeslaus zeugte.

„Was soll mit Wenzeslaus geschehen?“ fragte der Älteste.

„Er soll des Todes sterben!“ erwiderten die Ältesten wie aus einem Munde.

„Lege Wenzeslaus in den Eimer!“ befahl Michel und stieß die Brunnenstange hinunter.

Stöhnend machte sich Jadwiga ans Werk, und Michel zog nach einer kleinen Weile den Toten herauf. Das nasse Haar klebte ihm im Gesicht und zwischen den blekkenden Zähnen stand ihm die blaugeschwollene Zunge.

„Er soll auf den Schindanger geworfen werden, daß ihn die Raben fressen!“ geboten die Ältesten.

Und er wurde ohne Verzug auf einer Pflugschleife an seinen Ort gebracht.

„Was aber soll mit der geschehen, die ihn dazu angestiftet hat?“ fragte Michel unerbittlich weiter.

„Wer ist es, den du dessen beschuldigst?" fragte der Älteste.

„Jadwiga, die im Brunnen sitzt," erwiderte Michel.

„Bist du auch eines Zeugen sicher?" forschte der Älteste.

„Jadwiga wird es selbst bekennen!" rief Michel drohend in den Brunnen hinab.

„Ich bekenne, daß er die Wahrheit sprach!" kam es von unten wie ein erstickter Todesschrei.

„Man soll sie steinigen!" entschieden die Ältesten, nachdem sie sich leise miteinander besprochen hatten. Darauf ging ein jeder der Ältesten und holte einen Stein herbei, so schwer er ihn nur tragen konnte. Und einer nach dem andern warf seinen Stein in den Brunnen hinab. Das Volk aber tat gleich also und fuhr damit fort, bis der Brunnen bis obenhin gefüllt war. Dann ging ein jeglicher still nach Hause.

Michel aber begann am nächsten Morgen in der entgegengesetzten Ecke seines Gartens einen neuen Brunnen zu graben.

Der Fall von Wedrau

Schon dreimal waren die Hussiten verwüstend durch Schlesien gezogen, als sich Kutlibozy von Skutsch, der Sohn einer Magd, den die Woge des Kriegsglücks emporgehoben hatte, im Hummelschlosse bei Reinerz festsetzte. Hier bewachte er mit seinen wilden Taboriten den Grenzpaß nach Glatz und hielt ihn offen für weitere Einfälle. Seine zuchtlosen und beutegierigen Banden schweiften durch das ganze schlesische Gebirge, ohne daß sich ihnen jemand entgegengestellt hätte. Denn auf dem ganzen schlesischen Volke lastete der hussitische Schrecken wie ein Bann. Viele adlige Herren paktierten heimlich mit dem Feinde, um sich das Ihrige zu erhalten. Einige sogar, wie der Herzog von Oppeln, bekannten sich offen zu der Ketzerei und mehrten in diesen gesetzlosen Zeiten ihr Gut nach Kräften.

Die meisten aber trugen auf beiden Schultern, seufzten unter der schweren Last und stellten die Rettung dem Herrgott anheim. Der aber schien seine frommen Schlesier ganz und gar vergessen zu haben.

So einer von den Kleinmütigen war auch Herrmann von Zettritz, der auf dem Fürstenstein saß. Weißhaarig, und vorzeitig von der Mühsal der allgemeinen Landesnot gebeugt, war er nicht mehr rüstig genug, das Schwert zu schwingen. Seine verschüchterten Knechte und Bauern entliefen, wenn der Feind kam, in die Wälder, anstatt sich zur Wehr zu setzen. Auch von den benachbarten

Städten war keinerlei Hilfe zu erwarten. Sie verrammelten die Tore und begnügten sich damit, hinter den Mauern zu trotzen, wenn die böhmischen Heerhaufen mit Rossen und Wagenbüchsen herangezogen kamen.

So stand ihnen das flache Land überall offen. Heerend und sengend verderbten sie es und berannten die festen Burgen, raubten sie aus und zerbrachen sie, wenn sie es nicht geratener fanden, sich darin einzunisten. Denn wie Kutlibozy auf dem Hummelschlosse, so saßen Peter Pollack von Wolfina in Nimptsch und Jan Kolda von Zampach nebst Plichta von Zierotin auf dem Zobten.

Zwischen diesen drei Burgen lag der Fürstenstein am steilen Grunde des rauschenden Leisebachs, wo Herrmann von Zettritz jeden Morgen und Abend betete, daß ihn der Herr in Gnaden vor dem bösen Feinde bewahren möge. Näherte sich seiner Burg ein Haufe plündernder Böhmen, so ging er ihnen entgegen und begann zu unterhandeln. Immer gelang es seiner geschickten Rede, denn er war des Tschechischen mächtig, und seiner Bereitwilligkeit, die Brandschatzung zu erlegen, die Gefahr von seinem Haupte abzuwenden. Darüber schwand der Inhalt seiner Schatzkammer zusehends dahin. Mit Sorgen gedachte er des Tages, wo er nichts mehr zu geben haben würde, und zitterte schon jetzt für seine Tochter Gudula, die trotz aller Bitten bei ihm ausharrte und nicht von ihm weichen wollte.

Nur wenn die beiden jungen Herren von Reibnitz, zwei Vettern, die in Wedrau an der Straße zwischen Bolkenhain und Jauer in einer festen Doppelburg verträglich nebeneinander hausten, zum Fürstenstein geritten kamen, vermochte Herrmann von Zettritz wieder

ein wenig Mut zu fassen. Denn das waren zwei kernige, wehrhafte Gesellen, die keine Furcht kannten. Wohlfahrt von Reibnitz, der jüngere von beiden, wußte sich stattlich zu tragen und hatte ein feines, höfisches Benehmen. Auch überragte er seinen Vetter Kunz um Haupteslänge. Der nämlich war etwas mehr in die Breite gewachsen, trug einen braunen, struppigen Bart und war von rauheren Sitten. Seine Rede war derb, auch liebte er den Spott und stellte am Zechtisch seinen Mann, während der schlankere Wohlfahrt mehr für den Minnedienst geschaffen war.

Und doch kamen die beiden nur wegen Gudula von Zettritz nach dem Fürstenstein geritten. Es wollte aber keiner dem anderen vorgreifen, so sehr liebten und ehrten sie sich, und darum ließen sie einstweilen das Freien in der Schwebe. Gudula fühlte sich zu beiden gleichmäßig hingezogen, denn auch unter Kunzens gröberer Schale hatte sie längst das gute Herz und das treue Gemüt derer von Reibnitz entdeckt.

Auch Herrmann von Zettritz tat nichts, die Entscheidung herbeizuführen, da ihm jeder der beiden Vettern als Eidam gleich willkommen war.

Da meldete sich eines Tages Kutlibozy von Skutsch vom Hummelschlosse an und folgte dem Boten mit seiner stattlichen Leibwache von zwanzig Mann auf dem Fuße. Wie es einem so kriegsgewaltigen Nachbar geziemte, wurde er in allen Ehren empfangen. Und schon streckte er seine rauhe Faust nach dem letzten Kleinod des Fürstenstein aus. Als er am anderen Tage schied, ließ er keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er bald

wiederkehren würde, um Gudula als seine Braut zu begehren.

Denn Kutlibozy von Skutsch hatte gar hochfliegende Pläne. Um den hussitischen Glauben war es ihm längst nicht mehr zu tun. Sein Streben ging vielmehr darauf, sich im Glatzer Gebirge eine Herrschaft zu erkämpfen. Und vornehmlich, um sich bei dem schlesischen Adel einen festen Rückhalt zu verschaffen, trachtete er danach, der Eidam des Fürstensteiners zu werden.

Der aber schickte in seiner Herzensangst einen schnellen Boten nach Wedrau hinüber.

„Wir müssen ihm zuvorkommen!" rief Wohlfahrt und gab Befehl, seinen Rappen zu satteln.

„Willst du mir zuvorkommen?" sprach Kunz ernst.

Da wurde Wohlfahrt bleich und schwieg.

„Wohlan!" fuhr Kunz fort und kämpfte schwer mit sich. „Wir wollen um sie reiten. Wer zuerst auf dem Fürstenstein ist, der mag um sie werben."

Dann ging er in seine Burg hinüber, die hinter der seines Vetters lag, und ließ sich den lahmen Schimmel satteln. Zusammen ritten sie aus dem hohen Tor, das sich zwischen den beiden Burgen wölbte. Wohlfahrt sah nur das lockende Ziel in der Ferne und merkte nicht, daß Kunz auf dem Schimmel saß, gab seinem feurigen Rappen die Sporen und sauste davon.

Aber Kunz hatte die Rechnung ohne den Ehrgeiz des Schimmels gemacht. Kaum sah er den Rappen davonfliegen, stürmte er mit langen Sätzen nach und blieb dicht hinter ihm. Erst in Freiburg, wo es schärfer bergauf ging, gab er das Rennen auf. Kunz stieg ab und zog das treue Tier hinter sich her. Als er auf dem

Fürstenstein eintraf, fand er Herrmann von Zettritz mit dem jungen Paare bereits am Tische sitzen.

„Gott zum Gruße, Jungfrau Gudula!“ rief Kunz frohgelaunt, obschon ihm das Herz blutete. „Bedankt Euch bei meinem Schimmel, daß Ihr den feinen und nicht den groben Reibnitz bekommen habt.“

„Ei, lieber Herr Kunz,“ sprach Gudula errötend, „so Ihr mir darum nicht böse seid, freue ich mich doppelt. Ihr sollt mir dafür ein Freund und Bruder sein und bleiben immerdar.“

„Du bist auf dem Schimmel geritten?“ rief Wohlfahrt, trat auf den Vetter zu und breitete seine Arme aus. „Herzbruder, das will ich dir nimmer vergessen!“

„Bleib mir vom Halse!“ knurrte ihn Kunz an und flüchtete hinter den Weinkrug. „Umarme deine Braut und nicht deinen Vetter. Bedanke dich bei ihr, daß ich dir überhaupt noch das Leben lasse.“

„Auf dem Schimmel!“ sprach Wohlfahrt leise und ließ die Arme sinken. „Ich hätte es nicht über mich gebracht.“

„Jetzt reitest du auf dem Schimmel herum!“ lachte Kunz und ergriff seinen Becher. „Krieche herunter und steige in die Kanne!“

Aber trotz Kunzens Bemühungen, der sich den Schmerz mit Scherzen vom Halse schaffen wollte, kam keine rechte Fröhlichkeit auf. Durch Gudulas plötzliche Brautschaft waren Herrmann von Zettritzens Sorgen ins Riesenhafte gewachsen. Und da er zu schwach war, den geraden Weg zu gehen, sann er auf einen krummen.

„Was wird nun geschehen?“ fragte er bekümmert.

„Wenn der Tschech wiederkommt,“ erwiderte Kunz

kurz und bündig, „dann laßt Euch höflich empfehlen und heißt ihn wieder davonziehen."

„Er wird es mich büßen lassen!"

„So kommt mit nach Wedrau hinüber!" schlug Wohlfahrt vor. „Unsere Häuser sind fest und mit allem wohl versehen. Auch sind unsere Knechte und Bauern im Waffenwerk geübt und von erprobter Treue."

Aber Herrmann von Zettritz weigerte sich standhaft, die Burg seiner Väter zu verlassen.

„Ich bleibe bei dir!" rief Gudula entschlossen und trat an seine Seite.

„Das leid ich nicht, mein liebes Schwesterlein!" entgegnete Kunz. „Hier ist keine Sicherheit für dich. So du hier bleibst, wird der böse Tschech den Fürstenstein berennen und dich entführen. In Wedrau aber bist du sicher wie das Kindlein in einer Wiege. Solange ich lebe, wird kein Hussit den Saum deines Gewandes berühren. Um deinen Vater sorge dich nicht. Wenn er auch nicht mehr die Zähne des Wolfes hat, so ist ihm doch die List des Fuchses eigen."

„Was hilft die List, wenn die Truhen leer sind!" meinte Herrmann von Zettritz betrübt.

„Ich will sie Euch wieder füllen," rief Wohlfahrt schnell. „Der Edelstein, den ich Euch nehme, soll Euch schon morgen tausendfach aufgewogen werden."

„Sein stille und folgsam sein, Schwesterlein Gudula!" mahnte Kunz die Widerstrebende. „Der Vater ist sicherer ohne dich, und du bist sicherer ohne ihn. Laß sie nur kommen, die Ketzer! An unsern Mauern sollen sie sich die Schädel einrennen. Und steht uns der Herr nicht bei, sind wir um einen Ausweg nicht verlegen.

Ein heimlicher Gang führt von meinem Keller weit unter der Erde dahin, bis in den Wald auf dem halben Wege nach Jauer."

Das leuchtete Gudula ein, und sie entschloß sich, ihrem Bräutigam nach Wedrau zu folgen.

„Was aber wird aus mir!" rief Herrmann von Zettritz ängstlich.

„Ei, so muß ich auch für Euch denken!" rief Kunz wohlgemut. „Klopfet der Tschech bei Euch an, so vermeldet ihm mit Bedauern, daß Euer Töchterlein wegen der unsicheren Zeiten zu Euern Verwandten ins Preußenland gereist ist."

„So habt Ihr sie meinethalben hinweggebracht! wird der Tolle sagen!" warf Herrmann von Zettritz bekümmerten Herzens ein. „Und wird es mich um so ärger büßen lassen."

„Also bleibt nichts übrig, als die holde Jungfrau stracks zu entführen!" entschied Kunz und hatte gar schnell einen gar feinen Plan gesponnen, der schließlich auch Herrmann von Zettritzens Beifall fand.

Kunz ritt am Nachmittag nach Freiburg hinab und kam gegen Abend mit einem verkleideten Kaplan zurück. Der gab das Brautpaar in der Schloßkapelle heimlich zusammen. Gegen Mitternacht, als Herrmann von Zettritz schon schlief, tat sich das Seitenpförtchen der Burg auf, und es traten vier vermummte Gestalten heraus, die auf raschen Pferden der Ebene zustrebten. Einer blieb hinter ihnen zurück; das war der treue Kunz, der den Schimmel ritt.

Schon am nächsten Morgen sandte Wohlfahrt von Reibnitz nach dem Fürstenstein eine Truhe mit harten Ta-

lern. Nun atmete Herrmann von Zettritz, der sein Kind in guter Hut wußte, wieder etwas auf.

Nach kaum zwei Wochen erschien Kutlibozy von Skutsch, mit fürstlichem Schmuck und Gepräng umgeben, zum zweiten Male auf dem Fürstenstein, wurde von Herrmann von Zettritz mit einem Steigbügeltrunk empfangen und an eine festliche Tafel geleitet. Er aß und trank und sah sich suchend um.

„Wo bleibt Euer Töchterlein?“ fragte er endlich.

„Ach, liebster Nachbar!“ begann Herrmann von Zettritz zu jammern. „Ich sitze allhier vergnügt bei Euch und sollte doch trauern in Sack und Asche. Gudula, mein ungeratenes Kind, ist auf und davon!“

„Ihr scherzet wohl?“ sprach Kutlibozy von Skutsch, und das Blut stieg ihm brandrot ins Gesicht.

„Und ist doch bitterlicher Ernst!“ stöhnte Herrmann von Zettritz weiter. „Zwei lose Buben haben sie betört, daß sie alle meine Bitten in den Wind schlug. Und eines Morgens war das Nest leer. Sie hat sich entführen lassen und ist längst über alle blauen Berge.“

Keuchend schaute der Tscheche auf seinen Gastgeber. Die Nachricht war zu sonderbar. Da aber fuhr sich Herrmann von Zettritz über beide Augen, als könne er sich der Tränen nicht länger enthalten, und setzte mit zitternder Stimme hinzu: „O Kindesdank! Welcher Vater darauf harret, der ist genarrt sein ganzes Leben. Und ich habe das Mägdlein gehegt und gepflegt wie eine kostbare Blume. Nun sitze ich hier in der Einsamkeit. Sagt an, lieber Nachbar, wie habe ich solches verdient um sie?“

Da sprang Kutlibozy von Skutsch von seinem Sitze

und stampfte zornig den krummen Degen auf den Estrich.

„Wo sind diese Buben?“ schrie er, daß es durch die ganze Burg hallte.

„Das weiß nur Gott allein!“ fuhr Herrmann von Zettritz fort. „Sie sind gekommen bei Nacht und Nebel und waren vor dem Morgengrauen davon.“

„Und Ihr habt keine Nachricht von Eurer Tochter?“

„Nichts!“ heuchelte Herrmann von Zettritz und sank gebrochen in den Lehnstuhl. „Nicht eine Zeile. Das ist ja eben, was mich so über alle Maßen traurig macht!“

„Verzaget nicht!“ tröstete ihn Kutlibozy von Skutsch und hob den blanken Säbel zum Schwur in die Höhe. „Ich will nicht eher ruhen, bis ich die beiden Buben gefunden habe. Und ich werde sie finden und sollten sie bis ans Nordmeer geritten sein. Mit ihrem Blute sollen sie es büßen, was sie an mir und Euch verbrochen haben!“

Auf der Stelle sandte er sechs von seinen Leuten als Kundschafter aus, nahm von Herrmann von Zettritz Abschied und zog mit den andern Begleitern nach dem Hummelschlosse zurück.

Wie Spürhunde nahmen die sechs Hussiten die Fährte auf, fanden sie hinter Freiburg wieder, und schon am dritten Tage hatten sich zwei von ihnen bis Wedrau herangepirscht. Hier trafen sie in der Herberge den krummen Müllerlump aus Neiße, dessen Gesicht einmal des Teufels Tanzplatz gewesen und der von einer solchen Verworfenheit war, daß er seine eigene Mutter um einen Heller verraten hätte. Er war Wohlfahrt von Reibnitz zugelaufen und diente ihm, indem er das

Handgeld mit den beiden Hussiten verpraßte. Und von ihm erfuhren sie, wo Gudula von Zettritz war. Sie gaben ihm Geld und versprachen ihm noch mehr, wenn er ihnen bei der Berennung der Burg behilflich sein wolle. Und das sagte er ihnen mit Freuden zu.

Dann eilten sie, Kutlibozy die Meldung zu bringen. Der brach sofort mit seinen zuchtlosen Banden und sechs Büchsenwagen auf, fuhr wie ein Hagelschlag quer über das Gebirge und fiel zuerst den Fürstenstein an. Herrmann von Zettritz verteidigte sich nicht, da es doch keinen Zweck gehabt hätte, konnte sich von dem Verdacht, den Kutlibozy gegen ihn hegte, nicht reinigen und wurde davongeführt, jedoch mit Schonung behandelt.

Nun ergoß sich der wütende Schwarm in die fruchtbare Ebene hinein. Das Landvolk verließ die Dörfer und brachte sich hinter die Mauern von Schweidnitz und Striegau in Sicherheit. Kutlibozy nahm sich kaum Zeit, die verödeten Dörfer anzustecken, und eilte auf Wedrau zu.

Dort war man zu seinem Empfang aufs beste gerüstet. Rund um die beiden Burgen, die auf einer Anhöhe lagen und mit trotzigen Mauern und eichenen Pfahlzäunen umgürtet waren, führte ein breiter, tiefer Wallgraben. Über die Mauern hoben Büchsen und Schlangen ihre runden Mäuler, reisiges Volk wies Schwert, Lanze, Streitaxt und Morgenstern und auf den Brüstungen standen Tonnen voll Pech und Öl, um die Stürmenden mit Feuer zu begrüßen.

Kutlibozy stutzte und sandte einen Unterhändler, der die Herausgabe von Gudula heischte. Doch Kunz von Reibnitz schickte ihn mit einem großen, verdeckten Zinn-

kelch zurück. Als Kutlibozy von diesem den Hussiten heiligsten Gefäß den Deckel hob, mußte er sich schleunigst abwenden, so deutlich war die darin enthaltene Antwort.

Wutentbrannt ließ er die sechs Büchsen auffahren und beschoß die Burgen von allen Seiten Tag und Nacht ohne Unterlaß. Zugleich wurde das Wasser des Wallgrabens abgeleitet und mit Faschinen ein Übergang gebaut.

Am dritten Tage hatten die weittragenden böhmischen Büchsen eine klaffende Bresche geschossen. Nun begannen die Hussiten Sturm zu laufen. Allein sie wurden jedesmal mit blutigen Köpfen zurückgeworfen. Wer nicht wich, dem sprang das flammende Pech auf den Hals, daß er jämmerlich ersticken und verbrennen mußte.

Da aber kam der krumme Müllerlump aus Neiße den Hussiten zu Hilfe. Er warf ein brennendes Ölfaß um, daß das Feuer wie ein wehender Purpurmantel über die eichenen Pfähle floß und sie entzündete. Darauf sprang der Verräter durch die Bresche zu den Feinden über.

Die Verteidiger mußten sich mit allen Kräften gegen die wachsende Feuersbrunst wenden. Doch alles Mühen war vergeblich. Der frische Wind warf die Flamme ins Gebälk der Häuser.

„In die Keller hinunter!" befahl Kunz von Reibnitz

Die wenigsten hörten auf ihn. Viele Knechte und Bauern flüchteten aus den brennenden Burgen, warfen die Waffen weg, um sich dem Feinde auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und wurden allesamt niedergemacht.

Dreißig Bauern aber stiegen in den Keller der vorderen Burg und waren entschlossen, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen. Im Keller der hinteren Burg, aus dem der unterirdische Gang ins Freie führte, saßen sechzehn Bauern. Mitten unter ihnen stand der Pfarrer und bereitete sie auf einen christlichen Tod vor. Als Kunz, der aus drei leichten Wunden blutete, mit Wohlfahrt und Gudula unter sie trat, lagen sie auf den Knien und beteten.

„Folgt mir!" gebot Kunz und wies auf den Gang, der schwarz im Hintergrunde gähnte. Doch die sechzehn gedachten an das jämmerliche Schicksal ihrer Brüder und blieben vor ihrem Herrgott liegen.

„Geht voran," sprach Kunz und drückte Gudula eine Fackel in die Hand.

Wohlfahrt umschlang sie fest und führte sie rasch davon. Kunz, der treue, deckte ihnen den Rücken. Fest gewölbt war der Gang. Allmählich verengte er sich so sehr, daß eins hinter dem andern gehen mußte. Wohlfahrt nahm Gudula die Fackel ab und schritt mit gezücktem Degen voraus. Kunz folgte ihr auf dem Fuße und horchte scharf hinterwärts. Doch nur der dumpfe Ton ihrer eigenen Fußtritte und das klingende Fallen der Wassertropfen, die zahlreich von den Wänden fielen, störten die tiefe Stille. Endlich erreichten sie eine aufwärtsführende Wendeltreppe.

„Laßt mich voran!" flüsterte Kunz und drängte sich vor.

An der letzten Biegung der gewundenen Treppe dämmerte ein blasser Lichtstrahl. Vorsichtig schob sich Kunz empor; der Ausgang der rettenden Röhre war

nicht besetzt. Sie mündete in einem hohlen Eichbaum, in dessem Stamm eine niedrige, türähnliche Öffnung klaffte, durch die man nur tiefgebückt schreiten konnte. Dicht davor gähnte ein steiler, mit Gestrüpp bewachsener Abhang.

„Schließ die Augen!“ sprach Kunz, der auf dem schmalen Steige hielt, und reichte Gudula die Hand, also daß sie ohne Schwanken ins Freie kam. „Nun eilt und schaut nicht zurück. Bis Jauer ist ein gutes Stündlein.“

„Du willst nicht mitkommen?“ rief Wohlfahrt.

„Zwei entkommen leichter als drei,“ erwiderte Kunz und stellte sich mit bloßem Schwert neben die Treppenöffnung. „So Gott will, finden sie den Gang nicht, und ich bin am Abend bei euch.“

Darauf schieden sie voneinander.

Unterdessen hatten die Flammen die beiden Burgen erobert. Das Gebälk krachte unter ihrer Wucht zusammen, die Glut sank und erstickte an ihrem eigenen Dampf. Nun wagten sich die Hussiten in die rauchenden Trümmer, um Beute zu machen und die Keller auszuräumen. Die dreißig Bauern im vorderen Keller wehrten sich wie die Verzweifelten, bis sie erdrückt, erstickt und niedergemetzelt waren. Der krumme Müllerlump führte die Hussiten in den zweiten Keller, wo sie sich auf die sechzehn Bauern warfen und nicht einen am Leben ließen. Den Pfarrer zog man hinter einem Fasse hervor.

„Pfaff!“ schrie Kutlibozy von Skutsch wütend. „So du weißt, wo Gudula ist, wird man dir nur den Kopf abschlagen. Weißt du es nicht, wird man dich langsam über dem Feuer rösten!“

Da entschlüpfte es dem Pfarrer in seiner Todesangst, daß die beiden Burgherren mit der Herrin in dem finstern Kellerloch verschwunden seien.

„Hei, nun haben wir sie!" schrie der Verräter aus Neiße. „Und ich will euch führen."

Schon stürmte er, mit einer Fackel bewehrt, in den Gang hinein, Kutlibozy von Skutsch und die zwanzig Leibtrabanten hängten sich an seine Fersen. Die anderen Hussiten blieben zurück, marterten den Pfarrer langsam zu Tode und plünderten die Erschlagenen.

Kunz aber wachte mit bloßem Schwert. Fast eine Stunde stand er vor dem Türschlitz der Eiche und horchte. Doch es regte sich nichts. Da setzte er sein Schwert ab und schaute nach Jauer hinüber, dessen Türme fern über den Wald emporragten.

Schon wollte er sein Schwert an der Hüfte bergen, als sich von drinnen der dumpfe Hall eiliger Tritte meldete. Er hob sein Schwert, und sausend ließ er es fallen, als der krumme Müllerlump seine Fratze herausstreckte. In weitem Bogen sprang sein Kopf den Abhang hinunter und spießte sich mit dem rechten Auge an einem spitzen, langen Schlehdorn auf. Der Körper sank vornüber und rollte dumpfaufschlagend nach.

„Bist du draußen?" ließ sich eine keuchende Stimme von drinnen her vernehmen.

„Nur heran!" rief Kunz und schlug zum zweiten Male zu.

Kutlibozys Kopf mit den hochfliegenden Plänen rollte wie eine Kegelkugel durch die Lattichblätter und kam in einer Pfütze zur Ruhe. Kopflos schoß sein Körper nach vorn und stürzte dem Kopfe nach.

Fast jeder der neunzehn Leibtrabanten, die ihrem Hauptmann auf dem Fuße folgten, fragte von drinnen her, ob der Gang zu Ende sei, und Kunz antwortete einem jeden für seinen kopflosen Vordermann, den er soeben in die Tiefe befördert hatte. Zwanzigmal schlug er so aus allen Kräften zu, bis ihm der einundzwanzigste Streich mißglückte. Der vorletzte Hussit zog den Kopf mit einer breiten Streifwunde zurück und wandte sich rückwärts. Kunz verfolgte ihn, stach ihn nieder, stürmte über die Leiche hinweg und suchte den letzten Feind zu erreichen, der durch den Gang in den Keller zurückraste. Hier geriet Kunz an den Feind, mußte aber bald vor der Übermacht zurückweichen und strebte, fortwährend kämpfend und rückwärts schreitend, wieder dem Ausgange zu.

Allein die Hussiten hatten inzwischen ihren toten Hauptmann gefunden, die hohle Eiche entdeckt und drangen nun racheschnaubend ein.

So wurde Kunz mitten in dem unterirdischen Gange von beiden Seiten angefallen und niedergehauen.

In der Verwirrung, die währenddessen im hussitischen Lager herrschte, gelang es Herrmann von Zettritz zu entweichen und nach Jauer zu entfliehen, wo er mit Gudula und Wohlfahrt von Reibnitz blieb, bis die Glocken den Frieden über das gepeinigte Land hinsangen.

Wohlfahrt von Reibnitz aber kehrte mit Gudula nach Wedrau zurück und baute die Burg seiner Väter wieder auf.

In den letzten Jahren des Krieges hatten noch zwei andere hussitische Bandenführer versucht, sich in Schlesien festzusetzen und ein Reich zu gründen, so Korybut

in Gleiwitz und Puchala in Kreuzburg. Aber es war ihnen ebensowenig gelungen wie dem Kutlibozy von Skutsch, und keiner von ihnen fand ein so rühmliches und ritterliches Ende wie der treue Kunz von Reibnitz.

Warum Görlitz brennen mußte

Nach den Hussitenkriegen lebte in Thomaswaldau bei Bunzlau ein reicher Bauer Namens Jakob Fechner. Er war ein fleißiger und frommer Mann, der sich mit seinen Nachbarn vertrug, seine Wirtschaft in Ordnung hielt, Würfel und Wein abhold war und seinen einzigen Sohn Gottfried in christlicher Zucht und Vermahnung aufzog. Der glich, als er erst herangewachsen war, in allen Stücken dem Vater, nur daß er ein noch besserer Haushalter zu werden versprach. Eifriger als der Vater war er hinter den Gulden und Talern her, obschon er darüber sein Herz nicht verhärtete, sondern jedem Armen sein Schärflein gab. Nur sich selbst gönnte er nichts, war unermüdlich bei der Arbeit und ehrte seinen Vater, der in allem sein Vorbild blieb.

Das wurde plötzlich anders, als sich die alte Bäuerin hinlegte, um nicht wieder aufzustehen. Jakob Fechner begrub sie, trauerte drei Tage und ging über Land. Als er nach etlichen Tagen heimkehrte, war seine Tasche leer und sein Kopf schwer vom Trunk. Und über ein kleines war er wiederum verschwunden. In den Schenken lag er herum, verstreute sein Gut mit schlechten Gesellen und schwang den Knobelbecher und die Spielkarten, als hätte er von Kindesbeinen an nichts anderes getan.

Gottfried ließ den Vater eine Zeitlang gewähren, schaffte in Hof und Feld für zwei und vermochte doch nicht den Rückgang der Wirtschaft aufzuhalten. Was

der Sohn einbrachte, führte der Vater doppelt und dreifach auf und von dannen. Kam er nach Hause, so blieb er auf einem Flecke sitzen, stierte trübselig vor sich hin, rührte weder Speise noch Trank an und lief plötzlich wieder fort.

„Vater!" bat ihn Gottfried eines Tages. „Wie könnet Ihr also tun und das Gut verderben? So Ihr weiterhin dabei bleibet, werden wir in Schulden geraten."

Da begann der Vater zu wehklagen und den bösen Geist seines Geschlechtes zu verfluchen, der in ihm saß und ihn verführte, und Gottfried faßte bei diesen Worten wieder einige Hoffnung.

Am nächsten Morgen aber hatte der Vater alles vergessen, denn der Geist hatte wieder Gewalt über ihn gewonnen, und heischte von seinem Sohne mit harten Worten Geld.

„Ich habe keines!" sprach Gottfried.

„Du lügst!" schrie ihn der Vater an.

„Ich lüge nicht!" erwiderte der Sohn. „Ich habe Euch alles, was ich hatte, schon vordem gegeben. Und nun habe ich nichts mehr."

Darauf lief der Vater schnurstracks auf die Weide, führte die beste Kuh davon, verkaufte sie in Bunzlau und brachte am vierten Tage nur den Strick heim.

„Vater!" rief Gottfried traurig. „Warum habt Ihr das getan, daß Ihr mich der besten Milchkuh beraubet?"

„Es ist nicht deine Kuh!" begehrte der Vater auf. „Alles ist mein, was auf dem Hofe ist. Und mit dem Meinen kann ich machen, was ich will. Da hat mir keiner dreinzureden, auch du nicht!"

„Wohl ist alles Euer, was hier auf dem Hofe ist,"

erwiderte Gottfried, „und der Herr behüte mich, da
ich Euch etwas abdringen wolle. So Ihr aber auf die
sem Leben weiter beharrt, wird Euch bald nichts meh
auf dem Hofe gehören. Wenn ich nicht mit meiner Ar
beit die Wirtschaft zusammenhielte, hätten wir läng
den Bettelstab in die Hand nehmen müssen."

„Deine Arbeit ist für die Katz!" schrie der Vater er
bost. „Du bist alt genug. Warum beweibst du dich nicht
Eine Bäuerin gehört auf den Hof. Suche dir eine Jung
fer, aber eine mit Geld, dann brauche ich meine Küh
nicht zu verkaufen."

Als gehorsamer Sohn ging Gottfried daran, sich ein
Bäuerin zu suchen. Doch die reichen Mädchen wollten
alle nichts von ihm wissen. Endlich fand er Debora Sei
del, die es mit ihm trotz seines Vaters wagen wollte
Sie war die Tochter eines armen Häuslers und bracht
außer ihrer Redlichkeit und ihrem treuen Fleiße nich
viel mehr mit, als sie auf dem Leibe trug.

Und Gottfried sagte es kurz vor der Hochzeit den
Vater an.

„Was! Die Debora!" polterte der los. „Die Seide
Debora! Sie hat nichts. Das könnte mir grade passen."

„Ich hab auch nichts!" wies ihn Gottfried zurück.

So stritten sie wohl eine Stunde, und es fielen von
beiden Seiten harte Worte. Der Vater beharrte auf sei
nem Trotz, und der Sohn wollte nicht nachgeben.

„Tu, was du willst!" schrie endlich der Alte. „Ich
tue auch, was ich will."

Und stracks lief er auf die Weide und führte die zweit
beste Kuh davon.

Gottfried aber schlich ihm nach und schnitt ihm heim

lich den Strick durch, also daß die Kuh stehenblieb und von selbst in die Hürde zurücklief. Der Alte merkte erst kurz vor Bunzlau, daß ihm der Strick ledig in der Hand hing und die Kuh verschwunden war. Er vermeinte nicht anders, als daß sie ihm unterwegs gestohlen worden sei, und getraute sich darum nicht gleich heim.

Inzwischen hielten Gottfried und Debora Hochzeit. Der alte Bauer aber streifte durch die Dörfer in der Runde und erschien erst am achten Tage wieder auf dem Hofe. Debora, die junge Bäuerin, empfing ihn mit kräftigen Scheltworten. Die hatte er wohl verdient. Und er duckte sich, denn sie fuhr überaus scharf mit ihm daher. Ein paar Wochen hielt er sich in seiner Stube, bis er eines Tages die Kuh sah, die ihm vom Strick abgeschnitten worden war. Listig erspähte er einen günstigen Augenblick, schlang eine Kette um ihre Hörner und wollte sie aus dem Hofe führen. Allein Debora hatte ihre Augen überall und erhob sofort ein großes Geschrei. Schon kam Gottfried herbeigesprungen, faßte die Kette und hielt die Kuh fest.

Der Vater begann zu toben, als sei er von Sinnen. Und Debora blieb nicht stille.

„Die Kuh ist mein!" schrie der alte Bauer. „Mir gehört der ganze Hof. Ich kann mit dem Meinigen tun, was ich will."

Da sah Gottfried, daß er kein Recht hatte, dem Vater die Kuh vorzuenthalten und ließ die Hand von ihr.

„Die schöne Kuh, die schöne Kuh!" jammerte Debora. „Ich geb die schöne Kuh nicht her!"

„Laß ihn!" tröstete sie Gottfried. „Wenn er wieder-

kommt, muß er uns die Wirtschaft übergeben, oder wir werfen ihm die ganze Arbeit vor die Füße."

Jakob Fechner aber zog mit der Kuh nach Bunzlau davon und lachte grinsend.

„Die schöne Kuh!" schluchzte die Bäuerin. „Die beste Milchkuh im ganzen Dorfe. Die jagt er jetzt auch durch die Gurgel!"

Gottfried beruhigte sie, so gut er konnte.

„Du hättest es nicht leiden sollen!" rief sie und trocknete ihre Tränen. „Du bist sein Sohn. Du wirst ihn doch zwingen können!"

„Kann ich meinen eigenen Vater zwingen?" erwiderte er betrübt. „Aber gib dich zufrieden, diese Kuh ist das letzte Stück, das er wegbringt."

Diesmal blieb Jakob Fechner noch länger fort. Völlig verwahrlost und an Leib und Seele gebrochen, kehrte er drei Tage nach Pfingsten heim. Heftiglich klagte er über sein schlechtes Leben, von dem er nicht lassen zu können vermeinte, und fand sich endlich dazu bereit, den Hof gegen einen jährlichen Zins und ein gutes Ausgedinge an Gottfried zu verkaufen. Und Debora drang darauf und gab nicht eher Ruhe, bis dieser Kauf gebrieft und gesiegelt war.

Denn schon am anderen Tage packte den Alten die Reue. Aber es half ihm nun nichts mehr. Er mußte in das kleine Auszugshaus auf der andern Seite des Hofes übersiedeln und fraß Groll und Ärger in sich hinein.

Debora ließ es ihm an nichts fehlen. Nur mit den Talern hielt sie ihn knapp. Das Bier dagegen maß sie ihm sehr reichlich zu. Doch das Trinken in seinem Stüb-

chen behagte ihm nicht lange. Er sehnte sich nach seinen Zechgenossen und Knobelbrüdern. Doch die ließ Debora mit keinem Schritt auf den Hof.

Wohl lief der Alte zuweilen fort, doch da er kein Geld hatte, kam er bald wieder. Dann tobte er in seinem Stübchen, als sei er vom Satan besessen, und stieß schreckliche Drohungen und Verwünschungen aus.

Debora hatte einen schweren Stand mit ihm, denn Gottfried ging dem Vater geflissentlich aus dem Wege, schaffte von morgens bis abends und brachte die Wirtschaft zusehends in die Höhe. So verlief das erste Jahr in ziemlicher Ruhe.

Um die Osterzeit schenkte Debora ihrem Manne einen Knaben, der in der Taufe den Namen Christian erhielt. Er gedieh zu seiner Eltern Freude. Nur Jakob Fechner wollte sich nicht mit ihm befreunden. Darüber kränkte sich die junge Mutter und suchte den Alten zu gewinnen, indem sie ihm einen neuen Tuchrock schenkte. Und sofort ging er hin und verkaufte ihn für ein paar Groschen, die er vertrank.

Als Debora diese Schändlichkeit erfuhr, war ihre Geduld zu Ende. Mit Gottfrieds Einwilligung hielt sie den nächsten Erbzins zurück, gab dem Alten aber Essen und Trinken reichlich wie zuvor, so daß er keine Not litt.

Nun schien er zur Besinnung kommen zu wollen. Es war, als wenn der böse Geist, der mit dem Tode seines Weibes in ihn gefahren war, allmählich an Kraft verlöre. Er begann sogar, hin und wieder einen Handgriff zu tun, ohne daß man mit ihm zu schelten brauchte. Auch dem kleinen Christian, der schon hurtig auf dem Hofe herumlief, schien er weniger gram

zu sein. Wer aber dem Alten nur recht in die tiefliegenden, flackernden Augen sah, der wußte, daß der böse Geist immer noch in ihm wohnte und nur auf eine günstige Gelegenheit harrte, aufs neue hervorzubrechen.

Und die Gelegenheit kam schnell genug. Gottfried hatte sich in den drei Jahren, da ihm der Hof gehörte, so in die Höhe gearbeitet, daß er sich zwei Pferde kaufen konnte. Sie waren sein Stolz, und er hielt sie in einer weiten Hürde neben den Kühen.

Und eines Morgens, noch vor Sonnenaufgang, nahm der alte Bauer eines von den Pferden, schwang sich darauf und ritt schnurstracks davon.

Aber er wurde gesehen, und man sagte es Gottfried an.

„Reit ihm nach!" rief Debora. „Schnell, reit ihm nach und hol ihn zurück!"

Aber Gottfried überwand sich, obschon ihm der Verlust des Pferdes sehr nahe ging.

„Laß ihn!" sprach er traurig. „Er ist nicht bei Sinnen. Und ich kann das Pferd verschmerzen."

„Du kannst es verschmerzen," rief sie zornig, „dieweil es dir nicht gehört. Wie aber willst du es vor dem verantworten, dem der Hof zu Erb und Eigen ist, so er es einmal von dir fordert!"

Dabei wies sie auf ihren dreijährigen Knaben, der vor ihnen stand und verwundert auf den Streit schaute.

Gottfried schwankte.

„Hast du nicht schwer darunter gelitten," fuhr sie eifriger fort, „daß dein Vater das Deine verstreut hat! Denn wer dies tut, der ist nicht wert, daß er Kinder hat. Und so du duldest, daß man deinem Kinde sein

Erbteil verkürzt, wie willst du über deinen Vater den Stab brechen!"

„Du hast recht!" sprach Gottfried stöhnend. „Ich will ihn zurückholen."

Und er schwang sich auf das andere Pferd und sprengte dem Vater nach. Die Leute auf den Feldern wiesen ihm den Weg. So kam er am Nachmittag nach Görlitz und ritt sofort auf den Roßmarkt. Hier fand er das Pferd, das ihm der Vater entführt hatte, in den Händen eines Händlers.

„Ich hab es gekauft um fünfzig Gulden!" sprach er ruhig. „Gebt sechzig und es ist Euer."

„Es ist auch ohne sechzig Gulden mein!" antwortete Gottfried. „Denn es ist mir heute morgen von der Weide genommen worden."

„Das kann jeder sagen," meinte der Händler mit Gleichmut.

„So Ihr mir nicht glaubet," erwiderte Gottfried, „so kommt mit vor die Schöffen."

Also gingen die beiden zum Rathaus, banden das Pferd an einen Ring neben der Pforte und traten in die Schöffenstube, wo sie ihren Streitfall vorbrachten.

Die Görlitzer Schöffen aber suchten damals ihren Ruhm darin, daß sie ihre Gerichte rein und scharf hielten. Sie hörten die beiden Parteien mit Gelassenheit an.

Darauf sprach Gregor Selige, der Schöffenobmann, zu dem Pferdehändler: „Hole den Mann herbei, von dem du das Pferd gekauft hast."

„So ich ihn aber nicht mehr finde?" gab der Händler zur Antwort.

„Dann wird man an dir tun, was Rechtens ist."

„So er mir aber nicht folgen will?“

„Dies mag deine eigene Sorge sein,“ belehrte ihn der Obmann und sandte einen Ratsdiener vor die Pforte, das Pferd in Verwahrung zu nehmen.

Nun machte sich der Pferdehändler eiligst davon, während Gottfried angewiesen wurde, ein wenig auf die Seite zu treten. Er hörte aufmerksam zu, wie andere Sachen verhandelt und geschlichtet wurden. Die Schöffen suchten und fanden das Recht schnell und ohne zu irren, und war es auch noch so tief versteckt. Ihre Sprüche waren gerecht, aber weit entfernt von jeder Milde. Darum auch waren die Görlitzer Schöffensprüche weit über die Grenzen des Landes berühmt, und gar viele Städte und Herren kamen, um sich an dieser Stelle in schwierigen Fällen Rats zu holen.

Unterdessen fand der Pferdehändler den Mann, von dem er das Tier gekauft hatte, in einer Herberge und lockte ihn durch das Versprechen, ihm einen besseren Trunk zu bieten, auf das Rathaus. Wie Gottfried seine Augen aufhob, sah er seinen Vater vor sich, und erschrak.

„Hast du diesem Händler das Pferd verkauft, das jener Mann als das seinige erkennt?“ fragte Gregor Selige, der Obmann.

„Ich habe ihm heute ein Pferd verkauft um fünfzig Gulden!“ bestätigte der alte Bauer kopfnickend.

„Jener Mann aber sagt, dieses Pferd sei ihm heute morgen in der Frühe von der Weide genommen worden. Hast du dieses getan?“

„Dieses habe ich auch getan!“ sprach Jakob Fechner, ohne Schlimmes zu ahnen. „Er ist mein Sohn.“

Hier machte der Obmann eine Pause und schaute sich

die acht Schöffen an. Und sie wußten, was er wollte, und nickten ihm zu.

„So bist du ein Pferdedieb und sollst es mit dem Strange büßen!" fällte er das harte Urteil.

Jakob Fechner stand, als hätte ihn der Schlag gerührt. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß er sein Leben verwirkt hatte. Er begriff gar nicht, wessen man ihn beschuldigte. Und er stand, öffnete den greisen Mund und schwieg.

„Ach, edle Herren!" rief da Gottfried. „Nehmt es nicht so strenge mit ihm, dieweil er doch mein Vater ist!"

„Wir sprechen das Recht ohne Ansehen der Person!" erwiderte der Obmann und sandte einen Ratsdiener, den Angstmann zu holen.

„O ihr Herren!" flehte Gottfried unter Tränen und rang die Hände. „Laßt es dem alten Manne nicht entgelten, denn er wird von einem bösen Geiste regiert. Ich will all das Meine dahingeben, nur bewahrt seine weißen Haare vor dieser Unehre. Laßt Gnade walten, ihr edlen Herren!"

„Gott allein ist gnädig!" erwiderte Gregor Selige, ohne mit der Wimper zu zucken.

„So nehmt mein Leben dahin!" schrie Gottfried verzweifelt und fiel vor den harten Richtern auf die Knie. „Laßt mich an seiner Statt sterben. Was kann mir das Leben noch sein, wenn ich meinen eignen Vater an den Galgen bringe?"

„Das hättest du früher bedenken sollen!" sprach der unerbittliche Obmann. „Das Recht ist wie eine Kugel, die du von dir wirfst. Ist sie erst deiner Hand entflohen, so nimmt sie ihren eigenen Lauf, und du kannst sie nicht

mehr zurückholen. Also auch das Recht. Sobald du es durch eine Klage in Bewegung gesetzt hast, muß es den Schuldigen suchen und darf nicht eher stille stehen, bis ihm Genüge geschehen ist. Dir wurde, was du wolltest. Also bescheide dich!"

Gottfried zitterte am ganzen Leibe. Jetzt aber tat der alte Bauer den Mund auf. Er hatte inzwischen erkannt, daß es ihm an den Kragen gehen sollte, stieß zuerst einige undeutliche Laute hervor, darauf kamen abgerissene Worte, und endlich sprudelte ihm die Rede wie ein Strom.

„Ihn sollt ihr strafen, ihr Herren, meinen Sohn Gottfried. Er enthält mir das Meinige und zahlt mir den Zins nicht pünktlich. Sein Weib verkürzt mir das Ausgedinge, wo sie nur kann. Ihn sollt ihr strafen am Leib und am Gut, daß er seinen alten Vater so in der Armut sitzen läßt, während er im Reichtum dahinlebt. Darum habe ich ihm das Pferd von der Weide geführt, die doch mir gehörte und die ich ihm geschenkt habe. Bin ich darum ein Dieb? Also gebet mir mein Recht, das mir zukommt!"

„Das soll dir werden!" sprach Gregor Selige ernst. „Gehe mit diesem da!"

Damit wies er auf den, der eben zur Tür hereingetreten war.

Und als sich Jakob Fechner umwandte, siehe, stand der Angstmann hinter ihm, hatte einen roten Mantel um und trug ein zweihändiges Schwert an der Hüfte. Und er faßte den alten Mann an der Schulter und führte ihn hinaus. Gottfried aber schlug mit einem lauten Schrei zu Boden und rührte sich nicht. Und während zwei Ratsdiener den Bewußtlosen in die Herberge trugen, fuhr der

Henker mit Jakob Fechner, dem Pferdedieb, zum Neißer Tor hinaus und knüpfte ihn an das Galgenquerholz, daß er in drei Augenblicken ein toter Mann war. Und viel Volks stand herum und schaute zu.

Als Gottfried am Abend aus seiner Ohnmacht erwachte und hörte, daß sein Vater am Galgen hing, nahm er einen Spaten und ging durch das Neißer Tor hinaus zum Rabenstein. Mit bebenden Fingern durchschnitt er den Strang, trug den Toten zum nächsten Eichenbusch und grub ihm da ein Grab. Es war ein hartes Schaffen, denn die Eichenwurzeln waren fest und zahlreich, und der Tag war schon im Verscheiden.

Bei dieser Arbeit schlug Gottfried mit dem Spaten durch die Luft, als müßte er etwas Zudringliches von sich scheuchen. Denn der böse Geist, der seinen Vater an den Galgen gebracht hatte, schwirrte nun unsichtbar um den Sohn, um sich eine andere Wohnung zu suchen. Wie er sich auch wehrte, schließlich mußte er den Spaten weglegen, um den Toten in die Grube zu betten. Und diesen Augenblick ersah sich der böse Geist und fuhr in seine neue Behausung.

Nun schaute er aus Gottfrieds Augen wild und flackernd. Böse Gedanken raunte er ihm zu und zwang ihn, sie auszuführen.

Und er eilte nach der Herberge zurück, nahm um Mitternacht, als alles schlief, einen Feuerbrand vom Herde, blies ihn an, daß er loderte, und schlich auf den Dachboden. Hier fuhr er mit dem Scheit ins Heu, daß es hell aufflammte. Durch eine Luke kletterte er aufs Nachbardach. Auch hier legte er Feuer an.

Und der böse Geist trieb ihn an, über die lange Zeile

der spitzen Dächer zu springen, und hielt ihn, daß er nicht fiel. Ohne zu schwindeln, lief er die schmalen Wasserrinnen entlang und über die Drachenköpfe, die bei Regenwetter das Wasser auf die Gassen spien. Nun aber waren sie leer und salztrocken.

Er sprang und sprang und kletterte hinauf und hinab und steckte an, wo es nur brennen wollte. Endlich gelangte er mit einem Riesensatz über die Apothekergasse auf das Dach des Rathauses. Hier setzte er sich rittlings auf den scharfen First, schwang das feurige Scheit wie ein Schwert und schrie dazu, daß es über die ganze Stadt gellte.

Und Görlitz brannte wie niemals zuvor. Über die ganze Stadt breitete sich das Flammenmeer. Wie in einem Höllenkessel wogte es zwischen den Stadtmauern, und der Wind rührte in der Brunst herum wie ein zorniger Hexenmeister. Und er rührte und rührte, daß das Feuer über den Rand floß und vieles verzehrte, was noch vor den Toren lag.

Haus um Haus zerkrachte und brach zusammen. Zuletzt stürzte das alte Rathaus ein und riß mit einer riesigen Lohe, die weit hinauf in den Himmel langte, den Brandstifter herunter, daß er zu Staub und Asche verbrannte.

Debora, sein Weib, harrte zu Thomaswaldau vergeblich auf ihn und seinen Vater. Erst nach zehn Tagen wurde ihr kund, daß die beiden nicht mehr heimkehren würden. Um Gottfried trug sie tiefe Trauer ihr ganzes Leben lang und zog seinen Sohn Christian auf in der Furcht und Vermahnung des Herrn. So wurde er ein Seidel und kein Fechner, also daß der böse Geist keine Macht über ihn gewann.

Der babylonische Wolf

Im Jahre 1452, als die beiden frommen Herren Valentin Haunold und Anton Hornig in den Breslauer Rat gekürt wurden, brachte man zu dem alten Rabbi Pinchas, der inmitten der zahlreichen jüdischen Gemeinde auf der Ursulinergasse wohnte, ein achtjähriges Mädchen, das bei der Augsburger Judenvertreibung seine beiden Eltern verloren hatte. Das Mädchen hieß Mirjam und war des Rabbis Enkelkind. Es lebte bei ihm aber schon ein Knabe mit Namen Nathanael. Das war der Sohn seiner Nichte, die mit ihrem Manne vor elf Jahren in Prag ums Leben gekommen war, als man dort die Häuser der Juden geplündert hatte. Nathanael zählte zwölf Jahre, war geweckten Geistes und las fleißig in den heiligen Büchern.

Und Rabbi Pinchas seufzte über die schweren Drangsale, die allerorten über das auserwählte Volk hereinbrachen, und hegte die beiden Kinder, die aneinander hingen wie Bruder und Schwester, mit seinen frommen und getreuen Händen.

Die Hiobsposten, die mit den Handelsbriefen von allen Seiten in die Breslauer Gemeinde kamen, häuften sich von Tag zu Tag. Die deutschen Fürsten und Städte wetteiferten miteinander, den Samen Abrahams zu berauben, zu vertreiben, und zu verderben. Denn der Kaiser war viel zu schwach, um seine Kammerknechte vor diesen Verfolgungen zu schützen.

Zudem goß der Papst Öl in das Feuer. Er sandte als apostolischen Kommissar und Generalinquisitor ketzerischer Verderbtheit den zelotischen Minoritenmönch Johannes Capistranus nach Deutschland und machte es ihm besonders zur Pflicht, die östlichen Ländereien, wo die hussitische Ketzerei und die türkische Schande eingerissen waren, zu bereisen und zu reinigen. So predigte er in Wien, Olmütz und Brünn, in Eger und Leipzig gewaltiglich das Kreuz. Da er aber den Hussiten und den Türken nicht so leicht beikommen konnte, richtete sich sein Eifer zumeist gegen die Juden, als die ältesten und vornehmsten aller Ketzer. Überall, wohin er kam, gründete er Klöster des von ihm geschaffenen Ordens der Bernhardiner, als Hoch- und Zwingburgen gegen die Verderbtheit des Glaubens. In Scharen strömte ihm das Volk zu, lauschte seiner Predigt und bestaunte seine Wundertaten.

Schon lange Zeit bemühten sich die beiden frommen Ratsherren Anton Hornig und Valentin Haunold, den heiligen Mann nach Breslau zu laden. Aber er sagte nicht eher zu, bis ihm der Rat einen geräumigen Platz für eine Kirche und ein Kloster bewilligt hatte.

Das geschah Ende Sommers des Jahres 1452, und Rabbi Pinchas war der erste der jüdischen Gemeinde, der durch einen Brief aus Görlitz davon erfuhr. Und es war am Tage vor dem Versöhnungsfest.

Schwerfällig stieg er am nächsten Morgen die steile Treppe seines schmalen, spitzgegiebelten Häuschens hinunter. Sein weißer Bart, der ihm weit über die Brust herabrann, wankte unter seinen keuchenden Atemzügen. Die Last von siebenzig Jahren lag auf seinem greisen

Haupte, und keines dieser Jahre war ohne Not, Angst und Bedrückung dahingegangen. Da fiel sein Blick auf Mirjam und Nathanael, die am Fuße der Treppe miteinander spielten. Sie waren festtägig gewandet und schauten ehrfurchtsvoll zu dem Rabbi empor.

„Hüte sie gut!" sprach er zu Nathanael, indem er auf Mirjam wies und fuhr ihm mit der zitternden Hand über das krause Haargelock.

Der schlanke Knabe ergriff Mirjam bei der Hand, legte seinen Arm um ihre zarte Gestalt und drückte sie an sich.

„Haltet die Tür gut verschlossen!" warnte der Rabbi. „Und tut sie nicht eher auf, bis ich zurückkomme."

Nathanael gehorchte, und der Rabbi schritt die Gasse hinunter, an deren anderm Ende die Gemeinde ihren Betsaal hatte. Vollzählig war sie versammelt und harrte des Rabbis, der mit mühsamen Schritten zu seinem Pulte hinaufstieg. Und seine großen, dunklen Augen, die tief unter den weißen, buschigen Brauen lagen, gingen lange ruhelos in die Runde, ehe er mit wankender Stimme das Gebet anstimmte. Auf und ab ging der Gesang, bald wie das grollende Brausen des Meeres, bald wie das schwache Gemurmel eines Baches. Über allen aber schwebte die Stimme des Rabbis, und alle, die diese Stimme hörten, fühlten, daß er ein drohendes Geheimnis mit hereingebracht hatte, das lautlos über ihren Häuptern schwebte und ihre Herzen erbeben ließ.

Kurz brach der Gesang ab, und der Rabbi nahm die Tora und schlug das achtundzwanzigste Kapitel des letzten Buches Mosis auf. Er las von dem Segen, den Gott der Herr über alle ausgießen wird, die seine Ge=

bote halten, und las von dem Fluch, womit er die verderben wird, die seine Gebote übertreten. Und er schloß mit der furchtbaren Drohung:

„Denn der Herr wird dich zerstreuen unter alle Völker der Erde, von einem Ende der Welt bis ans andere. Dazu wirst du unter denselben Völkern kein bleibend Wesen haben, und deine Fußsohlen werden keine Ruhe finden. Denn der Herr wird dir ein bebendes Herz geben und verschmachtete Augen und eine verdorrete Seele, daß dein Leben wird vor dir schweben. Tag und Nacht wirst du dich fürchten und deines Lebens nicht sicher sein. Des Morgens wirst du sagen: Ach, daß ich den Abend erleben möchte! Des Abends wirst du sagen: Ach, daß ich den Morgen erleben möchte! Vor Furcht deines Herzens, die dich schrecken wird, und vor dem, was du mit deinen Augen sehen wirst."

Als der Rabbi geendet hatte, war es stille in dem niedrigen Raum. Mit tiefgebeugten Häuptern saßen die Zuhörer, zermalmt von der Wucht dieses Fluches, und wagten nicht zu atmen.

Darauf seufzte der Rabbi tief auf, erhob von neuem seine Stimme, die vom Jammer schluchzte und wankte, und sprach: „O Israel, wie schwer hat dich der Herr geschlagen ob deines Ungehorsams. Siehe, Babylon, die große, hat einen Wolf ausgesandt, der durch die Länder streift und dich zu verschlingen suchet, denn er ist voller Grausamkeit und Tücke, wie ein reißendes Tier aus der Wüste, das lange gehungert hat. Sein Maul triefet von Geifer und Blut, schrecklich stehen seine Zähne umher. Wenn er bellt, so frohlocken die Feinde Israels. Er brüllet daher wie ein Löwe, und deine Feinde

jauchzen ihm zu. Er fähret von einer Stadt in die andere und suchet, welchen er verschlinge. Aus seinem Maule schlägt eine rote Flamme gleich einer Fackel, und wen sie erreichet, der muß des jämmerlichsten Todes sterben. Und ist keiner da, der wie Simson das wilde Tier bezwänge und es voneinanderreiße in zwei Stücke. Denn es schnaubet wie ein Sturmwind über die Lande und durch die Städte, o Israel, und deine Feinde fallen vor ihm nieder und treiben Götzendienst mit ihm, wie die von Tyrus und Sidon mit Baal und Astaroth. O Israel, sie sind lüstern nach den Schätzen, die dir der Herr dein Gott gegeben hat. Wehe dir, du kleines Häuflein, so der Wolf einbricht in die Tore dieser Stadt. Dann fliehet hinaus auf die Felder und versteckt euch in Klüften und Höhlen, denn er wird keinen verschonen, den er findet. Denn er ist ein reißender Wolf und Babylon, die da immerdar nach Blut dürstet, ist seine Mutter! Wehe dir, Israel, daß dich der Herr also geschlagen hat!"

Dann beugte sich der Rabbi und sprach leise das Schlußgebet. Aber keiner aus der Gemeinde flüsterte mit, denn die Angst erwürgte jedem das Wort in der Kehle und das Seufzen auf den Lippen.

Darauf traten die Ältesten der Gemeinde, der weiße Meier, der rote Meier und der graue Helys zu dem Rabbi und sprachen: „Wie können wir aus der Stadt fliehen, da wir nirgends eine sichere Stätte haben?"

Da dachte der Rabbi ein wenig nach und antwortete ihnen: „Zerreißet eure Schuldscheine und gebet sie denen zurück, die euch schulden, damit ihr euch Freunde werbet."

Die drei Ältesten taten, wie ihnen der Rabbi befohlen hatte, suchten ihre Schuldscheine hervor, von denen

gar viele die Unterschriften schlesischer Fürsten trugen. Sie zerrissen einen guten Teil dieser Pergamente und schickten sie durch sichere Boten an die Schuldner zurück. Aber es war kein einziger unter ihnen, der dafür auch nur ein Wort des Dankes gehabt hätte.

Da traten die drei Ältesten wieder vor den Rabbi und sprachen: „Unsere Schuldner sind uns darüber noch feinder geworden! Saget uns, Rabbi, was sollen wir tun?"

Da antwortete der Rabbi: „Gehet heim und harret in Geduld!"

„So aber der babylonische Wolf kommt und uns anfällt?" fragte der graue Helys zitternd.

„So wird er euch nichts mehr nehmen können," tröstete sie der Rabbi, „da ihr all das Eure schon dahingegeben habt."

„Darüber, daß er nichts bei uns findet, wird er um so mehr ergrimmen und uns nach dem Leben trachten, weil wir ihn um seinen Raub gebracht haben."

Da sprühten aus des Rabbis Augen zuckende Blitze, und er rief mit starker Stimme: „So sollt ihr nicht zaudern und selbst Hand an euch legen! Denn es spricht der Herr, dein Gott: Ich will diese Sünde von dir nehmen, die du getan hast, auf daß deine Feinde keinen Spott mit dir treiben."

Betrübt schlichen die drei Ältesten nach Hause, hielten sich still und wagten sich nicht mehr auf die Gasse, außer am heiligen Sabbat.

Nathanael aber, der des Rabbis Rede zu den drei Ältesten mit angehört hatte, fragte ihn nach dem babylonischen Wolfe, der da kommen sollte. Und Mirjam, die sich

an ihn klammerte, schaute angstvoll zu dem Großvater empor.

„Es wird viel Herzeleid über Israel hereinbrechen," sprach der Alte mit zitternder Stimme. „Gott der Herr hat den Feinden Gewalt gegeben über seine Kinder, weil sie von dem Wege abgewichen sind, den er ihnen zu wandeln gebot."

„Wir aber, Mirjam und ich, halten seine Gebote," sprach Nathanael zuversichtlich. „Darum können die Feinde keine Macht über uns gewinnen. Denn der Herr wird uns schützen und sie alle verderben."

„Wer will die Wege des Herrn erforschen?" erwiderte tonlos der Rabbi. „Wir sind ein kleines, schwaches Häuflein, und die Zahl unserer Feinde ist wie Sand am Meer. Wie können wir mit ihnen einen Kampf wagen?"

„So der Herr mit uns streitet, wer mag wider uns sein?" rief Nathanael mutig, ballte die Fäuste, und seine Augen blitzten in heiliger Kampfbegier.

Mirjam aber schmiegte sich zitternd an ihn.

Dem Rabbi sanken die greisen Lider, als er auf das liebliche Bild sah.

„Ich werde euch nach Kalisch senden!" sprach er nach einer Weile. „Dort wohnt der Bruder deines Vaters, ein frommer, gelehrter Mann, der sich auch Mirjams erbarmen wird. Denn der babylonische Wolf, der da kommt vom Westen daher, schonet nicht alt noch jung und macht nicht halt vor der zartesten Jugend!"

„O Rabbi," warf Nathanael schnell ein, „so aber der Wolf auch nach Kalisch kommt! Sind nicht dort wie hier die Feinde gleich mächtig! Sind wir darum in Kalisch sicherer als in Eurem Hause. Ich fürchte mich nicht.

Laßt uns bei Euch bleiben. Denn so der Herr unser Gott es nur will, wird er den Wolf mit Blindheit schlagen, daß er hierhin und dorthin irren wird und unsere Häuser nicht findet."

Da seufzte der Rabbi und behielt die Kinder bei sich.

Aber der Herr schlug ihn nicht mit Blindheit. Im zeitigen Frühjahr 1453 kam Johannes Capistranus über Görlitz, Lauban, Goldberg und Liegnitz daher, begleitet von dreißig Mönchen, die er in das neuzugründende Kloster in Breslau zu setzen gedachte und wurde von dem gläubigen Volke wie ein Fürst und König empfangen. Überall predigte er mit donnernden Worten gegen Heiden, Türken und Juden, die gleicherweise dem Herrn ein Gräul seien, und die man darum von der Erde vertilgen müsse. Die aufgeregten Liegnitzer, die mitten in dem schweren Kampf um ihre Freiheit standen, hatte er sich schnell gewonnen. Und sie ließen Türken und Hussiten in Frieden und warfen sich mit Gewalt auf die wehrlosen Juden.

Bei den frommen und ruhigen Breslauern sollte es ihm nicht so leicht gelingen. Wohl empfingen sie ihn mit großem Prunk und Gepränge, mit Jauchzen und Glockengeläut, als er von Neumarkt her am Fastnachtsdienstag auf dem weiten Anger vor dem Niklastore eintraf. Auf einem Esel ritt er daher, ein kleines, vertrocknetes Männlein mit kahlem Kopfe und grauem Barte. Aber trotz seiner fünfundsechzig Jahre glühte ihm ein wildes Feuer in den düstern Augen. Seine dürren Arme reichten ihm weit über die Knie, und die härene Kutte des Propheten schlotterte um seine magere, von Kasteiungen und frommen Entbehrungen verdorrte Gestalt.

Unter den rauschenden Klängen des Tedeums wurde er von dem Rate, den Zunftgeschworenen und der Stadtgeistlichkeit in der Nikolaikirche empfangen. Draußen standen die Zünfte und Brüderschaften und das Volk, das von allen Dörfern herbeigeströmt war, um diesen Gesandten des Himmels zu begrüßen und sich vor seiner Heiligkeit in den Staub zu werfen.

Unter Bußlitaneien und lautem Gebet setzte sich der Zug nach der Stadt in Bewegung, querte über den Ring und wurde an der Sandbrücke von der Domgeistlichkeit erwartet. An Stelle des Bischofs, der in Neiße zurückgeblieben war, weil er Johannes Capistranus nicht sonderlich hoch zu schätzen vermochte, mußte er sich mit der Begrüßung durch den Archidiakonus begnügen, der ihn in den Dom führte.

Hier sprach der Gesandte des römischen Papstes zum ersten Male zu den Breslauern, und sie verstanden ihn nicht. Er rang die Hände, schwang den Schädel des heiligen Bernhards über sein Haupt, fuhr mit geballten Fäusten durch die Luft, ließ seine Stimme donnern und säuseln, aber die guten Breslauer verstanden ihn nicht. Denn er sprach lateinisch. Gleichwohl predigte er am nächsten Tage in der Elisabethkirche, und die Menge hörte ihm über zwei Stunden geduldig zu. Darauf trat der Klosterbruder Friedrich an seine Stelle und übersetzte die Rede des Meisters ins Deutsche. Nun erst kamen die Breslauer dahinter, was der fromme Mann von ihnen heischte, erwärmten sich an seinem Feuer und lernten ihn allmählich verstehen. Bald waren die Kirchen zu klein, die stetig wachsende Zuhörerschaft zu fassen, denn bis aus Polen und Preußen kam das Volk

herbeigelaufen. Darum baute man ihm auf dem Salzringe einen Predigtstuhl. Hier wurde am Sonntag Judika der erste Scheiterhaufen errichtet, den Capistranus mit eigener Hand ansteckte. Es verbrannten darauf eine Menge Dinge, die der Weltlust und der Augenlust gewidmet waren, wie Brettspiele, Würfel, Karten, Spiegel, Schleier, Kämme, Armbänder, Gürtel, Hauben und Schleppen, kostbare Bilder, Bildwerke und weltliche Bücher.

Darauf zog der Prophet mit dem zerknirschten Volk bis zum Ziegeltor, wo ihm von Konsuln und Schöffen der Stadt ein freier Platz zur Gründung eines Klosters feierlich übergeben wurde. Am Sonntag Jubilate predigte er über der Oder vor dem Kloster auf dem Elbing und hatte allda über 18 000 Zuhörer. Wenn er aus dem Hause des Johann Glatz auf dem Salzring, wo er Quartier genommen hatte, ausging, um Kranke zu besuchen, Messe zu lesen oder zu predigen, so begleiteten ihn stets etliche der vornehmsten Bürger, wie auch einige Geistliche mit brennenden Kerzen. Es wurde laut verkündet, daß er einen Lahmen durch Handauflegen dazu gebracht hatte, die Krücken wegzuwerfen. Daß dieser Lahme aber kurz darauf wieder zu seinen Krücken gegriffen hatte, verschwieg man klüglich. So waren es nur wenige, die sich in diesem allgemeinen Wundertaumel und Glaubensrausch einen klaren Kopf bewahrten.

Die Juden hielten sich in dieser Zeit in ihren Häusern hinter verschlossenen Türen und gingen auch am Sabbat nicht über die Gasse, also daß die Breslauer keine Gelegenheit hatten, gegen sie einen Auflauf zu machen. Rabbi Pinchas aber lag in seiner Kammer vor dem

Herrn und rang mit ihm im heißen Gebet wie einst der Erzvater Jakob an der Furt Jabok getan hatte. Aber Gott der Herr erhörte ihn nicht.

Am letzten Tage des Monats April zog Johannes Capistranus mit großem Gefolge nach der Bischofsstadt Neiße. Die Ratsherren gaben ihm das Geleit bis zur dritten Wegmeile. Als er in Thauer von ihnen schied, sprach er: „Lieben Freunde, ziehet heim, ihr werdet dort eine neue Mär erfahren, und dabei bedürfte es wohl, daß ihr euch bewähret und weislich haltet."

Über diese sonderbare Prophezeiung verwunderten sie sich höchlichst. Und als sie wieder in das Tor traten, war die ganze Stadt voll des Gerüchts, daß die Juden die Hostie geraubt und geschändet hätten. Vornehmlich waren es die Bernhardinermönche, die Capistranus zurückgelassen hatte, die das Gerücht mit Fleiß verbreiteten und damit das Volk erregten. Erst unsicher und gestaltlos, gewann das Gerücht mit jeder Stunde an Form und Bestimmtheit, bis es in der ganzen Stadt kund und offenbar war, daß sich der rote und der weiße Meier durch Bestechung einer Stadtknechtin und eines Bauern zu Langewiese im Ölsnischen mehrere heilige Hostien verschafft und sie mit Ruten und Messern geschändet hätten.

Und der fromme Rat glaubte diese neue Mär und bewährte sich, wie es Capistranus von ihm erwartet hatte.

Auf beiden Seiten wurde die Judengasse gesperrt und scharf bewacht, daß keiner daraus entfliehen konnte. Darauf zog man die Stadtknechtin und den Langewiesener Bauer gefänglich ein und befragte sie peinlich.

Auch den Mann der Stadtknechtin legte man auf die Folterbank.

Nun kam die Wahrheit, die man hören wollte, ans Licht des Tages. Zum Überfluß meldete sich noch die Magd des weißen Meier, die das Schänden der Hostien mit ihren eigenen Augen angesehen haben wollte.

Zu Rabbi Pinchas kam das furchtbare Gerücht erst am Abend des zweiten Tages, und das Herz stand ihm stille vor Angst und Schrecken. Eilend rief er Nathanael und Mirjam herbei, um sie noch vor dem Ausbruch der Wut in Sicherheit zu bringen.

„Eile," sprach er hastig zu Nathanael und drückte ihm einen Brief und einen Beutel mit Silbergeld in die Hand, „eile und laß Mirjam nicht von dir. Und siehe zu, daß ihr aus der Stadt kommt. Gib dem Wächter am Tore einen Gulden oder zwei, daß er euch die Pforte öffnet. Und dann eile mit Mirjam über Land nach Kalisch. Es ist ein weiter Weg, und er führt durch viele Wälder."

„Ich fürchte mich nicht!" rief Nathanael und hüllte Mirjam in den Mantel.

„Frage in Kalisch nach dem Hause des Beneschi!" flüsterte der Rabbi und öffnete ihnen die Tür. „Und schauet nicht ein einziges Mal zurück auf euern Weg!"

Rasch, ohne zu zaudern, gehorchte Nathanael. Fiebernd lauschte der Rabbi am Fenster.

Doch schon nach kurzer Zeit pochte es wieder an die Tür, und Nathanael und Mirjam traten ein. Nathanael brannten die Wangen vor Empörung, und Mirjam weinte.

„Was ist geschehen?" stöhnte der Rabbi voller Verzweiflung.

„Sie lassen uns nicht fort!" berichtete Nathanael. „Sie haben quer vor die Gasse einen Balken gelegt, und Gewappnete halten davor und stießen uns zurück. Und die Leute, so dabei standen, schalten uns mit harten Worten und spien nach uns, und wir haben ihnen doch nichts getan!"

Da schlug der Rabbi beide Arme vor die Brust und sank in sich zusammen.

„Geht zu Bett!" befahl er endlich, und seine Stimme klang hart und rauh. „Und der Herr unser Gott möge euern Schlummer behüten."

„Warum sendet er nicht seinen Engel," fragte Nathanael zornig, „auf daß er die Feinde mit dem bloßen Schwerte vertreibe?"

Doch der Rabbi schwieg und ließ sein greises Haupt auf die Brust herabhängen. Eine Stunde lang saß er so da, bis es wieder an die Tür pochte und die drei Ältesten der Gemeinde vor ihn traten.

„Rabbi, wißt Ihr schon?" fragten sie ihn und wollten vor Furcht schier vergehen.

Und er nickte, ohne das Haupt zu heben.

„So sagt uns, was wir tun sollen?" jammerten sie.

Da hob der Rabbi seine Augen, und sie leuchteten von einem verzehrenden Feuer.

„Gehet in die Häuser," keuchte er, „und würget, was von euerm Samen darin lebet, mit euern eigenen Händen!"

„Rabbi," erwiderten sie hilflos und schauten auf ihre zitternden Hände, „wie vermöchten wir solches zu tun!"

„So ihr es nicht tut, ihr Feiglinge," schrie er sie an, „so werden es die Unreinen tun, die dem Herrn ein Gräul sind."

„Sollen wir unschuldig Blut vergießen?" ächzten die Ältesten. „So doch geschrieben stehet: Du sollst nicht töten!"

„Gehet heim!" gebot er ihnen, und seine Stimme ward wieder ruhig. „Ich weiß nichts anderes. Denn ihr werdet dem babylonischen Wolf nicht entgehen, es sei denn, daß ihr wie Vögel durch die Luft fliegen oder wie Füchse durch die Erde kriechen könnet."

Da wichen sie von ihm und ließen ihn allein.

Regungslos saß Rabbi Pinchas auf seinem Stuhl und horchte bis Mitternacht durch das offne Fenster in die Stadt hinaus, die über dem neuen Märlein, von dem Capistranus geweissagt hatte, keine Ruhe finden konnte. Und er wußte, daß auf kein Erbarmen zu rechnen war. Zu Augsburg, Würzburg und Leipzig hatte es ebenso angefangen. Und das Ende waren Schmerzen, Blut und Flammen gewesen.

Also erhob er sich, nahm in die linke Hand ein Lämpchen, in die rechte das scharfe Schächtmesser, ging mit wankenden Knien die Treppe hinauf und trat zwischen die beiden Betten der Kinder. Friedlich lagen sie da, die Wangen vom Schlafe rosig angehaucht, die Augen geschlossen. Noch im Schlafe hielt Nathanael Brief und Geldbeutel fest an sich gepreßt.

Der Rabbi stellte das Lämpchen auf den Tisch und lauschte auf die ruhigen Atemzüge der schuldlosen Kinder. Über eine Stunde stand er da und fand doch nicht die Kraft, das Werk zu tun, was ihm vor allen andern

am nötigsten dünkte. Als er sich endlich ermannte und einen Schritt auf das Bett des Knaben zutat, wich der Rest seiner Kraft von ihm, das Messer entfiel ihm, und mit dumpfem Fall schlug er ohnmächtig auf den Teppich nieder.

Dort blieb er liegen, bis am nächsten Morgen die Häscher des Rates in die Gasse einbrachen und alles, was darin wohnte, Männer und Frauen, Greise und Kinder, dem Kerkermeister überlieferten.

Solches geschah am zweiten Tage des fünften Monats im Jahre des Heils 1453.

Alsobald begann man mit dem Prozeß. Das geistliche Gericht, vor dem die Missetäter abgeurteilt werden sollten, bestand aus Capistranus, der inzwischen von Neiße zurückgekehrt war, zwei königlichen Kommissarien, dem Domkapitel und dem Rate der Stadt. Zur Bestätigung der Beschuldigungen wurden die Hauptverbrecher, der rote und der weiße Meier, auf die Folter gelegt. Capistranus war selbst dabei, als der Nachrichter die beiden marterte, und gab Unterweisung, wie man sie recht quälen solle. Da gestanden sie denn alles ein, was sie gar nicht begangen hatten, nur um ihre Schmerzen zu verkürzen.

Nun wurde ein Gutachten an den dreizehnjährigen Knaben geschickt, der in Wien die böhmische Krone trug. Die Entscheidung des Königs lautete dahin, fleißig nach den Schuldigen zu forschen und sie allesamt ohne Gnade und Barmherzigkeit dem Feuer zu überantworten, die Unschuldigen aber auf ewig des Landes zu verweisen und ihre Kinder unter sieben Jahren zurückzubehalten, um sie im Christentum zu erziehen.

Wiederum machte sich Capistranus an die Arbeit. Er hatte geschworen, daß ihm kein Schuldiger entgehen würde. Und er hielt Wort. Nacheinander wurden die Gefangenen in die Marterkammer geführt und die meisten bekannten mehr, als man von ihnen zu hören heischte.

Die Halbwüchsigen, zu denen auch Nathanael gerechnet wurde, schied man davon aus, hielt sie aber weiter im Gefängnis.

Zuletzt legte man Hand an den alten Rabbi Pinchas. Er mußte von zwei Stadtknechten vor das Gericht geführt werden, so schwach war er.

„Bekenne!" schrie ihn Capistranus an.

„Wer bist du?" fragte der Rabbi und schaute den Inquisitor durchdringend an. „So du aber der babylonische Wolf bist, warum stehst du da oben und unterfängst dich, mich zu richten. Ihn klage ich vielmehr an, ihr Herren, daß seine verruchten Mönche heimtückisch und geflissentlich das Gerücht aufgebracht haben, daß wir das, was euch heilig ist, geschändet haben sollen. Wir wissen nichts von solchem Tun."

„Schweig!" brüllte Capistranus wütend. „Man wird dich lehren, aus einem andern Loche zu pfeifen."

Die andern Richter waren damit einverstanden, und der Rabbi wurde stracks in die Folterkammer geführt.

„Ihr könnt mir wohl meine Knochen zerbrechen!" sprach er ruhig. „Denn sie sind vom Alter mürbe. Was ihr mir aber entpreßt, das werde ich hinterher sofort widerrufen."

Und er hatte die Kraft, die ersten beiden Grade auszuhalten, ohne ein Wort über die Lippen zu bringen. Allein er war davon so geschwächt, daß man aufhören

mußte, ihn zu martern, wollte man ihn nicht unter den Händen der Henkersknechte verscheiden sehen.

„Führet diesen Erzverstockten in den Kerker zurück!" befahl Capistranus.

„O Nathanael, o Mirjam!" stöhnte der Rabbi, als ihn die rohen Knechte unsanft ergriffen und wieder in das enge Gefängnis warfen.

Am nächsten Morgen war er tot. Er hatte den gelben Saum seines Gewandes abgetrennt und sich damit erdrosselt.

Darauf wurde ohne Verzug das Urteil gesprochen und vollzogen. Vierzehn der Schuldigen, darunter der rote und der weiße Meier, der graue Helys und die reichsten der jüdischen Gemeinde wurden nackt auf Bretter gebunden, mit glühenden Zangen gezwickt und gevierteilt. Am nächsten Tage flammte der zweite Scheiterhaufen auf dem Salzringe empor.

Daneben aber stand ein Priester mit vier Presbytern und einem Taufbecken.

„Wer im rechten Glauben sterben will," rief Capistranus den Verurteilten zu, „der möge kommen zum Quell der Gnade!"

Aber es kam kein einziger von den einundvierzig Verurteilten, und sie verbrannten alle zu Rauch und Asche.

Am nächsten Morgen hieß Capistranus wiederum einen Holzstoß schichten und ließ herbeiführen, was von der Gemeinde noch übrig war, vornehmlich das junge Volk, an dem das Gericht keine Schuld hatte finden können. Darunter war auch Nathanael, der Mirjam an

der Hand führte. Nicht einen Augenblick hatte er sie von sich gelassen.

„Wer sich taufen läßt,“ rief Capistranus und deutete auf das Becken, „der mag im rechten Glauben leben, wer sich aber nicht taufen läßt, der mag als Kind der Verdammnis ins ewige Feuer gehen.“

Bei diesen Worten schwangen die Schürknechte, die an allen vier Ecken des Scheiterhaufens aufgestellt waren, ihre Fackeln, daß sie hell aufloderten.

Und die Jünglinge ließen sich alle taufen bis auf Nathanael.

„Laß uns zum Rabbi gehen!“ sprach er und zog Mirjam hinter sich drein, bis sie auf dem Holzstoß standen. Alles Volk aber schaute auf und verwunderte sich über die Standhaftigkeit der beiden zarten Kinder.

„Steckt an! Steckt an!“ rief Capistranus und winkte mit dem Kreuz.

Im Eifer der Taufhandlung war es ihm entgangen, daß zwei der Kinder verstockt geblieben waren und auf dem Holzstoß standen. Denn der Inquisitor hatte ihnen nur mit dem Tode gedroht, um sie zur Taufe zu bewegen.

„Steckt an! Steckt an!“ gebot er noch einmal.

Aber die Schürknechte zauderten. Nun erhob sich unter dem Volke ein gefährliches Murren, daß Capistranus aufblickte und die beiden Standhaften erkannte.

„Treibt sie herunter!“ schrie er im hellen Zorn, daß sein Anschlag entdeckt worden war. „Und stoßet die verstockte Brut zur Stadt hinaus!“

Am zehnten Tage danach kamen Nathanael und Mirjam nach Kalisch und fanden im Hause des Beneschi liebevolle Aufnahme.

Der Breslauer Rat aber trieb alles, was noch von der Gemeinde übrig war, aus den Toren und bestimmte, daß nunmehr kein Jude oder Jüdin in Breslau ihre Wohnung oder Wesen zu ewigen Zeiten nicht haben sollten in keiner Weise.

An demselben Tage aber, da das geschah, wurde in Konstantinopel das Kreuz der Sophienkirche gestürzt und der Halbmond des siegreichen Propheten aufgerichtet.

Und die rächende Welle aus dem Osten wälzte sich drohend gegen Ungarn und das fromme Wien heran.

Wider diese Ungläubigen führte Capistranus ein Kreuzheer und starb im Feldlager an der Pest. Die Wunder, die ihm im Leben zugeschrieben worden waren, mehrten sich nach seinem Tode in erstaunlicher Weise.

Das größte Wunder aber war, daß die Kirche aus diesem Bluthund einen Heiligen machte.

Hans Rintfleisch

I

Am Morgen vor dem Bartholomäustage des Jahres 1459 schritt Hans Rintfleisch, der reiche, breslauische Kaufherr, über den gedeckten Hof seines Hauses auf der Herrengasse an den sechs schweren, hochbepackten Wagen entlang, mit denen er am nächsten Mittag nach Polen fahren wollte. Sein Geschlecht stammte aus der Fleischerzeche, und noch sein Großvater hatte drei Fleischbänke am Neumarkt innegehabt. Aber er hatte sie bald verkauft und seinen Reichtum als Kaufherr zu mehren gesucht. Mit vielem Glück hatte er das Geschäft gefördert und seine Handelsbeziehungen bis Venedig, Brügge, Kiew und Danzig ausgedehnt. Nur sein vorzeitiger Tod hatte ihm den Erfolg, in den goldenen Ring von Breslau, die ratsfähigen Geschlechter, aufgenommen zu werden, streitig gemacht. Seine beiden Söhne teilten sich in den Handel, der ältere nahm den Süden und Westen, der jüngere den Norden und Osten und das Dorf Kattern. Dadurch sank das Ansehen der Familie, und erst Hans Rintfleisch, der einzige Sohn des älteren der beiden Brüder, hatte den Reichtum und die Macht des Geschlechtes wieder in einer Hand vereinigt, als er den Oheim, der keine Nachkommen hinterließ, beerbt hatte. Mit Umsicht und Geschick hatte er bisher den Handel nach Süden und Westen betrieben

und gedachte nun, in auch Polen und dem preußischen Ordenslande sein Erbteil anzutreten.

Er war ein stolzer, aufrechter Mann, der nie ohne das Schwert aus seinem Hause ging, geschickt in allen ritterlichen Tugenden, langsam und bedächtig im Wort, aber schnell und entschieden in der Tat. Seine mächtige Gestalt, die das gemeine Volk um eines Hauptes Länge überragte, die breiten Schultern und die starken Fäuste wiesen deutlich auf das Gewerbe seiner Ahnen. Trotz seiner 30 Jahre war er noch unbeweibt. Das Hauswesen versah ihm eine alte Muhme. Er hatte die Zeit, die seine Altersgenossen beim Werben und Minnen verbrachten, im Sattel gesessen, war weit in der Welt herumgekommen und hatte in den Kontoren von Venedig und Wien, Nürnberg und Prag, Lübeck und Magdeburg, Brügge und Hamburg mit Klugheit und Fleiß gehandelt, um die Kraft seines Namens und den Reichtum seines Hauses zu stärken. Denn auch ihn drängte es wieder, wie einst den Großvater, zum goldnen Ringe hin, der die Geschicke Breslaus lenkte: doch es war die Liebe, die ihn trieb. Wohl brannte auch in ihm der Ehrgeiz, am Wohlergehen und Wachsen der Vaterstadt mitzuwirken. Er hatte für die Gefahren der widrigen Zeitläufte, in die das Volk geraten war, einen freien, durch seine Reisen wohlgeübten Blick und hätte gern alle seine Kräfte in den Dienst der Stadt gestellt, aber er war zu stolz, den Wunsch zu äußern. Nicht einmal sein Freund Peter Eschenloer wußte darum, der Stadtschreiber, den er schon von Nürnberg her kannte und dem er 250 Dukaten für sein Haus auf der Mäntlergasse vorgeschossen hatte. Am heimlichsten aber

barg Hans Rintfleisch sein Begehren, in den Rat zu kommen, vor Johann Beyer, dem alten, ehrwürdigen Ratsherrn, in dessen Hause er ein und aus ging, der schon viermal den Sessel des ersten Konsuls eingenommen hatte und in diesem Jahre das Amt des Schöffenältesten versah. Vor und nach jeder Reise trat Hans Rintfleisch vor ihn hin und rechnete mit ihm ab. Denn Johann Beyer bediente sich seiner, um seine kaufmännischen Geschäfte, die unter dem Amt schwer litten, nicht ganz darniederliegen zu lassen.

In diesem Hause, das auf dem Salzringe stand, war Johann Beyers jüngstes Töchterlein, Dorothea, zu einer schlanken, blühenden Jungfrau herangewachsen und hatte Hans Rintfleisch längst das Herz bezwungen. Wenn er ihr auch von jeder Reise köstliche Geschenke mitbrachte, so hatte er bisher doch nicht gewagt, sie zur Ehefrau zu begehren. Nun aber, wo er Erbherr von Kattern war, und da er endlich die lange Reise ins unwirtliche Polen antreten wollte, faßte er Mut und schritt die Gasse hinauf, um die schwere Frage zu tun.

Draußen drängte sich noch immer das Volk. Die Handwerksstuben waren leer. Meister, Gesellen und Knechte schalten heftig auf den Rat, der die fromme Stadt verraten wolle, und sangen Spottlieder auf den böhmischen König Georg Podibrad, den sie den Girsik und einen verdammten Ketzer nannten und dem sie nicht huldigen wollten, obschon es ihnen der römische Kaiser strengstens anbefohlen hatte. Sogar die Weiber nahmen an der allgemeinen Unruhe teil, kreischten laut und drohten mit den Fäusten zum Rathaus hinüber.

Hans Rintfleisch aber machten sie bereitwilligst Platz,

weil es bekannt war, daß er es mit Johann Beyer hielt, den man den Vater der Stadt nannte. Auch hatte Hans Rintfleisch noch immer einen starken Anhang in der Fleischerzeche, denn er schloß sich nicht vom Volke ab, wie die anderen Kaufherren. Die Fleischer aber waren stolz auf ihn, weil sein Geschlecht aus ihrer Mitte zu solchem Reichtum und Ansehen gekommen war. Die Tuchmacher jedoch, die an den Straßenecken das große Wort führten, waren ihm nicht freundlich gesinnt, denn sie haßten alle Reichen.

Der Salzring wimmelte von Menschen. Ein ununterbrochenes Stoßen und Drängen vom Ringe her füllte den weiten Platz, brandete an den Salzbänken zur Seite und staute sich vor dem Gegenstrom, der aus der Reußischen Straße zum Schweidnitzer Keller strebte. Denn dort hatte die Unzufriedenheit ihr Hauptquartier aufgeschlagen, dort saßen die frommen Herren Anton Hornig und Valentin Haunold, die vor vier Jahren aus dem Rate entfernt worden waren, und schürten das Feuer, nicht aber aus Lust am Rumor, sondern nur um des bedrängten Glaubens willen, denn es waren ernste, würdige und gereifte Männer.

„Wir wollen keinen Frieden mit Girsik! Wir wollen uns wehren! Tod den Ketzern und ihren Gönnern!" So tobte das tolle Volk und holte sich aus den Bierstuben der Malzhäuser immer neuen Zorn.

Als Hans Rintfleisch in den hohen Torweg des Beyerschen Hauses trat, leuchtete ihm von der Stiege Dorotheas blaues Kleid entgegen. Sie hatte ihn kommen sehen, winkte ihm einen freundlichen Willkomm zu, reichte ihm die schlanke, weiße Hand zum Kusse und

führte ihn zum Vater. Der saß in einem Lehnstuhl und wies lächelnd auf einen Sessel. Dorothea verließ das Gemach.

„Ihr seid fröhlich?" fragte Hans Rintfleisch verwundert. „Und die ganze Gemeinde ist in Aufruhr?"

„Warum sollte ich nicht fröhlich sein?" sprach Johann Beyer. „Wo die Stadt sich regt und ihrer Kräfte gewahr wird! Meinte ich doch, das neue Geschlecht sei untauglich zu allen Dingen. Nun, wo sie einen Haß haben, werden sie auch den Mut finden, der ihnen bitter not tut."

„Es gehet gegen den Rat!" rief Hans Rintfleisch. „Und mich dünket, Ihr sitzt mit darin."

„Wer das Rechte gesucht hat im Rat," sprach der Alte ernst, „und stetig gestrebt hat für das Ganze, was brauchet dem die Furcht ankommen?"

„So aber hat es den Anschein, als wäret Ihr im heimlichen Bunde mit den Aufrührern!" warnte Hans Rintfleisch.

„Ich habe nichts mit ihnen zu schaffen!" wies ihn Johann Beyer zurück. „Dem Wohle der Stadt wird nicht gedient mit Aufläufen und Rottierungen, sondern mit gutem und getreuem Ratschlag der Männer, die nicht zuerst auf ihren Vorteil schauen. Deren aber sind wenige. Und schwer ist an dem Volk gesündigt worden. So hat es denn die Geduld verloren. Aber bekümmert Euch nicht. Wie man es aufrühren kann, so leicht kann man es auch zum Guten leiten, insonderheit die frommen Breslauer."

Dann horchten sie beide auf den Tumult, der draußen immer ärger wurde.

„Ihr reiset nach Polen?“ fragte Johann Beyer nach
ner Weile und wühlte unter den Pergamenten, die auf
em Tische lagen. „Kommt Ihr nach Plock, so treibet für
ich eine Schuld ein bei dem Wirte Witoslaw. Sie be-
uft sich auf 500 Dukaten. Handelt aber klüglich, denn
ist ein schwieriger Mann und ein Pole dazu, der
en Deutschen nicht das Wasser gönnet.“

Hans Rintfleisch nickte zerstreut, steckte die Schuld-
erschreibung ein, blieb sitzen und schaute stumm zu
oden.

„Was drückt Euch!“ lächelte der alte Ratsherr, der
ingst das Richtige ahnte.

Da brachte Hans Rintfleisch mit schlichten Worten
or, was er auf dem Herzen hatte.

„Ihr seid mir als Eidam hochwillkommen!“ sprach
ohann Beyer freundlich. „Doch mich dünket, Ihr wollt
orothea nur freien, weil Ihr hoffet, dadurch leichter
den Rat zu kommen.“

„Nein!“ rief Hans Rintfleisch schnell. „Das sei ferne
on mir! Stellet Ihr mich vor die Wahl, so würde ich
en Rat ohne Schmerzen daran geben.“

„Es sei!“ lächelte der Ratsherr und lauschte wieder
uf das Geschrei, das lauter und lauter durchs Fenster
rang. „Möget Ihr Euch denn heimlich mit ihr verspre-
hen. Die Hochzeit aber gelobe ich zu richten, wenn Ihr auf
er Schöffenbank sitzet. Nun mühet Euch um das ge-
eine Wohl, daß Ihr am nächsten Aschtage hinauf-
ommt. An meiner Hilfe solls Euch nicht mangeln. All-
ächtig ist nur Gott. Die Hauptsache müßt Ihr selbst
ichten. Lasset das Beste der guten Stadt mehr als bis-
er Eure Sorge sein, dann kann es nicht fehlschlagen.

Auch habt Ihr eine treffliche Fürsprecherin hier im Hause. Mich dünket, da ist sie schon!"

Da tat sich die Tür auf, und Dorothea ließ einen Ratsdiener eintreten, der Johann Beyer einlud, schleunigst in die Ratskammer zu kommen.

„Lebt wohl!" sprach er und schlug den weiten, schwarzen Samtmantel um die Schultern. „Vertreib Herrn Hans die Zeit, Dorothea, und achte wohl auf das, was er dir erzählen wird."

Dann stieg er eilends die Stiege hinab und bahnte sich mit leichter Mühe einen Weg durch das Getümmel der aufgerührten Breslauer. Sie kannten ihn alle und machten ihm willig Platz.

Hans Rintfleisch und Dorothea sahen ihm nach, bis er hinter der Ringecke verschwand.

„Was habt Ihr mir zu erzählen?" fragte sie neugierig.

Er sah sie lange schweigend an, daß sie erglühte.

„Jungfrau Dorothea!" begann er dann und haschte ihre Hand. „Wollt Ihr meine Ehefrau werden?"

„Nein!" rief sie überrascht, obwohl ihr die Frage nicht ganz unerwartet kam. „Das nenn ich eine Neuigkeit!"

„So weist Ihr meine Werbung zurück?" seufzte er und wurde blaß.

„Mitnichten!" lachte sie glücklich, hielt seine Hand fest und schaute mit Stolz zu ihm hinauf. „So Ihr mir versprecht, so folgsam zu sein wie bisher, will ich es wohl wagen!"

Da stand Hans Rintfleisch und wußte vor Glückseligkeit nicht, was er anfangen sollte, bis sie sich an

seine breite Brust schmiegte und ihm selbst den Mund zum Kusse bot. Er hielt sie in den Armen, als sei sie ein zerbrechliches Spielzeug. Aber er merkte bald, daß er sich nicht zu scheuen brauchte, und die Blödigkeit fiel von ihm ab. Als sie sich genug geherzt hatten, dachte er an seine Reise und begann Abschied zu nehmen.

„Jungfrau Dorothea!" sprach er und erhob sich langsam, denn lieber wäre er bei ihr sitzengeblieben. „Morgen muß ich nach Polen reisen. Aber ihr seht mich noch einmal. Ich will mit meinen sechs Wagen über den Salzring kommen, und Ihr könnt mit dem Tüchlein winken. Ich will Euch dafür den schönsten Zobelpelz mitbringen."

„Winken will ich wohl," sagte sie und geleitete ihn die Stiege hinunter. „Und wenn Ihr mir gesund an Leib und Seele heimkommt, so will ich eine Messe stiften zu Sankt Elisabeth. Den Zobelpelz aber lasset bleiben. Haltet lieber das Geld zusammen, wie es sich für einen künftigen Hausvater geziemt!"

Dreimal sagte sie ihm Lebewohl, dann schaute sie ihm durchs Fenster nach.

Der Salzring war leer. Als es unter den Rottierern ruchbar geworden war, daß der Rat besendet worden sei, waren sie mit aller Macht zum Ringe geströmt, um auf ihre Weise an den Beratungen teilzunehmen. Dichtgedrängt belagerten sie das Rathaus, krochen sogar auf die Dächer der Brotbänke und Krambuden und schrien laut durcheinander. Besonders Bernhard Skal, der erste Konsul, der zugleich Landeshauptmann war, und sein Stellvertreter Friedrich Reichart wurden offen des Verrats bezichtet und schwere Drohungen stieß man

gegen sie aus. Auch die Klerisei, Mönche, Altaristen und Chorherren, hatten sich unter die Menge gemischt und hetzten gegen den königlichen Ketzer, allen voran die Bernhardiner von Sankt Adalbert, die mit ihrem Toben sogar den tollen Tuchmachern vorzukommen trachteten.

Hans Rintfleisch aber war einer der wenigen, die zur Ruhe mahnten. So meinte er, dem allgemeinen Besten zu dienen. Doch man lachte und schrie ihn nieder. Schmähblätter wurden verteilt und gierig gelesen, vergeblich mühte er sich, eins zu erhaschen. Da riß ihn ein Auflauf an die Ecke der Naschmarktseite.

Dort war eins dieser Pamphlete an die Mauer geheftet. Zwei rote, gekreuzte Beile waren darauf gemalt, und daneben standen die Namen der acht Ratsmitglieder, der Schälke, die es mit dem Ketzer hielten, und die man schleunigst abtun sollte, vor allen Bernhard Skal und Friedrich Reichart. Johann Beyer war nicht darunter. Auch lateinische Verse enthielt das Blatt, die ein wilder Mönch dem unwissenden Volke übersetzte.

Hans Rintfleisch drängte sich herzu, stieß den Mönch beiseite, riß die Schmähschrift herunter und trat sie unter die Füße.

Ein wüster Tumult erhob sich darob, Hunderte von Händen drohten an ihm hinauf. Aber er streckte nur seine mächtige Hand aus, erhob seine Stimme und gebot Ruhe. Und er drang durch.

„Gedenket der Feinde vor den Toren!“ rief er gewaltig. „Was rottieret ihr hier auf dem Ringe. Stellet euch lieber auf die Türme und Mauern und drohet hinein ins Land, daß die, so über euch kommen wollen, erschrecken

und davonlaufen. Denn ein schlauer Fuchs ist der Girsik, und er sinnet nur darauf, wie er die fromme Stadt mit List gewönne. Lasset ihr ihm aber ein Loch offen, so wird er hereinschlüpfen, ehe ihr es gewahr werdet!"

„Wir wollen ihn wieder hinausjagen!" brüllten die Tuchmacher und fuhren mit ihren Waffen durch die Luft. „Der Rat hat uns verraten, er soll uns bluten! Man soll den acht Schälken den Kopf abschlagen wie Anno achtzehn!"

„Wer etwas wider den Rat zu klagen hat," schrie Hans Rintfleisch lauter als sie alle, „der bringe es vor die Ältesten und Geschworenen, daß sie den Rat fordern und Rechenschaft begehren, wie es Rechtens ist. Doch stehet es nicht in den Privilegien, daß man sich zusammenrotten soll, sondern daß es denen leichtlich an den Hals gehen mag, die das Volk aufrühren und dem Rate abspenstig machen. Auch ziemet es sich nicht, Schmähungen an die Wände zu heften und die Konsuln zu verspotten. Denn wer das tut und setzet seinen Namen nicht darunter, daß man ihn fassen kann, der spottet seiner selbst und ist ein Feigling!"

Kaum aber waren ihm die letzten Worte entfahren, brach ein Johlen und Pfeifen, Toben und Schreien los, als sei die ganze Hölle losgelassen.

„Er hält es mit den Schälken!" brüllten die tollen Tuchmacher und das übrige Volk. „Schlagt ihn nieder! Er ist ein Ketzerfreund! Kommt ihm an den Hals!"

Es hätte übel um Hans Rintfleisch gestanden, wenn ihm nicht ein paar Meister und Gesellen aus der Fleischerzeche beigesprungen wären. Sie deckten ihn mit ihren breiten Rücken. Auch sein grauköpfiger Reitknecht,

Henzko Hartlieb, der eine gar harte Faust hatte, stand plötzlich an seiner Seite und schlug kräftig drein. Ein heftiges Zerren und Stoßen begann an der Ecke. Immer enger wurde die kleine Streitmacht von der brüllenden Menge umschlossen.

Hans Rintfleisch suchte vergeblich, sich zu rechtfertigen. Er wäre unter die Fäuste der Wütenden geraten, wenn ihm nicht plötzlich Hilfe geworden wäre.

Ein roter Mantel, auf den ein gelbes Rad genäht war, leuchtete auf, die Menge wich schreiend zurück, und Meister Barthel, der Henker, ein hochgewachsener Mann, stellte sich breitbeinig vor die Bedrängten, die Hände auf sein langes Richtschwert gestützt.

So trieb ein einziger viele Hundert davon, nur weil er unehrlich war. Meister Barthel aber vergalt diese Verachtung mit grimmigem Hohn.

„Immer fleißig!“ rief er den ehrlichen Tuchmachern zu. „Nur frisch ans Werk! Hab ich doch schon lange Zeit keine rechte Arbeit gehabt.“

Doch sie wagten sich nicht heran und murrten nur von ferne. Ihr Abscheu war größer als ihr Haß. Auch erhob sich jetzt an der Ecke der Schmiedebrücke ein neues Geschrei, und der Pöbel wälzte sich hinüber. Da wandte sich der Henker zu Hans Rintfleisch.

„Mich dünkt,“ lachte er laut, denn er war ein Schalk, „ich habe Euch das Leben gerettet. Gelüstet es Euch, so geleite ich Euch sicher nach Hause.“

„Hebe dich hinweg von mir, Mann!“ rief Hans Rintfleisch zornig. „Denn du bist mir ein Greuel!“

„Ich bins gewohnt, daß man mir nicht danket!“ gab

Meister Barthel gelassen zurück, nickte spöttisch und ging die Odergasse hinunter nach seiner Behausung.

Hans Rintfleisch aber schritt mit Henzko Hartlieb und den Meistern zu den alten Fleischbänken bei der Elisabethkirche. Die Fleischerzeche hielt sich infolge ihres Reichtums für besser als das übrige Volk, verabscheute den Aufruhr und stand getreulich zum Rate.

Hans Rintfleisch mahnte die Meister, sich bereit zu halten, um in der Stunde der Gefahr den Rat zu schützen. Und die braven Fleischhauer hoben ihre blanken Beile und Messer und schworen es ihm zu.

Dann nahm er einige gute, kräftige Burschen mit sich, um die Wachen an den Stadttoren zu verstärken. Doch sie waren von den Stadtknechten gut bewehrt. Ja, der Rottmeister Johann vom Walde, der sie kommandierte, prahlte laut, daß er den Girsik samt seinem Volke fangen wollte, sobald er sich in die Bannmeile wagte.

Als Hans Rintfleisch wieder auf den Ring kam, war es dunkel, und die Tuchmacher hatten sich in die Bierschenken verlaufen.

In der Ratskammer aber brannte noch Licht. Da wurden Konsuln und Schöffen endlich darüber einig, die Entscheidung, ob man dem Girsik huldigen sollte oder nicht, in die Hände der Gemeinde zu legen. Bernhard Skal und Friedrich Reichart, die dem neuen böhmischen König schon heimlich gelobt hatten, ihn in die Stadt zu lassen, sprachen heftig gegen den Beschluß. Aber Johann Beyer brachte es fertig, daß sie überstimmt wurden.

Als Anton Hornig und Valentin Haunold, die noch immer im Schweidnitzer Keller saßen, hörten, daß der

Rat für den nächsten Morgen die Gemeinde besenden lassen würde, waren sie zufrieden, geboten Ruhe und gingen nach Hause.

Hans Rintfleisch sah sie mit ihren getreuesten Anhängern von dannen ziehen. Schon wollte er sich heimwärts wenden, um für die Reise einen langen Schlaf zu tun, da traf er auf Peter Eschenloer, den Stadtschreiber, der aus der Hintertür des Rathauses geschlüpft war und sich, in einen grauen Mantel gehüllt, scheu an den Häusern entlang drückte. Denn auch er war unter dem Pöbel verschrien als ein Ketzergönner. Von kleiner, zarter Gestalt, atmete er freudig auf, als er seines starken Freundes ansichtig wurde.

Unter seinem Schutze kam er glücklich, ohne von dem Volke belästigt zu werden, in sein Haus auf die Mäntlergasse, nötigte ihn mit einzutreten und heischte von der alten Magd, die ihm das Haus versah, zwei Becher Würzwein. Denn er war schon seit zwei Jahren im Witwerstande, gedachte sich aber bald mit der ältesten Tochter des Reichkrämers Prokop Freiberg, der auf der Schöffenbank saß, zu verheiraten. Er trank dem Freunde zu und seufzte tief.

„Helf Gott!“ sprach er, „daß wir glücklich über die schweren Nöte kommen, die uns verstrickt halten. Denn wo der Pöbel die Herrschaft an sich reißet, gehet alles drunter und drüber. Solches ist zu Nürnberg niemals geschehen!“

„Was dünket Euch der Girsik?“ fragte Hans Rintfleisch. „Meinet Ihr, er wird gegen die Stadt anrennen?“

„Er wird es tun, schon weil er ein Ketzer ist!“ rief der Stadtschreiber zornig. „Und die Stadt kann ihm

nicht widerstehen. Denn Gott hat ihm die Macht gegeben. Allein Gott kann sie ihm auch wieder nehmen. Das müssen wir brünstiglich hoffen. Darum geziemet uns jetzt, fein stille zu halten und nicht zu widerstreben. Denn die Zeit liegt allerorten gar sehr im argen. Aber die tollen Pfaffen können sich nicht genugtun mit Hetzen und Aufrühren. Rechts der Pole und links der Böhme, woher soll uns ein Retter kommen? Die von Sachsen und Brandenburg haben mit dem Ketzer Frieden gemacht, und der von Ungarn ist nicht viel besser als der Girsik."

„Was schauet Ihr nach einem Retter aus?" erwiderte Hans Rintfleisch und stützte den Kopf in die Hand. „Ich bin in der Stadt Venetia gewesen. Man heißt sie die Königin der Adria. Sie huldigen dort nicht dem Kaiser und dem König, sondern dem heiligen Markus. Mich dünket, Breslau sollte billig die Königin der Oder sein und keinem zinsen und dienen, weder dem Papst, noch dem Reiche, noch der Krone von Böheimb, sondern allein dem heiligen Johannes."

„Das sind stolze Gedanken!" fuhr Peter Eschenloer auf. „Lasset sie nur keinen hören, denn sie sind gefährlich, wenn sie ins Volk dringen. Wo aber der Pöbel danach tut, so muß die Stadt untergehen. Herrschet denn zu Venetia der Pöbel? Dort beugt er sich der Weisheit des Rates und hält fein stille."

„Mich dünket doch," entgegnete Hans Rintfleisch mit Bedacht, „der Rat sollte auch die Zechen hören. Denn kommt der Feind vor die Stadt, so gehet es zuerst der Gemeinde ans liebe Brot und an den Kragen. Ratmannen und Schöffen sollten sich auf die Gemeinde

stützen und alle Zwietracht mit ihr meiden. Dann kann Breslau so groß und stark werden wie das stolze Venetia."

„So vergeßt Ihr," sprach Peter Eschenloer, der Magister der sieben freien Künste, „daß die Venetier freie Griechen und tapfere Römer sind."

„So soll man die Breslauer bewehren und lehren," schlug Hans Rintfleisch vor, „damit sie es den Venetiern gleich tun können. Und ist erst die Stadt mächtig und frei, dann werden auch die schlesischen Fürsten und Herren kommen und ihren Rat und Schutz suchen!"

„Die schlesischen Fürsten sind Memmen und faule Bäuche!" rief Peter Eschenloer zornig. „Und die von Öls und Oppeln sind Räuber und Diebe, schlimmer als der Türke. Sie werden die gute Stadt von allen Seiten brav schröpfen, wenn sie kein König schützet."

„So wird man ihre Schlösser zerbrechen," sagte Hans Rintfleisch ruhig und schlug an sein Schwert, „und sie über die Grenze jagen, wenn sie nicht Urfehde schwören wollen."

„Herr Hans!" sprach der Stadtschreiber erschrocken. „So seid auch Ihr unter die Blutfresser gegangen?"

„Wißt Ihr einen Weg aus dieser Bedrängnis, auf dem kein Blut fließet," sagte Hans Rintfleisch finster und krampfte die starken Hände um den Griff seiner breiten Klinge, „so zeiget ihn mir. Huldigt die Stadt nicht, so wird das Blut vor der Mauer fließen. Macht aber der Rat hinter dem Rücken der Gemeinde Frieden mit dem Girsik, so wird das Blut in der Stadt fließen. Denn dann sind die Konsuln ihres Lebens nicht sicher.

Wollten mir heute doch die tollen Tuchmacher selbst an den Leib, da ich sie zur Ruhe vermahnte."

„Es gibt einen Weg, auf dem kein Blut fließet," sprach Peter Eschenloer und trank den Becher leer. „Höret mich an! Der Girsik ist ein müder Mann, hat das ganze Leben im Sattel gesessen und verlangt danach, sich auszuruhen. Das sollte sich die Stadt billig zunutze machen und ihn mit List hinhalten. Nicht mit dem Schwerte und mit Tarrasbüchsen, nein, im stillen mit der Feder und wohlgesetzten Worten wirken, solches allein kann uns frommen. Denn die Stadt stünde bei einem Kampfe ganz auf sich allein. Rennt der Girsik gegen uns an, so fallen alle Fürsten über uns her, und wird kein einziges Pfefferkorn hinaus und herein kommen. Der Ölser lieget mit seinen Reisigen schon lange auf der Lauer und wartet nur aufs Losschlagen. Man soll Frieden mit dem Girsik machen und ihn als König anerkennen, so wird er uns die Huldigung schenken, hernach aber einen feinen Diplomaten nach Rom schicken, der dem Heiligen Vater und den Kardinälen die Augen öffnet, daß sie der Girsik betrogen hat. Denn er ist ein hussitischer Ketzer und wird ein Ketzer bleiben ewiglich."

„Ist das im Rate beschlossen?" fragte Hans Rintfleisch aufmerksam.

„Ich habe einen Schwur getan, nichts von des Rates Heimlichkeit zu melden," wies ihn Peter Eschenloer zurück. „Dies ist nur mein Rat, den ich den Breslauern gebe. Was der Rat beschlossen hat, wird morgen kund werden, wenn die Gemeinde versammelt ist."

„So werde ich erst übermorgen nach Polen reisen,"

sprach Hans Rintfleisch und stand auf, um heimzugehen.

„Ihr wollt nach Polen?“ rief der Stadtschreiber überrascht. „So sehet Euch vor! Die in Polen sind schlimmer als die in Böheimb. Sie sind ein barbarisches Gesindel mit barbarischen Gebräuchen. Vornehmlich uns Deutsche hassen und neiden sie wie die faulen Buben ihren Schulmeister. Wenn sie auch äußerlich ein feines Benehmen zur Schau tragen, ihre Herzen sind roh, und einen Magister der sieben freien Künste findet man nicht unter ihnen. Auch halten sie es heimlich mit dem Girsik, ob er gleich ein Ketzer ist. Nehmt lieber zehn Geleitsbriefe zu viel als einen zu wenig mit.“

Hans Rintfleisch beruhigte ihn und reichte ihm die Hand.

„Was dünket Euch über die nächste Ratskur?“ fragte er ihn an der Tür.

„Wer will es absehen, was da kommen wird, solange die tollen Pfaffen und Blutfresser oben sind!“ erwiderte der Stadtschreiber und leuchtete dem Freunde mit der Kerze die Stiege hinunter. „Helf Gott, daß sie bald aufs Maul geschlagen werden. Anton Hornig und Valentin Haunold sollte man in den Turm setzen, auf daß sie das Volk nicht länger aufrühren können.“

„Es sind fromme Männer,“ warf Hans Rintfleisch ein, „die Angst haben um den bedrängten Glauben.“

„Dem dienet man nicht auf solche Weise!“ sprach Peter Eschenloer vor der schweren Hauspforte. „Sie mögen sich wohl hüten, daß man ihnen nicht an den Hals kommt. Bernhard Skal und Friedrich Reichart sind gar sehr zornig über ihr Treiben. Die beiden auch

werden die Stadt sicher durch alle Gefahr leiten. Gebe Gott, daß sie uns noch lange erhalten bleiben."

Damit öffnete er die Pforte, wünschte dem Freunde frohe Ausfahrt und glückliche Heimkunft und schied von ihm.

Hans Rintfleisch ging, in tiefe Gedanken versunken, durch die Nacht dahin. In stummer Ruhe lag die Stadt. Nirgends brannte ein Licht, nur die schmale Mondsichel warf einen ungewissen Schein über die Dächer und auf die Gassen. Langsam schritt er die Ohlische Straße hinab und dachte an Dorothea, die er erst heimführen konnte, wenn er sich einen Sitz im goldenen Ringe erobert hatte. Mächtig hob sich seine Brust. Er wollte hinein in den Rat, um Dorothea zu gewinnen, um seine Vaterstadt zu der Höhe zu führen, wo Venetia stand, die stolze, jungfräuliche Königin der Adria. Wie ein Rausch kam dieser berückende Gedanke über ihn, daß er stehenblieb und die Augen schloß.

Da aber rissen ihn leise, hastige Schritte aus seinem Sinnen heraus. Zwei vermummte Gestalten, die sich scheu in den Schatten der Häuser drückten, huschten an ihm vorbei und auf das Ohlische Tor zu. Das öffnete sich auf ein verabredetes Zeichen, schloß sich wieder, und scharfes Hufeschlagen verhallte in der Ferne.

Hans Rintfleisch forschte bei der Torwache nach den beiden Flüchtlingen. Doch die Namen, die er da zu hören bekam, waren ihm unbekannt. Und weil das Tor gut bewacht war, faßte er weiter keinen Argwohn, ging heim und suchte sein Lager auf.

Es waren aber der Landeshauptmann und erste Konsul Bernhard Skal und sein Stellvertreter Friedrich

Reichart gewesen, die sich heimlich davongemacht hatten, weil sie sich in der Stadt ihres Lebens nicht mehr sicher glaubten. Keiner vom Rate wußte darum, auch hatten sie sich selbst die Torzettel ausgeschrieben.

Sie ritten, ohne sich umzusehen, die ganze Nacht hindurch bis Schweidnitz, wo Georg Podibrad mit seinem Heere stand. Dem rieten sie, sofort gegen die widerspenstige Stadt zu marschieren.

Er brach noch an demselben Morgen auf und schickte an alle schlesischen Fürsten den Befehl, unverzüglich vorzurücken und den Breslauern jede Zufuhr abzuschneiden. Und das ließen sich die drei von Öls, Oppeln und Glogau, die auf der rechten Oderseite standen, nicht zweimal heißen und zeigten, daß sie das Rauben, Plündern und Brandschatzen noch nicht verlernt hatten.

II

Als der Bartholomäustag, der 24. August, anbrach, versammelten sich die Ältesten der Kaufmannschaft und die Geschworenen der Zünfte im Remter, dem großen, oberen Saal des Rathauses, und harrten der Rechtfertigung des Rates. Die bewaffneten Zechen strömten von allen Gassen her auf den Ring, standen Kopf an Kopf, verhielten sich aber stille. Die hintere Tür des Rathauses versperrten die Reichkrämer, siebenundvierzig an der Zahl, die es mit dem Rate hielten, die vordere Treppe hatten die Fleischer besetzt, wohl an die hundert Mann stark. Zu ihnen gesellte sich Hans Rintfleisch, der unter seinem Mantel einen dunklen Harnisch trug.

Die Konsuln und Schöffen aber saßen in der Rats-

kammer und warteten vergeblich auf Bernhard Skal und Friedrich Reichart. Als die Gemeinde unruhig wurde, sandte Johann Beyer, als der Älteste im Rat, einen Diener aus, die beiden Fehlenden zur Eile zu mahnen. Und da der Bote zurückkam, wurde es kund, daß die beiden schmählich geflohen waren. Die Ratsherren erbleichten, denn sie waren durch diesen Verrat selbst in großen Verdacht und Gefahr ihres Lebens gesetzt worden, und wußten nicht, was sie tun sollten. Und als die Gemeinde in der Ratskammer anfragen ließ, weshalb der Rat nicht komme, erhob sich Johann Beyer.

„Lieben Freunde," sprach er mit fester Stimme, „gehen wir im Namen Gottes hinauf! Wer gerecht ist, der fürchte sich nicht!"

So schritt er ihnen allen sicher und aufrecht voran, die andern aber hatten große Furcht. Am meisten zitterte Peter Eschenloer, der den Beschluß machte. Die Gemeinde, von den frommen Kaufherren Anton Hornig und Valentin Haunold angeführt, empfing den Rat mit eisigem Schweigen.

„Liebe Gemeinde!" sprach Johann Beyer, der würdige Schöffenobmann, und trat drei feste Schritte vor. „Unsere Ältesten haben uns besendet, um heute etliche Sachen vor euch zu bringen. Wir haben ihrer geharret, und da sagt man uns, sie seien fort. Wir sind allhier; wir wissen uns gerecht, wir sind bereit, mit euch getreulich zu stehen und Leib und Gut nicht zu sparen. Ihr werdet uns ihr Weglaufen, davon wir nichts wissen, nicht lassen entgelten. Alles, was ihr von uns wollt gehabt haben, das wollen wir tun. Jene aber haben verräterisch gehandelt an uns mit ihrer Flucht!"

Darüber begann die ganze Gemeinde entsetzlich zu toben gegen den Rat und wollte ihn auf der Stelle in Stücke hauen. Doch Johann Beyer blieb furchtlos auf seinem Platze stehen und wich keinen Fuß breit zurück.

Anton Hornig aber und Valentin Haunold gelang es, die Geschworenen zu beruhigen, daß sie vor den Saal traten und sich jeder Gewalttat entschlugen. Da draußen besprach sich die Gemeinde drei Stunden lang mit mörderlichem Geschrei, daß Peter Eschenloer voller Angst darauf harrte, sie würden hereingelaufen kommen und die Ratsherren totschlagen.

Johann Beyer aber hielt noch immer drei Schritt vor dem ganzen Rat und wandte sich nicht ein einziges Mal um. Drei lange, bange Stunden stand er regungslos, während draußen vor der Tür die Gemeinde wild durcheinanderbrüllte, und die Zechen auf dem Ringe auch nicht länger ruhig blieben.

Denn als sich hier unten erst die Kunde verbreitet hatte, daß die beiden Konsuln zu den Ketzern geflohen waren, erhob sich ein solches Geschrei, daß die Fenster zitterten. Die tollen Tuchmacher wollten dem schlechten Rat sofort an den Kragen und das Rathaus stürmen, aber die Fleischerzeche verwehrte ihnen hartnäckig den Eingang. Hans Rintfleisch machte sein Schwert blank und hielt es drohend den Angreifern entgegen.

„Wenn heute Blut fließen soll," schrie er mit seiner mächtigen Stimme, „so mag zuerst diese Treppe hier rot werden!"

Gleichzeitig streckten die Fleischer ihre Beile und Spieße in die Höhe, daß sie scharf in der Morgensonne blitzten.

Da wichen die Tuchmacher zurück. Denn wenn sie

auch in der Überzahl waren, so wog ein breiter, muskelstarker Fleischhauer doch immer für fünf dünne, bleichwangige Fadenreißer. Sie fielen denn auch bald in den Schweidnitzer Keller und in die Bierstuben am Ringe ein, um sich neuen Mut zu holen, und vertrieben sich die Zeit, indem ein jeder vor sich hinschrie, ohne auf den andern zu hören.

Unterdessen hatte in der Gemeinde die kluge Besonnenheit Anton Hornigs und Valentin Haunolds den Sieg davongetragen. Das Toben vor der Tür ließ allmählich nach, und Peter Eschenloer faßte wieder einige Hoffnung, seinen Kopf ohne Schaden und Wunden nach Hause zu bringen.

Als die drei Stunden herum waren, trat die Gemeinde wiederum in den Saal, und Anton Hornig stellte sich vor den Rat und teilte ihm mit, was die Geschworenen beschlossen hatten.

„Lieben Herren," sprach er freundlich, „darüber, daß zwei ehrlose Buben im Rat gesessen und jetzo geflohen sind, sollt ihr euch keinerlei Kümmernis machen, sondern gegen die Gemeinde weiterhin als rechtschaffene Leute handeln und in der Sache mit dem Girsik fortan nichts hinter dem Rücken der Gemeinde tun."

Da das die Ratmannen, allen voran Johann Beyer, mit tiefer Bewegung gelobten, war die Aufrichtung des Friedens nicht schwer. Die beiden Stadtflüchtigen wurden auf ewig gebannt, und Peter Eschenloer mußte an Georg Podibrad einen Brief schreiben, worin ihm der Rat mitteilte, daß die Breslauer ihm nimmermehr huldigen und ihn mit dem Schwerte treffen wollten, wenn er sich verfinge, die Bannmeile zu verletzen.

Als aber der Rat an die Gemeinde das Ansinnen stellte, für die verlassenen Plätze zwei neue Konsuln zu wählen, schlugen es die Geschworenen rundweg ab, um die alten Privilegien der Ratskur, die nur am Aschtage vorgenommen werden durfte, nicht zu durchbrechen.

Inzwischen hatte sich die frohe Botschaft unter den Zechen verbreitet, und es erhob sich auf dem Ringe ein großer Jubel, weil die Gemeinde obgesiegt hatte. Und schon rückten die Minoriten und Dominikaner heran und predigten das Kreuz wider den Ketzer. Hans Rintfleisch wollte eben das Schwert einstecken, da flog vom Leichnamstor ein gellender Schrei die Schweidnitzer Gasse herauf.

„Der Feind ist da!“

Wie eine Windsbraut fuhr der Ruf um das Rathaus und fegte in wenigen Augenblicken den Ring rein. Eilenden Laufes strebten Zechen, Geschworene, Reichkrämer, Kaufherren und Ratmannen nach den Mauern.

Hans Rintfleisch schwang sich in den Sattel, jagte die Reußische Gasse hinauf, raffte unterwegs einige Berittene auf und machte mit ihnen einen Ausfall zum Nikolaitor hinaus bis nach Lissa, ohne aber des Feindes ansichtig zu werden. Erst gegen Abend kam er zurück. Noch eher waren die beiden Haufen, die durch das Ohlische und das Leichnamstor ausgebrochen waren, heimgekehrt.

Blinder Lärm hatte sie geschreckt, denn König Georg war noch weit hinter Canth.

Am nächsten Abend kam von Öls die Nachricht, daß die drei Herzöge aufgesessen wären und gegen Breslau

ritten. Nun wurden auch bei Tage die Tore geschlossen und unter strenger Kontrolle gehalten.

Hans Rintfleisch ließ die sechs bepackten Wagen unter den gewölbten Torweg stoßen und schob die Reise nach Polen auf.

Drei Tage nach dem Bartholomäustage kamen auf dem Rathause in zwei großen Kobern 265 Fehdebriefe an. Und wenn auch ihre Zahl schnell bis ans zweite Tausend wuchs, so verzagte der Rat nicht und beriet sich fleißig mit der Gemeinde.

Die Zechen aber lachten nur über die Grafen und Herren und gingen zurück an ihre Hantierungen, als freute sich die ganze Welt des tiefsten Friedens.

Noch einmal versuchte es der König im guten, denn er wollte die schöne Stadt nicht verderben. Allein die Breslauer hatten dicke Köpfe und blieben mit Gottes Hilfe bei ihrer letzten Antwort. Nun mußte er Ernst machen und überredete die Neumarkter, daß sie ihn in ihre Mauern ließen. Von hier aus gedachte er Breslau zu überrumpeln. Aber die Breslauer hatten großen Mut, machten einen Ausfall nach dem andern, besonders des Sonntags nachmittag, wenn sie nichts zu tun hatten, und setzten dem Könige hart zu.

Dafür plünderten seine Bundesgenossen die Dörfer der Bannmeile und steckten sie an, so daß die Bauern von allen Seiten mit Brotkorn und Schlachtvieh in die Tore strömten. Und wenn auch der Handel auf allen Straßen stockte, das gemeine Volk litt nicht Not. Die reichen Kaufleute aber konnten es schon einige Zeit ohne Verdienst aushalten. An Wein war kein Mangel, und auch das Bier ging nicht aus, die wackeren Kretschmer brau-

ten immer der Reihe nach neues, und allerorten staken ihre lockenden Kegel vor den Türen.

So waren die Breslauer fröhlich und vergnügt, obschon der Feind vor ihren Toren lauerte und niemand zu ihrer Hilfe herbeizog.

Sie wußten sich sicher, weil Rat und Gemeinde einmütiglich beieinander standen.

Hans Rintfleisch teilte Kraft und Zeit redlich zwischen dem gemeinen Wohl und seiner Liebe. War Gefahr im Verzuge, saß er als erster im Sattel. Henzko Hartlieb, sein alter Reitknecht, der schon seinem Vater gedient hatte, wich nicht von seiner Seite. Gar oft mußten sie nach Rattern reiten, das der Herzog von Ohlau mehrfach zu kränken trachtete. Hans Rintfleisch hielt ihn zuerst im guten davon ab, indem er ihm einige Dukaten vorstreckte, dann aber schlug er mit dem Schwerte drein und trieb mit Hilfe der Bauern die herzoglichen Knechte davon. Seitdem hatte Rattern Ruhe, denn der Herzog fürchtete im Ernst, Hans Rintfleisch könnte zu ihm nach Ohlau auf einen Besuch kommen, und das war so gut wie gar nicht befestigt.

Sonst saß Hans Rintfleisch bei Dorothea, seiner verlobten Braut, oder bei Johann Beyer, der mit ihm offen die Nöte der Zeit besprach.

Denn der Rat hatte keine Heimlichkeiten mehr vor der Gemeinde. Treu standen die Breslauer zusammen für den bedrohten Glauben und zeigten keine Furcht. Sogar Peter Eschenloer befreundete sich allmählich mit den Blutfressern.

Bernhard Skal und Friedrich Reichart aber drängten den König, einen Sturm zu tun und die Missetäter

zu bestrafen. Doch er zögerte noch immer, weil er auf seine Klugheit baute, die Stadt im guten zu gewinnen. Um sich aber ein rechtes Ansehen zu geben und jedermann seine Macht deutlich vor Augen zu führen, zog er alle verfügbaren Hilfsvölker an sich und ließ sie brav auf den Dörfern herumscharmützeln.

Die Breslauer aber bekehrten sich nicht von ihrem Starrsinn und schlugen nur noch kräftiger drein.

Bei einem solchen Zusammenstoß hinter Dürrgoy traf ein Pfeil Hans Rintfleisch in die rechte Schulter, daß er den Arm in die Schlinge legen und das Kriegen für eine kleine Zeit aufgeben mußte.

Als er zu Dorothea kam, ergriff sie bange Furcht um sein Leben, und nur mit Mühe konnte er sie beruhigen.

Der Vater aber, der dazutrat, schalt sie lächelnd und meinte, solche Mückenstiche wären bei rechten Kriegsleuten der Brauch und am besten durch einen Becher Weines zu heilen.

Schmollend lief sie hinaus, um das Verlangte zu holen.

„Es will mir nicht behagen," sprach Hans Rintfleisch ärgerlich, „daß ich morgen nicht mitreiten kann!"

„Hat keine Eile!" erwiderte Johann Beyer und hieß ihn im Lehnstuhl sitzen. „Von Neumarkt ist die Botschaft gekommen, daß der Girsik lieber heute als morgen abziehen möchte, wenn es nur seine Ehre zuließe. Und daß er den besten Edelstein seiner Krone darum geben wollte, wenn er diese Aktion gar nicht erst angefangen hätte."

„So will er uns damit überlisten wie die Neumarkter!“ sprach Hans Rintfleisch und runzelte die Stirn.

„Es wird ihm mitnichten gelingen!“ rief Johann Beyer fest. „Wir huldigen ihm nimmermehr. Will er sich damit zufrieden geben, so mag er ruhig nach Böheimb ziehen, woher er gekommen ist.“

„Dazu helfe uns Gott!“ seufzte Hans Rintfleisch und griff an die Wunde.

„Er hat uns noch niemals verlassen,“ sagte der alte Ratsherr ernst, „weil wir getreulich an ihm festhalten. Stehet er uns aber bei, daß wir das alte Jahr in Frieden beschließen, so dünkt mich, könnten wir am Aschtage eine fröhliche Hochzeit richten.“

Hans Rintfleisch kämpfte schwer mit sich, dann schüttelte er den Kopf.

„Ich danke Euch!“ erwiderte er zögernd. „Doch meine ich, der Rat sollte zuerst Anton Hornig und Valentin Haunold küren. Denn solches allein ist billig, weil sie das ganze Volk hinter sich haben, und auf daß der Frieden in die Stadt komme.“

In diesem Augenblicke trat Dorothea mit zwei silbernen Bechern herein, nippte an dem einen und zog sich zurück, um das Gespräch nicht zu stören.

„Das ist ein wackeres Wort!“ rief Johann Beyer, nachdem er den Becher geleert hatte. „Dafür soll Euch der Lohn nicht ausbleiben. So mag denn die Hochzeit gerichtet werden, wann Ihr es bestimmet, unbeschadet, ob Ihr schon im Rate sitzet oder nicht.“

„Ich danke Euch!“ sprach Hans Rintfleisch, blickte froh zu ihm auf und reichte ihm die linke gesunde Hand. „So möget Ihr sie richten, wenn ich von Polen heim-

komme. Wird uns der Frieden vor Allerheiligen, so will ich es noch in diesem Jahre wagen."

„Es sei!" sagte Johann Beyer und schlug ihm herzhaft auf die linke Schulter. „Vergeßt nicht die 500 Dukaten, die Ihr in Plock eintreiben sollt. Sträubt sich der Witoslaw, so laßt ihn vom Gericht scharf anfassen. Ihr möget sie Dorothea als Nadelgeld mitbringen. Und so Ihr es begehret, soll der Verspruch nicht länger geheim bleiben."

Am nächsten Sonntag schritt Hans Rintfleisch mit seiner Braut Dorothea Beyer Hand in Hand die Herrengasse hinunter. Da er den Verband noch nicht abgelegt hatte, führte er sie an der linken Hand. Jedermann, der ihnen begegnete, sah dem schönen, stattlichen Paare nach und wußte, was das zu bedeuten hatte.

So traten die beiden in die Elisabethkirche, wo Dorothea noch nie die Sonntagsmesse versäumt hatte, und hörten danach den Pfarrer Nikolaus Zedlitz von der Kanzel gegen den Girsik, als den gefährlichsten aller Ketzer, mit gewaltigen Worten predigen.

Hans Rintfleisch führte danach seine verlobte Braut wieder in das Haus ihres Vaters zurück, und sein Ansehen stieg gar mächtig, besonders in der Fleischerzeche. Aber auch die anderen hörten jetzt auf ihn, wenn er im Schweidnitzer Keller saß und sie zur Ruhe und Einigkeit mahnte. Und als er dort offen heraussagte, daß Anton Hornig und Valentin Haunold in den Rat kommen müßten, ließen ihn sogar die Tuchmacher hochleben und wollten ihn auf den Schultern heimtragen. Aber er entwich ihnen.

Peter Eschenloer sandte ihm ein paar wohlgefügte

lateinische Verse, worin er die Tugenden der erwählten Braut pries und auf die nächste Ratskur anspielte. Hans Rintfleisch erinnerte sich seines Freundes, den er stark vernachlässigt hatte, und wollte ihn am nächsten Tage aufsuchen.

Als er aber über den Ring schritt, erhob sich plötzlich ein wildes Geschrei von der Neustadt her.

Sofort rückten alle Zechen, bis an die Zähne bewaffnet, im Geschwindschritt heran und hatten wieder einmal nichts anderes vor, als das Rathaus zu stürmen und den Rat in kleine Stücke zu reißen.

Es war nämlich das tolle Gerücht aufgekommen, daß der Rat zwanzig fremde Henker im Rathaus verborgen halte, um alle, die in der Gemeinde wider ihn seien, zu enthaupten, dann aber die Tore dem Girsik zu öffnen.

Hans Rintfleisch warf sich mit einigen beherzten Kaufherren und Reichkrämern der wütenden Masse entgegen und suchte sie zu beschwichtigen. Auch Valentin Haunold und Anton Hornig erhoben ihre Stimme und sprangen ihm auf der Schwelle des Rathauses zur Seite. Aber die Fleischer hatten diesmal mit dem Pöbel gemeinsame Sache gemacht.

So wurde das kleine Häuflein zur Seite geschoben, das Rathaus gestürmt und von oben bis unten durchsucht.

Die zwanzig Henker fanden sich nirgends.

Zum Glück war der Rat nicht versammelt, es wäre ihm sonst sehr übel mitgespielt worden.

Jetzt aber, nachdem das Törichte des Gerüchts offenkundig geworden war, hatten Hans Rintfleisch, Anton

Zornig und Valentin Haunold gewonnenes Spiel. Sie redeten den Zechen ernstlich ins Gewissen und bewogen sie zum Abzug.

Am nächsten Morgen besendete der Rat wieder die Gemeinde, und Johann Beyer trat vor sie hin.

„Ihr seid im Begriff gewesen," sprach er mit zorniger Stimme, „ein Spiel anzurichten, das euch und eure Kinder gar bitter gereut hätte. Gott ist unser Zeuge, wir wissen von solchen tollen Sachen nichts. Der Teufel muß euch diese Dinge eingeblasen haben, oder unsere Feinde, die sich dessen freuen mögen. So ihr aber ein solch schlechtes Vertrauen zu uns habt, so ist es viel besser, ihr setzet andere gute Leute als Konsuln und Schöffen an unsere Statt, denen ihr Vertrauen schenken möget, damit endlich Friede unter uns sei. Vor der Stadt draußen liegen an allen Orten unsere Feinde, die uns zu verderben trachten. Und wir sollen nun auch innerhalb unserer Mauern Streit und Unfrieden haben!"

Da sprang ein Geschworener der Tuchmacher vor und sagte aus, daß viele Nachrichten in der Stadt angetroffen worden seien und man sich deshalb schlimmer Dinge versehen müsse. Nun sandte der Rat in die Nachrichterei und ließ den Meister Barthel fordern. Der erschien auch bald, stellte sich breitbeinig zwischen den Rat und die Gemeinde, stützte beide Hände aufs Schwert und sah sich spöttisch um.

„Was beliebt den Herren?" fragte er, als ihn niemand anreden mochte. „Ist einer hier, dem sein Kopf leid tut?"

„Wahret Eure Zunge!" herrschte ihn Johann Beyer

an. „Ihr könnt Euch leichtlich selbst um Euern Kopf reden!"

„Was liegt daran?" spottete Meister Barthel, neigte zuvorkommend den Nacken und setzte die schwere Klinge noch weiter von sich. „Hier ist mein Hals und hier mein Schwert. Gelüstet es einem der Herren, ein braver Henker zu werden, so mag er getrost seines Amtes walten!"

Da sahen sie denn, daß er ein Schalksnarr war und befragten ihn heftig, ob er etwa fremde Henker bei sich beherbergte.

„Vierzehn gute Gesellen habe ich bei mir!" bestätigte er ruhig. „Da die ehrlichen Leute nicht mit mir trinken mögen, so habe ich meine Genossen aus den übrigen Städten auf ein Fest gebeten."

Er wurde nun von allen Seiten tüchtig gescholten, daß er solches in einer so unruhigen Zeit und ohne Wissen des Rates getan hätte. Aber er wußte sich gut zu verteidigen und meinte, früher hätte er seine Gesellen nicht laden können, jetzt aber hätten sie leicht freikommen können, dieweil sich der Girsik selbst auf das unehrliche Handwerk gelegt hätte.

Da ermahnte man ihn, die vierzehn Gäste schleunigst aus der Stadt zu tun, damit das Volk nicht weiter beunruhigt werde, und sandte ihn nach Hause.

Nun hatte sich die Gemeinde von des Rates völliger Unschuld überzeugt und wollte heimgehen. Aber die Ratmannen hielten sie fest, weil sie mitnichten noch ferner dergleichen gefährliche Abenteuer bestehen und nicht immer für ihr Leben zittern wollten, und forderten die

Geschworenen auf, für die erledigten Sitze zwei Männer zu wählen, denen sie Vertrauen schenkten.

Da gab die Gemeinde nach und bat den Rat, die Wahl sofort selbst vorzunehmen, unbeschadet der Privilegien.

So stiegen Konsuln und Schöffen wieder in die Ratskammer hinunter und kürten Anton Hornig zum Landeshauptmann und Valentin Haunold zu seinem Stellvertreter.

Draußen aber zogen sich die Kriegsvölker zusammen wie dicke Wetterwolken.

Der König machte mit seinem Zögern ein Ende, ging mit seinem Heere bei Auras über die seichte Oder und vereinigte sich mit den Herzögen, um die Stadt von der Wasserseite zu bezwingen. Die Breslauer aber lachten darüber, gingen ihrer Hantierung nach, zechten im Schweidnitzer Keller und an den übrigen Bierquellen und waren so siegesgewiß, daß sie nicht einmal die Tore schlossen.

Und doch war die Lage ernst genug, denn die Stadtknechte waren gering an Zahl, die Oderseite der Stadt war schwach befestigt, und der niedrige Wasserstand des Stromes bot einen sehr ungewissen Schutz.

Der Rat, der dem König noch immer keine Herzhaftigkeit zutraute, begnügte sich damit, als ihm das Vorrücken der herzoglichen Hilfsvölker gemeldet wurde, hinter die Zäune der Odervorstadt 600 Gewappnete aufzustellen. Auch andere Haufen, besonders die Bauern, setzten sich in den Gärten fest, wetzten die Wehren und luden ihre Pischullen.

Hans Rintfleich hielt hinter der Kapelle zu den Elf=

tausend Jungfrauen mit einem Häuflein und führte es an, obwohl ihm noch immer die Kraft im rechten Arme fehlte.

Auf die Türme der Sandkirche und des Domes hatte man lange Büchsen gestellt.

Als aber die feindlichen Haufen näher kamen und der Rottmeister Johann vom Walde, der die Sechshundert kommandierte, die große Zahl der königlichen Truppen inne ward, sandte er eilig zum Rat, damit er die Zechen aufbiete. Doch die Konsuln waren dagegen, weil sie die Stadt nicht ohne Not beunruhigen wollten, und ließen ihm sagen, daß er im Notfalle auf den Sand retirieren und die Brücke aufziehen solle.

Und schon beim ersten Stoß des übermächtigen Feindes wich die Vorhut der Breslauer zurück, warf sich auf die Geharnischten und brachte sie in Unordnung. In vier Haufen stürmten die Herzoglichen über die alte Oder und brachen jede Gegenwehr.

Auch Hans Rintfleisch mußte weichen. Er riß das Pferd herum und sprengte in voller Karriere über die beiden Brücken des Sandes.

„Die Feinde dringen in die Stadt!“

Das war sein Ruf, mit dem er die Fleischerzeche aus den Bänken rief. Sie griffen sofort zu Beilen und Spießen und eilten ihm nach, um über die Feinde herzufallen. Die sechshundert Geharnischten, die schon zu weichen begannen, wurden gestützt und boten den Feinden tapfer die Stirn. Die stutzten merklich, als die Beile der Fleischer auf ihren Rüstungen klangen, doch um so heftiger wurden ihre Anstrengungen, die beiden Brücken und damit den Zugang zur Stadt zu gewinnen.

Hans Rintfleisch war mitten im Getümmel und schwang sein Schwert mit der linken Hand.

Aber sein Ruf, den er durch Breslaus Gassen geschleudert hatte, ging nicht verloren.

„Die Feinde dringen in die Stadt!"

Schon rückten die Kretschmer heraus, die Schmiede und die Zimmerleute, die Kürschner, Weißgerber und Bäcker, die altstädtischen und die neustädtischen Tuchmacher, die Sattler, Taschner und Nadler, die Schuster und Parchner, die Fischer, Häringer und Salzer. Sogar die Schneider blieben nicht zurück, eine stattliche Zahl, die an Behendigkeit ersetzte, was ihr an Kraft gebrach. Zuletzt sprengten hoch zu Roß, mit Lanze und Schild bewehrt, die Kaufherren und Reichkrämer heran.

Aber sie alle kamen gar nicht zum Schlagen.

Schon als die Stadt so in ununterbrochener Reihenfolge einen Haufen wohlbewehrter und streitlustiger Bürger nach dem anderen zum Sandtor herausstieß, und es noch immer kein Ende damit nehmen wollte, da packte die Feinde, die mehr zum Sengen und Stehlen als zum offnen Kampfe gekommen waren, ein kalter Graus. Und als das riesige, rätselhafte Ungetüm, das diese Haufen wie Wölkchen von sich ließ, seine drohende Stimme erhob, als die große Glocke von Maria Magdalena zu heulen anfing, und alle Glocken groß und klein auf diesen donnernden, grollenden Grundbaß mit wilden, aufreizenden Melodien einstürmten, als die krachenden Rohre von Türmen, Mauern und Dächern den Takt dazu schlugen, da machten die tapferen Raubfürsten von Ober- und Niederschlesien kehrt und suchten so schnell das Weite, daß sie die Pferde unter sich zu

Schanden ritten. Die Fußknechte verkrochen sich in die Büsche. Die Reisigen aber jagten, daß ihnen die Sporen klangen und sahen nicht einmal rückwärts, denn sie meinten, die ganze Stadt säße ihnen im Nacken.

Hundert Mann verloren sie, während die Breslauer nur zwei Tote hatten; einen tollkühnen Trödler, der dem Feinde allein entgegengegangen war, und einen lahmen Schuster, den eine Kugel von der Sandkirche getroffen hatte. Als die Breslauer am anderen Morgen Miene machten, über die Weide zu setzen, wo sich die Herzöge verschanzt hatten, räumten sie in wilder Hast das Lager. Hans Rintfleisch aber verfolgte sie auf eigene Faust und trieb sie bis hinter Bohrau und Glauche.

Da sah der König Georg Podibrad ein, daß er mit Gewalt nichts gegen die starke Stadt ausrichten konnte, und schickte den Bischof Jodokus hinein. Doch die Gemeinde traute ihm nicht, weil er ein Böhme war. Auch der Brief des heiligen Vaters, worin der Girsik als rechtgläubiger Christ und rechtmäßiger König von Böhmen anerkannt wurde, verschlug nichts bei den Starrköpfen.

Sie wollten päpstlicher sein als der Papst.

Unterdessen schloß der Rat mit den Herzögen einen Waffenstillstand, eroberte Bohrau und Strehlen, wo die Böhmen noch immer die Zufuhr sperrten, und schlug mit Glück allerhand räuberische Haufen, die hier und da aus den Wäldern hervorbrachen.

Noch vor Allerheiligen sandte Peter Eschenloer an seinen Freund Hans Rintfleisch die Nachricht, daß die Wege nach Polen wieder frei wären.

Doch er wollte die Stadt nicht eher verlassen, bis daß sie völlig in Frieden wohnte.

Um diese Zeit kamen zwei päpstliche Legaten in die Stadt, die den Streit um jeden Preis zu Ende bringen sollten. Da die Breslauer nicht nachgaben, drohten die Gesandten mit dem Bann und verlangten, daß der Rat die Prediger, besonders Nikolaus Zedlitz bei Sankt Elisabeth und Nikolaus und Bartholomäus Tempelfeld, die das Volk fortdauernd aufhetzten, einsperren sollte. Und der Rat, vor allem der fromme Anton Hornig, begann sich dem Befehl des Heiligen Vaters zu beugen.

Hans Rintfleisch sah mit tiefem Ingrimm, daß die alte Partei wieder im Rate hochkam, und Johann Beyer, der seines Eidams stolze Pläne, Breslau groß und frei zu machen, durchaus billigte, klagte ihm mit bewegten Worten, wie nun alles, was die Waffen erstritten, durch den Gänsekiel zunichte gemacht werden sollte.

Da rief Hans Rintfleisch alle Zechen vor den Fleischbänken auf dem Neumarkt zusammen und hieß sie schwören, nicht eher auseinander zu gehen, bis der Rat sie besendet und Rechenschaft abgelegt hätte.

Die hurtigen Tuchmacher zudem drängten, die beiden Prälaten gleich zur Stadt hinauszutreiben.

Da erkannte der Rat sein Unrecht an dem Volke, und die beiden ersten Konsuln gingen mit Peter Eschenloer, der den Dolmetsch machen mußte, zu den päpstlichen Legaten und baten sie mit Tränen in den Augen und um Gottes willen, daß sie weit weg wären.

Die beiden Kleriker erschraken darüber aufs tiefste und versprachen, eine dreijährige Frist auszuwirken, um die Huldigung so lange anstehen zu lassen.

Und so siegte am Ende Peter Eschenloers feine Diplo-

matie. Die Zechen gaben sich einstweilen damit zufrieden und gingen auseinander. Hans Rintfleisch deuchte der Erfolg nicht sonderlich groß, denn von der Freiheit Venetias war Breslau noch sehr weit entfernt. Und er ging darum zu Peter Eschenloer und schüttete ihm sein Herz aus.

„Herr Hans," beruhigte ihn der und lächelte ihm über den Becher zu, „seid Ihr denn durch die Kriegsläufe noch blutdürstiger geworden? Doch solltet Ihr niemalen das Diplomatische unterschätzen. Kann man doch mit einem einzigen Federzug eine ganze Feldschlacht ausstreichen und eine Provinz erobern. Der Rat wird ein geschicktes Subjekt aussuchen und nach Rom senden. Dem wollen wir gute Beweise geben, daß der Girsik doch ein Ketzer ist. Und dann wird ihn trotz seiner Schlauheit der Bann und die Acht treffen, und der Heilige Vater wird sich seiner Breslauer Schäflein wieder annehmen!"

„So sollen wir uns stützen auf einen Stab, der selber hin und her schwanket?" fragte Hans Rintfleisch kopfschüttelnd.

„So schwanket man eben mit!" erwiderte der Stadtschreiber lächelnd. „Das ist die hohe Politika, Herr Hans, die müßt Ihr noch lernen, sonst tauget Ihr nicht in den Rat!"

Doch Hans Rintfleisch war anderer Meinung und fand bei Johann Beyer besseres Verständnis.

„Lieber Herr Eidam," mahnte er ihn ernst, „bezähmet Euer Ungestüm noch ein Weilchen. Lasset erst das alte Geschlecht in die Grube fahren, dann aber sorget, daß noch mehr Männer Eurer Art im Rate sitzen. Und

wenn es Euch auch nicht vergönnt sein wird, die Stadt zur stolzen Höhe Venetias zu führen, so zielet vornehmlich darauf, daß Ihr aus Breslau eine freie Reichsstadt machet, die sich vor Nürnberg und Lübeck nicht zu schämen braucht. Was davon an unserem Teile lieget, wollen wir in Einmütigkeit und nach allen Kräften vollbringen, Kaiser und Papst brav die Taschen zu spicken, daß sie uns von dem böhmischen König lossprechen. Denn nicht, weil er ein Ketzer ist, sondern weil er ein Böhme ist, soll man ihn anfeinden. Eilet, daß Ihr nach Polen reiset und wieder glücklich heimkehrt, denn ich gedenke, mein Amt nächstes Jahr in Eure Hände zu legen."

Bald darauf, am dreizehnten Tage des neuen Jahres, zog der dreijährige Friede ins Land, am Aschtage tauschten die Ratmannen nach altem Brauch ihre Ämter untereinander aus, und Johann Beyer wurde zweiter Konsul, während Anton Hornig seinen Sitz als Landeshauptmann behielt.

Dann wurde nach Prag eine prächtige Gesandtschaft geschickt, die Johann Beyer anführte, und er gelobte im Namen des Rates dem König in die Hand, alles getreulich zu halten, was die päpstlichen Gesandten bedingt hatten nach dem Wortlaut ihrer Artikel und Briefe.

Als aber die Gesandtschaft heimgekehrt war, beeilte sich der Rat, dem verschlagenen Magister Kitzing, den Peter Eschenloer zu diesem Zwecke in Nürnberg aufgetrieben hatte, die Taschen zu füllen und ihn nach Rom zu senden, um den verhaßten Ketzerkönig mit heimlichen Waffen zu bekämpfen. Und je mehr Wechselbriefe der

listenreiche Magister in Venedig und Florenz auf den Breslauer Rat zog, um so geneigter zeigten sich die Kardinäle der Kurie, ihre Meinung über Georg Podibrad gründlich zu ändern.

Die Seele dieser Politik war Peter Eschenloer, der alle unsichtbaren Fäden, die Kitzing in Rom spann, in seinen Händen hielt und ein Netz daraus zu weben begann, mit dem er den Erbfeind Breslaus noch vor Ablauf der drei Jahre zu Fall zu bringen hoffte.

Bernhard Skal und Friedrich Reichart, die beiden stadtflüchtigen Konsuln, aber saßen in Prag bei dem Könige und harrten auf seinen Sieg, der sie in ihrer Vaterstadt wieder zu Ehren und Würden bringen sollte.

III

Am dritten Tage nach Ostern überließ Hans Rintfleisch sein Haus der alten Muhme und brach nach Polen auf. Hoch zu Roß, mit Harnisch und Schwert angetan, auf dem Barett eine wallende Straußenfeder, sprengte er dem Zuge voraus auf den Salzring zu.

Dicht hinter ihm hielt sich Henzko Hartlieb, sein kurzer, handfester Geselle, dem das struppige, graue Haar unter der Eisenhaube hervorsah. Weil er dem Hause schon dreißig Jahre getreulich diente, durfte er sich bei seinem Herrn manches herausnehmen.

Die sechs schweren Wagen, die den Beschluß machten, wurden von kräftigen Gäulen gezogen und waren bis über die Rungen mit Ballen, Fässern, Kisten und Säcken bepackt. Da fehlte nichts, was guten Gewinn versprach: Breslauer und flandrisches Tuch, Hirschberger Lein=

wand, Prager Messer, Gewürz aus Venedig, lübische Heringe und Magdeburger Büchsenrohre, Nürnberger Pulver und sächsisches Blei, Brokat und köstliche Stoffe aus Frankreich und Schweidnitzer Schöps.

Jedem Wagen war ein Kutscher und zwei gewaffnete Knechte zugeteilt.

Dorothea öffnete das Fenster und winkte mit dem Tüchlein. Hans Rintfleisch schwang seinen Degen und rief ihr zu, daß er den Zobelpelz nicht vergessen werde. Doch sie fand darauf keine andre Antwort als ein stummes Kopfnicken. Denn das Herz war ihr schwer, und in ihren Augen standen die Tränen. Sie hatte in der Nacht einen schlimmen Traum gehabt, der sie noch immer ängstigte.

Auch Johann Beyer trat ans Fenster und schaute mit Freude auf den stolzen Zug seines Eidams.

„Vergesset nicht nach Plock zu reiten!" rief er hinab und hob die Hand.

„Seid ohne Sorge!" gab Hans Rintfleisch zurück, schwenkte noch einmal das Barett und kitzelte den feurigen Hengst mit den Sporen, daß er stieg und im Galopp über den breiten Platz stob. Schwerfällig ratterten die Wagen hinterdrein.

Dorothea aber schaute ihm nach, solange sie konnte, dann sank sie auf den Stuhl und drückte das Tüchlein an die Augen. Der Vater jedoch schalt sie lächelnd ob ihrer Verzagtheit und ging frohen Mutes an seine Geschäfte.

Hans Rintfleisch ritt über den Ring, und das gemeine Volk blieb stehen und gaffte ihm bewundernd nach oder lief ein Stück mit. Die Krämer und die Handwerksmeister hielten in ihrer Arbeit inne und wünsch-

ten ihm laut eine fröhliche Reise. Denn sie liebten und schätzten ihn alle, weil er mutig wider die Zwietracht gestrebt und ein Herz für das Volk hatte.

Froh erwiderte er jeden Gruß und tat mitnichten so hochmütig wie die anderen Kaufherren. Die Kutscher und Knechte, die faul auf den Wagen hockten, waren auf diese allgemeine Ehrung stolzer als er selbst. Sogar der mürrische Zöllner an der Sandbrücke, der keinen ungekränkt vorbeifahren ließ, hielt ihn nicht an und stundete ihm den Zoll bis zur Rückkehr.

So zog Hans Rintfleisch wohlgemut zum Sandtore hinaus, erreichte am Abend Öls, wo der Herzog grimmig auf die schweren Wagen blickte, die er leider nicht berauben durfte, schlug vor Adelnau ein paar Strauchdiebe zuschanden, die sich auf der Grenze sicher wähnten, wobei ihm Henzko Hartlieb wacker half, und kam am fünften Abend glücklich in Kalisch an.

Hier handelte er mit Glück und tauschte gegen die Erzeugnisse des Ostens, als Pelzwerk, Honig und Wachs, drei seiner Ladungen aus. Er verzog einige Zeit, bis die Thorner Kaufleute, die nach Breslau wollten, ankamen, und schickte unter ihrem sicheren Geleit drei seiner Wagen nach Hause.

Mit den drei übrigen hielt er auf Petrikau und Warschau zu. Aber die Straßen waren schlecht und wurden noch schlechter durch den Frühjahrsregen, der strömend niederrann. Allein sie waren gut befriedigt, denn der mächtige König Kasimir griff die adeligen Räuber scharf an und machte nicht viel Federlesens mit ihnen.

Zum Pfingstmarkt traf Hans Rintfleisch in Warschau ein, brachte seine Waren an den Mann, festigte die Han-

delsbeziehungen, die sein Oheim angeknüpft hatte, versuchte sich neue zu schaffen und bewies bei allem Tun und Lassen ein großes Geschick und eine sichere Hand.

Dann sandte er die drei Wagen unter dem Schutz der Warschauer Kaufleute, die nach Breslau strebten, heimwärts, behielt nur seinen getreuen Henzko bei sich und machte sich nach Plock auf den Weg, um die 500 Dukaten einzutreiben.

Am Weichselstrome trabten sie entlang, kamen durch dicke Wälder, und das Land wurde immer wilder und unwirtlicher. Die Herbergen, in denen sie zur Nacht bleiben mußten, waren schmutzige, widrige Höhlen, und das arme Volk, das darin hauste, warf böse, begehrliche Blicke auf die beiden Fremden.

Aber die Wachsamkeit Henzko Hartliebs schlug alle Fährlichkeiten ab.

Am zehnten Abend gewannen sie Plock, einen großen, runden Haufen jämmerlicher Lehmhütten mit Strohdächern. Die Straßen waren zerwühlt, und des Volkes Zahl war groß. Die Steinhäuser konnte man leicht an den Fingern abzählen. Das eine, ein stattliches Gewese, war die Herberge des Wirtes Witoslaw, der Johann Beyer die 500 Dukaten schuldete.

Bei ihm stiegen sie ab, und mit höflichen Bücklingen empfing sie der hagere, lange Pole. Sein verkniffenes Gesicht gefiel Hans Rintfleisch nicht sonderlich, und er sprach darüber mit Henzko.

„Herr!" sagte der und schlug bekräftigend auf den Tisch. „Wenn das kein Spitzbube ist, will ich nicht selig werden!"

„Spitzbube oder nicht, zahlen muß er doch!“ entschied Hans Rintfleisch und legte dem Wirt die Forderung vor.

Der fuhr zurück und bestritt mit heftigen Beteuerungen, daß er derselbe Witoslaw sei, dessen Unterschrift auf dem Pergament stand. Aber die Deutschen setzten ihm in aller Ruhe und mit guten Gründen so lange zu, bis er sich dazu bekannte. Nun aber wollte er die Schuld schon längst bezahlt haben. Da er auch das nicht beweisen konnte, fing er an zu bitten und zu betteln, warf sich auf die Knie und rang die Hände und vergoß heiße Tränen, daß er nicht bezahlen könne, weil er ein armer Mann sei.

„Das lügst du in deinen Hals!“ schrie Henzko Hartlieb und hielt ihm die geballte Faust unter die stumpfe Nase.

Aber Hans Rintfleisch verwies ihm solche Bedrohung.

„Du zahlst, oder du gehst in den Turm!“ schrie Henzko wütend.

Doch auch das half nichts, denn der lange Witoslaw war sehr zähe.

Er wurde trotzig und meinte, er hätte nur die Hälfte der Summe erhalten und wäre unchristlich bewuchert worden, denn das Bier, das er für die andere Hälfte genommen hätte, wäre schlecht gewesen und keiner hätte es trinken mögen.

„Zeige das Bier!“ sprach Hans Rintfleisch ruhig.

Da wurde die Lüge offenbar, denn es war kein Tropfen zurückgeblieben. Nun versuchte er es wieder mit Jammern und Flehen.

„Lieber Herr! Guter Herr!“ wimmerte er mit erhobenen Händen. „Erlaßt mir die Schuld! Ich bitte

Euch darum! Die heilige Jungfrau wird Euch dafür segnen. Ich küsse Euch die Füße!"

„Wäre es mein Geld," sprach Hans Rintfleisch finster, „so würde ich dir die Schuld erlassen, schon um nicht zu sehen, daß du dich im Staube vor mir wälzest wie ein Tier. Steh auf und zahle, sonst mögen die Richter sprechen!"

Da erhob sich der lange Wirt, fing an zu handeln und bot zuerst hundert Dukaten. Dabei aber schwur er bei seiner Seelen Seligkeit, er könnte auch keinen Heller mehr heranschaffen.

Hans Rintfleisch wies ihn zur Ruhe und setzte ihm eine Frist bis zum nächsten Morgen.

Da lief der lange Witoslaw auf die Gasse hinaus, schrie so laut er konnte, daß ihm die Deutschen an den Hals wollten, und erregte einen Auflauf. Von allen Seiten kam der Pöbel herbeigesprungen. Sogar einige Standespersonen waren darunter, drangen ins Haus, fluchten auf die beiden Breslauer und drohten mit den Fäusten. Hans Rintfleisch schwieg und legte sein blankes Schwert auf den Tisch. Da wichen die Polen feige zurück, erhoben aber ein mörderliches Geschrei.

Henzko Hartlieb focht mit den Fäusten gegen sie an und fluchte dabei ärger als ein gottloser, ketzerischer Fuhrknecht. Und da er nicht nachließ, sie zu schmähen und ernstlich drohte, sie alle mit dem Messer zu erstechen, verzogen sie sich, ohne einen Schaden anzurichten.

Als der lange Witoslaw am anderen Morgen zu zahlen vergaß, legte Hans Rintfleisch den Schuldbrief den Schöffen vor und heischte Hilfe gegen den Säumigen. Die Richter machten verdrießliche Gesichter, denn

sie waren den Deutschen übel gesinnt, beugten aber nicht das Recht, erkannten die Unterschrift für echt, wofür Hans Rintfleisch kräftig sporteln mußte, und wiesen den Lügenwirt an, die Schuld noch vor Ablauf des Tages zu begleichen. Erst als die Sonne unterging, bequemte er sich dazu und zählte die 500 Goldstücke auf den Tisch. Seine Finger waren dabei gekrümmt wie Krallen, und seine Augen funkelten vor Geiz und Haß. Am liebsten hätte er die beiden Deutschen erwürgt.

„Sieh an, du Polack," rief Henzko Hartlieb, als er die Stücke einzeln nachgeprüft hatte, und klopfte ihm auf die Schulter, „so haben wir dich doch mürbe gekriegt!"

Der lange Witoslaw nickte lächelnd und war von diesem Augenblicke an wie umgewandelt. Er schnitt freundliche Grimassen, tat, als ob nichts weiter vorgefallen sei, räumte den beiden Gästen für die letzte Nacht das vornehmste Zimmer ein, ohne dafür besondere Bezahlung zu fordern, und setzte sich mit Henzko hinter den Bierkrug, während Hans Rintfleisch bald sein Lager aufsuchte.

Er legte den Beutel mit den Dukaten unter das Kopfkissen und schlief ein.

Henzko kam erst um Mitternacht, verriegelte die Tür, löschte das Licht und warf sich angekleidet aufs Bett.

Kaum aber schnarchte er laut und tönend, wie es seine Weise war, tat sich im Finstern eine heimliche Tür in der Wand auf, und der lange Wirt schlich lautlos herein. Er hatte weiter keine böse Absicht, nur die 500 Dukaten wollte er sich wiederholen. Tastend fand er das Bett, in dem Hans Rintfleisch schlief, fuhr mit dem

dürren Arm unter das Kissen und zog die goldene Beute an sich. Doch ein leises Klirren, das er nicht zu verhindern gewußt hatte, scheuchte Hans Rintfleisch aus dem Schlafe.

Er fuhr auf, griff in der Finsternis um sich und rief den getreuen Henzko an, daß ein Dieb im Zimmer sei.

Mit einem Satze sprang der brave Knecht auf die Füße, riß das Messer heraus und stach dreimal blind drauflos.

Dann schlug er Licht, doch das Zimmer war leer, und das Geld fand sich nirgends.

„Das war der Satan!" rief Henzko furchtsam und schlug ein Kreuz.

„Schau dein Messer an!" wies ihn Hans Rintfleisch zurecht.

Rot gefärbt war die Hälfte der blanken Scheide, und Blutstropfen standen auf der Diele.

„Der Satan war es nicht!" entschied Henzko zuversichtlicher. „Der ist stichfest!"

Am nächsten Morgen sagte es Hans Rintfleisch dem Wirt auf den Kopf, daß er das Geld gestohlen hätte. Der aber verfluchte sich bei allen Heiligen, daß er niemals eine solche Sünde begehen würde. Dabei hielt er seine linke Hand krampfhaft in der Tasche. Aber sie entschlüpfte ihm im Eifer der Worte, und Hans Rintfleisch sah, daß sie verbunden war.

Nun forderte er ihn zum andermal vor die Schöffen und bezichtigte ihn des Diebstahls.

Die Richter gaben offen ihren Unwillen kund, daß ein Deutscher die Dreistigkeit besaß, einen Polen

zu verklagen, ließen aber dem Rechte trotzdem seinen Lauf und hielten sich streng an die Satzungen.

Henzko Hartliebs Messer wurde in die Wunde gelegt. Es paßte genau hinein.

Der Wirt leugnete seine Schuld und beteuerte auf den Knien, daß er in einen Scherben gefallen sei.

Als man ihm aber drohte, die peinliche Frage an ihn zu richten und ihm die Daumschrauben wies, bekannte er und bezeichnete genau den Ort, wo das Gold versteckt war.

Es wurde geholt und Hans Rintfleisch zurückgegeben.

Damit war er zufrieden und wollte seine Straße ziehen. Aber die polnischen Schöffen heischten, daß dem Gesetz volles Genüge geschehe und verurteilten den Dieb zum Galgen.

Hans Rintfleisch bat, dem Wirt das Leben zu schenken, doch sie blieben bei ihrer Härte und verordneten, daß er seinen Lohn noch vor dem Abend empfangen sollte.

Denn sie hielten sich an den Spruch: Auge um Aug, Zahn um Zahn. Und weil Hans Rintfleisch, der Deutsche, sich unterstanden hatte, einen der Ihrigen zu verderben, also sollte auch er verderbet werden.

Darum suchten sie ein altes, barbarisches Gesetz hervor, das dem Kläger gebot, den Dieb, wenn kein Henker am Orte war, mit eigener Hand an den Galgen zu knüpfen.

Und in Plock war kein Henker zu finden.

Hans Rintfleisch widerstrebte standhaft, solches zu tun.

Da lasen sie ihm die andere Hälfte des unerhörten Brauches vor, wonach, falls der Kläger diesen Dienst

verweigere, der Dieb das Recht hätte, ihn zu henken, womit der lange Witoslaw auf der Stelle einverstanden war.

Hans Rintfleisch bat die Schöffen inständig, ihn ungekränkt ziehen zu lassen, bot ihnen sogar die 500 Dukaten an, die sie ihm zugesprochen hatten, aber sie wiesen das Geld zurück. Die Rache an dem Deutschen und das Bewahren ihrer barbarischen Sitten waren ihnen mehr wert als alles Gold.

„Herr!" flüsterte Henzko und lockerte das Messer. „Tut es nicht, sonst seid Ihr unehrlich. Laßt mich lieber den Schurken über den Haufen stechen."

„Halt ein!" sprach Hans Rintfleisch und hielt ihn zurück. „Daß sie dich auf der Stelle fassen und ich euch beide henken muß."

„Herr!" rief Henzko herzhaft. „So will ich es für Euch tun. Ich bin ein alter Kerl, an mir ist nichts mehr gelegen!"

Doch auch davon wollten die Schöffen nichts wissen, denn sie trachteten dem Herrn nach der Ehre, nicht seinem Diener.

„Nun weiß ichs," klagte Hans Rintfleisch laut, „ich bin ein verlorner Mann!"

Damit ergab er sich in sein hartes Schicksal, begehrte aber von den Richtern einen gesiegelten Brief, in dem ihm bestätigt wurde, daß er nur um sein eigenes Leben zu fristen die unehrliche Hantierung ausgeübt hätte.

Das wurde ihm bewilligt.

Dann gings hinaus zum Galgenberg, der vor der Stadt lag. Voran schritt Hans Rintfleisch mit gesenktem Haupte, neben ihm der lange Witoslaw, der den Strick

in der Hand trug und noch immer nicht die Hoffnung, mit dem Leben davonzukommen, aufgegeben hatte, wenn er auch am ganzen Leibe zitterte.

Den Beschluß machte Henzko Hartlieb, der die beiden Pferde, fertig gesattelt und gezäumt, an seiner Hand führte.

Als Hans Rintfleisch unter dem Galgen stand, sprach er ein Stoßgebet. Dann erhob er laut seine Stimme.

„Ihr Herren!" rief er zu den Schöffen hinüber. „Noch ist es Zeit, daß ihr einen ehrlichen Mann errettet und ihn nicht in die Kümmernis hinabstoßet!"

Aber die Richter standen und rührten weder Fuß, noch Hand, noch Mund.

Da faßte Hans Rintfleisch mit wildem Zorn den betrügerischen Wirt, der all das Unglück über ihn gebracht hatte, legte ihm die Schlinge um den Hals und henkte ihn, so gut er es verstand.

Als der den Boden unter den Füßen verlor, verdrehte er die Augen und streckte die Zunge heraus.

Hans Rintfleisch fand freie Bahn bis zu seinem Pferd, denn jedermann scheute sich vor ihm, weil er unehrlich geworden war.

Er schwang sich unverzüglich in den Sattel und jagte mit Henzko Hartlieb auf Breslau zu. Drei Tage sprengten sie so hintereinander her, was die Pferde hergeben wollten. Hans Rintfleisch sprach kein Wort. Eine innere Unruhe zehrte an ihm wie ein Fieber. In den Herbergen rührte er kaum Speise und Trank an, warf sich zerschlagen aufs Lager und fand keinen Schlaf.

Henzko faßte die Sorge ans Herz, da er seinen Herrn so vor sich sah. Da er aber ein Schlesier war und nicht

lange stumm bleiben konnte, fing er an mit sich selbst zu reden. Er brummelte im Reiten seine Gedanken vor sich hin und machte sich so das Herz leichter.

„Henzko!" fragte er sich eines Tages, als sie durch ein seichtes Wasser ritten. „Warum bist du unehrlich geworden? — Weil ich kein Hundsfott sein will, der seinem Herrn davonläuft!"

Das hörte Hans Rintfleisch, hielt an und wandte sich nach ihm um.

„Henzko!" sprach er mit bebender Stimme. „So du von mir weichen willst, mag ich dich nicht länger halten!"

„Herr!" rief der getreue Knecht. „Gottlob, daß Ihr die Sprache wiedergefunden habt. Das aber sei ferne von mir, daß ich Euch verlasse, wo Ihr so tief im Unglück sitzet!"

Da nickte Hans Rintfleisch trübe vor sich hin und ritt weiter, bis sie in die nächste Herberge kamen. Hier hörten sie, daß König Kasimir in Warschau sei.

„Wir wollen nach Warschau halten!" sagte Hans Rintfleisch am nächsten Morgen. „Ich will dem König die Sache vortragen, damit er den Makel von mir nehme."

Henzko Hartlieb versprach sich davon nicht viel, weil der König von Polen in Breslau nichts zu befehlen hatte, aber er sagte nichts.

Am vierten Tage erreichten sie die Stadt, trafen jedoch den König nicht mehr an, weil er schon nach Sandomir aufgebrochen war.

Aber noch Schlimmeres mußten sie erfahren; der Wirt der Herberge, in der Hans Rintfleisch noch vor wenigen Tagen als angesehener Gast aus und ein ge-

gangen war, erkannte ihn und wies ihm die Schwelle. Längst hatte sich das Gerücht, daß Hans Rintfleisch zu Plock unehrlich geworden war, in Warschau verbreitet.

So mußten sie noch am Abend über die Bannmeile hinausreiten und auf dem Lande zur Nacht bleiben.

Auch in Sandomir holten sie den König nicht ein, er war nach Lemberg hinübergefahren und wollte von da nach Krakau reisen. Dahin ritt Hans Rintfleisch mit seinem getreuen Knecht, um den König zu erwarten. Aber auch hier schwirrte schon das Gerücht durch die Gassen und Krambänke, daß Hans Rintfleisch in Plock den Henker gespielt hatte.

Jeder leere Pfeffersack und jede leere Biertonne, jedes Kalbfell und jedes Pfund Wachs, jeder Honigtopf und jeder Zobelpelz, der in Plock verladen wurde, schleppte das Gerücht durch die Städte, und es blieb überall haften, wo man Hans Rintfleisch kannte, in Thorn und Leipzig, in Danzig und Prag, in Wien und Hamburg, in Venedig und Brügge, vor allem aber in Breslau.

Erst lief es wie eine dunkle, undeutliche Kunde durch das gemeine Volk und fand unter den Kaufherren keinen Glauben. Als aber Briefe aus Plock ankamen, die Hans Rintfleisch schwarz auf weiß der Unehrlichkeit bezichtigten, wagte keiner mehr daran zu zweifeln.

Bald schrien es die Spatzen von den Dächern. Bei den Morgensprachen der Zechen, im Schweidnitzer Keller und an allen Biertischen wurde der Fall abgehandelt, und es gab nur sehr wenige, die ein Bedauern darüber hatten.

Er war ein verlorener Mann für immer und ewiglich. Mit derselben Kraft, mit der er einst geliebt und

geehrt worden war, begann ihn nun das Volk zu verachten und zu verabscheuen.

Auch zu Peter Eschenloer, dem Stadtschreiber, und zu den Ratmannen kam das traurige Gerücht, und sie erschraken alle aufs tiefste.

Nur vor dem Hause Johann Beyers machte es halt, weil keiner den Mut fand, es dem alten Herrn und seiner Tochter Dorothea zu hinterbringen.

So hatten die Breslauer längst über Hans Rintfleisch den Stab gebrochen, als er noch immer zu Krakau saß, auf den König harrte und mit keinem Schritt aus der Herberge wich. Als König Kasimir endlich in Krakau einzog, schickte ihm Hans Rintfleisch mit seinem getreuen Knecht Henzko eine Bittschrift zu, in der er sein Unglück mit bewegten Worten schilderte und um gnädigsten Schutz bat.

Der König nahm huldvoll von dem Schreiben Kenntnis, geriet über die Hartherzigkeit der Plocker Schöffen in großen Zorn und hieß sofort das grausame Gesetz, dem Hans Rintfleisch zum Opfer gefallen war, auf ewige Zeiten vernichten.

Da der König überdies schon lange seinen Blick auf Schlesien geworfen hatte, um es bei gelegener Zeit wieder mit Polen zu vereinigen, nützte er die günstige Gelegenheit aus, sich bei den Breslauern in gutes Gedenken zu bringen, und wandte darum Hans Rintfleisch seine volle, königliche Gunst und Gnade zu.

Er ließ ihn aus der Herberge holen, nahm mit einem Handschlag die Unehrlichkeit von ihm und gab ihm vor dem versammelten Hofstaat einen Brief, worin er drohte, jeden, der Hans Rintfleisch wegen seiner unfreiwilligen

Hantierung zu Plock einen Makel anhänge, vor sein königliches Gericht zu laden und an Gut und Freiheit zu strafen.

Hans Rintfleisch sprach seinen geziemenden Dank aus, faßte wieder frischen Lebensmut und ritt mit Henzko Hartlieb auf Breslau zu.

Aber schon in Oppeln, wo sie die letzte Nacht zu bleiben gedachten, gingen ihm die Augen auf. Da saßen in der Herberge sieben Breslauer Partierer, die nach Ratibor zum Markte unterwegs waren, und sprachen von nichts anderem als von Hans Rintfleisch, dem unehrlichen. Sie stritten heftig gegen die Oppelner an, die ihn in Schutz nahmen, schalten ihn mit losen Worten, so daß Henzko, der mit seinem Herrn am Nebentisch saß, am liebsten mit dem Messer unter sie gefahren wäre.

Doch Hans Rintfleisch hieß ihn Ruhe halten, trat zu den Kaufleuten hinüber, verwies sie ihrer schändlichen Reden, gab sich zu erkennen und hielt ihnen den königlichen Brief vor die Augen. Da sprangen sie auf, schimpften wild durcheinander und wollten mit einem unehrlichen Manne nicht unter einem Dache sitzen.

Da wandte er ihnen den Rücken und ging hinaus.

Henzko Hartlieb aber schlug, bevor er ihm folgte, dem ärgsten Schreier, einem glotzäugigen Bandkrämer, ein paar tüchtige Treffer hinter die großen, henkelförmigen Ohren.

Am nächsten Mittag trafen sie in Brieg ein. Hier legte Hans Rintfleisch seine kostbare Kleidung ab, zog ein graues, unscheinbares Gewand an und setzte sich einen breiten Hut tief in die Stirn.

Denn er wollte beim Einreiten in Breslau nicht erkannt werden.

In Kattern ließ er aus demselben Grunde Henzko Hartlieb zurück und traf am späten Nachmittag, ein verfemter Mann, still und ohne aufzusehen, in seiner Vaterstadt ein, die er vor einem halben Jahre stolz und hoffnungsfroh verlassen hatte.

Zwanzig Wochen war er fort gewesen, und sie deuchten ihm ein ganzes Leben.

Ohne daß jemand auf ihn achtete, lenkte er in die Mäntlergasse ein, schwang sich vor dem Hause seines Freundes Peter Eschenloer aus dem Sattel und pochte an die verschlossene Tür.

Doch sie tat sich nicht auf, obgleich der Stadtschreiber oben am Fenster stand und den Unglücklichen, der Einlaß begehrte, trotz seiner Verkleidung erkannte. Denn er hatte Angst, seines Makels teilhaftig zu werden.

Da hob Hans Rintfleisch die Augen und sah den Freund vom Fenster zurückweichen.

Nun wußte er, warum sich die Tür nicht öffnen wollte, drückte den Hut tiefer ins Gesicht, hüllte sich fest in seinen Mantel und ritt über die Messergasse, um den Ring zu vermeiden, nach Hause. Hier setzte er sich an den Tisch, ließ das Haupt auf die Arme sinken und stöhnte, als sei er zu Tode verwundet.

Zwei Nächte und zwei Tage saß er so, ohne sich zu rühren, aß und trank nicht und fand keinen Schlaf. Niemand in Breslau wußte, daß er zurückgekehrt war, außer seiner Muhme und dem Stadtschreiber. Doch die beiden schwiegen und erzählten es nicht weiter.

VI

Am dritten Abend zu später Stunde klopfte es schüch-
tern an das Tor. Die Muhme ging öffnen und ein graue
Mönch schlüpfte schnell herein. Als Hans Rintfleisc
das Haupt, das ihm in diesen beiden Nächten grau ge
worden war, hob, sah er seinen Freund Peter Eschen
loer vor sich stehen.

„Verzeiht," sprach er und warf die schützende Kapuz
zurück, „daß ich Euch des Nachts aufsuche, aber Eue
Unglück beweget mir das Herz!"

Hans Rintfleisch nickte stumm, senkte den müden
Kopf und reichte ihm nicht die Hand.

„Ich bin gekommen, Euch zu trösten!" fuhr der Stadt
schreiber fort, trat aber nicht näher, so daß der Tisc
zwischen ihnen blieb. „Was habt Ihr bei Euch be
schlossen?"

„Nichts!" erwiderte Hans Rintfleisch, und das Wor
würgte ihm im Halse.

„Hier in Breslau kann Euers Bleibens nicht länge
sein!" sprach Peter Eschenloer und wagte sich eine
Schritt näher. „Verkaufet, was Ihr besitzet, und wan
dert dahin, wo Euch niemand kennt. Denn der Pöbe
ist gegen Euch, daß Ihr Euch nimmermehr in den Stra
ßen blicken lassen dürfet, und auch der Rat kann fürder
hin keine Gemeinschaft mit Euch halten!"

Da legte ihm Hans Rintfleisch den Schutzbrief de
polnischen Königs vor.

„Der mag Euch billig zu Krakau nützen, aber nich
zu Breslau!" meinte der Stadtschreiber. „Gedenket de
Girsiks! Kaiser und Papst hielten ihre Hand über ih

und doch haben ihn die Breslauer verworfen! Leget Euern Namen ab und ziehet fort. Wohl mag es bitter sein, von der Liebsten zu scheiden und die Vaterstadt auf ewig zu meiden, doch traget Ihr selbst an dieser Schuld, denn Ihr habt mitgeholfen, das gemeine Volk so zu stärken, daß es sich gegen den Rat setzte. Also danket es Euch nun den Dienst! Denn hätte der Rat noch Gewalt über die Stadt, so könnte er Euch wohl wieder zu Ehren bringen!"

„Und wenn ich bliebe!" rief Hans Rintfleisch und atmete schwer.

„Dann wird Schmach und Einsamkeit Euer Los sein!" warnte ihn der Freund. „Sie werden Euch nachschreien auf den Gassen. Und Ihr werdet Euch aus Gram darüber in Eure Kammer verschließen. Keines ehrlichen Mannes Tochter wird Eure Hausfrau werden, und wäre Euer Reichtum so gewaltig wie der des türkischen Kaisers. Darum fliehet in die Fremde, auf daß Euer Makel hier zurückbleibe."

„Warum ist der Henker unehrlich?" fragte Hans Rintfleisch dumpf und vergrub den Kopf in die Hände. „Ist er nicht ein Mann, der das Schwert führt wie ein adeliger Herr, und dem Rechte wackerer dienet als mancher Ratmann und Schöffe?"

„Er treibet eine unehrliche Hantierung!" entschied Peter Eschenloer kurz.

„So saget mir auch, warum die Leineweber unehrlich sind?" drängte Hans Rintfleisch weiter. „Da sie doch an demselben Webstuhl sitzen wie die ehrsamen Tuchmacher?"

„Ihr fraget mehr, als ich zu antworten weiß!" wich

der Stadtschreiber aus. „Gottes Ratschlüsse sind unerforschlich!“

„So verkriechet Ihr Euch hinter den heiligen Namen!“ sprach Hans Rintfleisch hart. „Ich aber sage Euch, dies alles ist Menschsatzung und wert, daß man sie auf ewig zerbräche!“

Darauf schwieg Peter Eschenloer und holte einen Beutel heraus, den er auf den Tisch stellte. Darin waren die 250 Dukaten, die ihm Hans Rintfleisch geliehen hatte.

„Behaltet das Geld!“ versetzte er und stellte einen gleich großen Beutel daneben. „Nehmet dies dazu, so habt Ihr 500 Dukaten. Die bringet Herrn Johann Beyer und saget ihm: Darum ist Hans Rintfleisch unehrlich geworden!“

„Erlasset mir den Gang!“ bat der Stadtschreiber. „Herr Johann Beyer weiß nichts von Eurer Unehre.“

„So bringet sie ihm!“ befahl Hans Rintfleisch finster. „Wollt Ihr, daß ich selbst zu ihm gehe und den Makel in sein Haus trage? Berichtet ihm alles und lasset mich morgen sein Urteil wissen, danach ich mich zu richten gedenke.“

Da nahm Peter Eschenloer das Geld und ging.

Johann Beyer aber war nicht mehr ganz ohne alles Wissen über seines Eidams Unglück. Auf dem Ringe hatte er etwas im Vorbeischreiten von dem Gerücht aufgefangen, und nun ruhte er nicht, bis er alles wußte. Er forschte, ohne daß Dorothea davon erfuhr, bei seinem Gesinde und wollte es noch immer nicht glauben.

Zu unsinnig war die Kunde!

Darum ging er am frühen Morgen zu Anton Hornig,

dem ersten Konsul, der auch auf dem Salzringe wohnte. Der aber bestätigte ihm das furchtbare Gerücht und legte ihm einen Brief vor, worin die Schöffen der Stadt Plock auf eine Anfrage des Rates hin bekundeten, daß die Bestimmung, wonach der Kläger den Verurteilten henken müßte, bei ihnen bestände, und daß in der Sache wider den Wirt Witoslaw danach verfahren worden sei.

Da überfiel Johann Beyer ein solches Zittern, daß er mit beiden Händen nach dem Tisch greifen mußte, um nicht umzusinken.

„Fasset Euch!" sprach der Landeshauptmann, der ihm an Jahren nicht viel nachstand, und leitete ihn in einen Stuhl. „Ertraget diese Prüfung wie ein Mann. Gott weiß, daß ich meine rechte Hand darum gäbe, könnte ich Hans Rintfleisch wieder ehrlich machen. Und wie ich, so denket darüber der ganze Rat."

Als Johann Beyer wieder sein Haus erreicht hatte, war er ein müder Greis geworden. Gebückt und mühselig erklomm er die steile Stiege und dachte mit Beben daran, wie er Dorothea den Jammer mitteilen sollte.

In seinem Gemach fand er Peter Eschenloer, der auf ihn gewartet hatte. Schweigend setzte er die beiden Beutel auf den Tisch.

„So ist er schon zurück?" fragte Johann Beyer mit zitternder Stimme.

Der Stadtschreiber nickte stumm.

Da barg Johann Beyer sein Gesicht in die Hände und fing an zu weinen wie ein Kind. Peter Eschenloer tröstete ihn mit warmen wohlgesetzten Worten. Und nachdem er eine halbe Stunde auf ihn eingeredet hatte, war Johann Beyer so weit, daß er es für das beste hielt,

wenn Hans Rintfleisch so bald als möglich den Staub der Vaterstadt von seinen Füßen schüttle.

Mit diesem Bescheid verließ Eschenloer das Haus.

Nun tat Johann Beyer den schwersten Schritt seines langen, tatenreichen Lebens. Er stieg zu Dorothea hinauf, die in ihrer Kemnate an einem Stickrahmen saß. Als sie seiner gewahr wurde und sein verstörtes Antlitz sah, sprang sie ängstlich auf und lief ihm entgegen.

„Was ist Euch, Herr Vater!" rief sie und umfing ihn. „Herrn Hans ist etwas zugestoßen. Er ist verwundet?"

„Nein!" sprach er und atmete schwer auf. „Er ist gesund an Leib und auch an der Seele!"

„Nun!" rief sie freudig und führte ihn zum Lehnstuhl. „So hab ich weiter keine Sorge. Wenn er gleich ein paar tausend Dukaten verloren hat, das macht ihn nicht arm. Ja, wenn er gleich alles verlöre, so würde ich nur noch fester an ihm hangen!"

Da schüttelte Johann Beyer langsam das weiße Haupt und begann mit matter Stimme zu berichten, wie Hans Rintfleisch in Polen unehrlich geworden war, und wagte dabei nicht, seine Augen zu heben.

In Dorotheas Zügen malte sich Erstaunen und Schreck. Dann aber sprang sie zornig auf.

„Und darum sollte er unehrlich sein!" rief sie empört, und ihre Augen blitzten. „Um sein eigenes Leben zu fristen, hat er es getan. Ist das Unehre? Ist er darum ein Henker geworden? Mich dünket vielmehr, es war ehrlicher Kampf. Und wenn er heimkommt, soll ihn der Rat ehrlich machen. Sonst will ich zu ihm gehen und ihm die Hand reichen und mit ihm unehrlich werden!"

„Kind!" stöhnte der Vater auf und streckte die zitternden Hände nach ihr. „So wirst du auch meine weißen Haare in Unehre bringen!"

„So mag mir Gott verzeihen!" sprach sie entschlossen. „Aber ich kann nimmermehr von ihm lassen!"

„So wird er es sein, der sich von dir löset!" sagte Johann Beyer mit Nachdruck. „Denn er kann nicht wollen, daß du mit in seine Schande versinkest!"

Da wurde Dorothea bleich wie Wachs, und ihre Lippen zuckten. Doch keine Träne netzte ihre Lider. Aufrecht saß sie da, und ihre Augen wurden starr.

„So er das tut," sprach sie leise, „so kaufet mich ein bei den Klosterfrauen zu Sankta Klara, auf daß ich einen Platz habe, wo ich in Frieden mein Leben beschließen kann."

Lange lastete ein dumpfes Schweigen im Gemach, dann erhob sich der Vater und ging leise hinaus. Er hatte es nicht übers Herz gebracht, ihr zu sagen, daß Hans Rintfleisch schon zurückgekehrt sei.

An diesem Abend schlich Peter Eschenloer noch einmal, ohne erkannt zu werden, in das stille Haus auf der Herrengasse und fand Hans Rintfleisch an einem Tisch sitzen, der mit Papieren bedeckt war. Er legte die Feder hin und schaute mit festem Blick dem Freunde ins Gesicht.

„So seid Ihr entschlossen zu reisen?" fragte er unsicher.

„Ist das die Antwort Johann Beyers?" gab Hans Rintfleisch grollend zurück.

Peter Eschenloer bejahte stumm. Da nahm Hans Rintfleisch mit kurzem Griff die Feder wieder auf und schrieb weiter.

„Wo gedenkt Ihr Euch niederzulassen?“ forschte der Stadtschreiber ängstlich.

„Ich bleibe hier zu Breslau, wo meine Väter saßen!“ sprach Hans Rintfleisch mit starker Stimme. „Bin ich ein verfluchter Verbrecher, daß ich landflüchtig werden muß? Ich bin mir keines Fehlers bewußt. Und ich will mich gegen den Pöbel setzen und will die Tafeln zerbrechen, auf denen die Unehre steht. Die ganze Stadt will ich unehrlich machen, daß niemand mehr weiß, was Ehre und Unehre ist!“

„Herr Hans, Ihr seid von Sinnen!“ fuhr Peter Eschenloer auf. „Sie werden Euch ans Leben kommen, so Ihr das unternehmet!“

„Mein Leben werfe ich dahin!“ rief Hans Rintfleisch, sprang auf und stieß die Fäuste weit von sich. „Es ist mir nichts mehr wert. In meiner Hand ist das Werk zerbrochen, daran meine Väter viele Jahre gebaut haben. Nun will ich ein neues aufrichten, das größer ist als das ihre. Da mich die ehrlichen Leute nicht mehr aufnehmen wollen, so will ich mich von Stund an zu den unehrlichen schlagen und einen Kampf anzünden, der über die Welt leuchten soll, daß es fürderhin weder Ehrliche noch Unehrliche gebe.“

„So denkt Ihr gar nicht an Dorothea?“ fragte der Stadtschreiber bestürzt. „Wie wollet Ihr hernach unter ihre Augen treten, so Ihr zu Breslau bleibet?“

Da fiel Hans Rintfleisch in den Stuhl zurück, stützte den Arm auf den Tisch, bedeckte mit der Hand seine Augen und wurde ganz stille.

Peter Eschenloer aber verhüllte sein Haupt und verließ ihn.

Am nächsten Morgen legte Hans Rintfleisch sein bestes Kleid an, gürtete sich einen goldenen, reich mit Edelsteinen besetzten Degen um die Hüften und schritt über den Ring.

Wie ein Lauffeuer sprang die Nachricht, daß er zurückgekehrt sei, durch die Gassen, und der Pöbel drängte sich herzu, ihn zu sehen. Sie begannen hinter ihm her zu schreien, und das ärgste war es nicht, daß sie ihn einen Henker nannten.

Hans Rintfleisch aber schritt trotzig, ohne den Blick rechts und links zu wenden, hocherhobenen Hauptes seines Weges und kümmerte sich nicht um die Meute, die ihm nachkläffte. Als er sich aber wandte, um wieder heimzugehen, und ihm die zusammengedrängte Menge die Straße sperrte, blieb er stehen und betrachtete sie mit Hochmut und Verachtung.

Manche drohten und spien nach ihm und hoben Steine, um ihn zu werfen.

Doch er zuckte darüber nicht mit der Wimper.

Das also war das Geschlecht, mit dem er einst gedachte, die Stadt zur Höhe Venetias zu führen!

Höhnisch lachte er auf.

Frei reckte er sich empor, brach sich Bahn und suchte solche, die mit ihm die gleiche Schande trugen. Doch er fand sie nicht, denn sie saßen in ihren Höhlen und Schlupfwinkeln und wagten sich am hellen Tage nicht unter die Ehrlichen.

Am nächsten Tag schritt er wieder über den Ring und durch die Gassen. Nur den Salzring mied er.

Diesmal folgte ihm ein weit größerer Haufe, dessen

Wut stetig wuchs. Ein zerlumpter Beischuster hielt ihm sogar die geballte Faust vors Gesicht.

Hans Rintfleisch mußte an sich halten, daß er den Tollen nicht niederschlug. Da erhob sich ein lautes Geschrei, man solle den unehrlichen Mann in sein Haus zurücktreiben. Hans Rintfleisch aber trotzte dem Wüten und kam ohne Unfall heim, nachdem er seinen Rundgang vollendet hatte.

Am dritten Tage, einem Sonnabend, aber erwartete ihn der Pöbel schon vor seinem Hause und wollte ihn stracks zur Stadt hinausstoßen. Diesmal mußte er sein Schwert ziehen, denn sie wollten ihm mit Knütteln und Stangen an den Leib. Es war auf der Schuhbrücke, wo sie ihn stellten.

Und wieder kam ihm der Mann zu Hilfe, der ihn schon einmal vor dem tollen Volke gerettet hatte, Meister Barthel, der Henker. Er rief die Stadtknechte aus der Rathauswache, die Hans Rintfleisch heraushieben und ihn sicher vor seine Tür brachten. Als sie gingen, trat der Henker zu ihm.

„Herr Hans!" sprach er und bot ihm die Hand. „Diesmal könnt Ihr mir Euren Dank nicht verweigern. Denn Ihr gehört fortan zu uns!"

Schon hob Hans Rintfleisch die Hand, um einzuschlagen, da packte ihn plötzlich ein Schauder.

„Nein! Und in Ewigkeit nein!" schrie er und barg die Hand hinter dem Rücken. „Hebet Euch von mir. Weder unehrlich noch ehrlich, mit niemand will ich mehr Gemeinschaft haben!"

Diese Nacht tat er kein Auge zu und faßte nach heißen, schweren Kämpfen den Entschluß, seine Vaterstadt auf

immer zu verlassen. In die Einsamkeit gedachte er sich zu vergraben. In ein Kloster wollte er treten, um sein Leben Gott zu weihen. Denn Gott der Herr war der einzige, der nicht nach Ehre und Unehre fragte und keinen verließ, der mühselig und beladen zu ihm kam.

Und je tiefer er sich in dieses Gnadenwunder versenkte, um so ruhiger wurde sein Herz.

Der Tag brach an, und die Glocken der nahen Elisabethkirche lockten zur Frühmesse.

Hans Rintfleisch rührte sich nicht, seine Hände falteten sich nicht, und kein Gebet kam auf seine Lippen. Und er sann weiter nach über das Wunder, das zu Bethlehem im jüdischen Lande seinen Ursprung genommen hatte, dessen Licht über die ganze Welt leuchtete und das so wenig Eingang in den verstockten Herzen fand, sann nach über die frohe Botschaft, die Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen bringen sollte, und doch nur Zwietracht säte, weil sie jedermann anders verstand. Und er beugte sich tief vor dem Allmächtigen, demütigte sich, und seine stolzen Pläne zerrannen zu nichts.

Wieder klangen die Glocken vom hohen Turme hernieder.

Da erhob er sich, um zum letzten Male in derselben Kirche, wo seine Väter gekniet hatten, vor seinen Gott zu treten.

Wenn er auch unehrlich war, den Eingang in die Kirche durfte ihm keiner streitig machen.

Und er schritt gesenkten Hauptes durch das hohe Portal, öffnete das reichgeschnitzte Gestühl neben dem kostbaren Sakramentshäuschen, das auch sein Wappen

trug, fiel auf die Knie und ließ den grauen Kopf auf den gefalteten Händen ruhen.

Lange lag er so da, ohne Worte zu finden.

Allmählich füllte sich der weite, hochgewölbte Raum, die Orgel rauschte mächtig wie ein Sturmwind daher, und der Pfarrer Nikolaus Zedlitz begann die Messe zu singen.

Und nun betete Hans Rintfleisch. Und haderte mit Gott, daß er ihn so gar hart geschlagen hatte, härter als Hiob, der bei all seinem Leid doch seine Freunde behalten durfte. Am tiefsten aber traf es ihn, daß er auf ewig von seiner Liebsten abscheiden mußte.

Unterdessen ging die Messe weiter, und die Orgel begann von neuem zu brausen.

Auf der andern Seite der Kirche aber saß Dorothea und wurde mit Verwunderung des Mannes gewahr, der in dem Gestühl neben dem Sakramentshäuschen kniete. Denn sie erkannte Hans Rintfleisch nicht, weil sein Haar grau geworden war. Aber ihr Herz pochte so stark, daß sie nicht auf die Predigt hörte.

Langsam leerte sich die Kirche, Hans Rintfleisch rührte sich nicht vom Fleck. Die frommen, ehrlichen Breslauer störten ihn nicht, aber sie maßen ihn auch hier in diesem heiligen Raume mit mißgünstigen, zornigen Blicken, als hätte er mit ihnen nicht das gleiche Recht vor dem gerechten Gott. Endlich erhob er sich und schritt hinaus.

Jetzt erst erkannte ihn Dorothea, zögerte nicht einen Augenblick, schritt mutig auf ihn zu und nahm ihn bei der rechten Hand.

Und sie lächelte glücklich, daß sie ihn wieder hatte.

„Herr Hans!" sprach sie, und es klang fast ein wenig

schmollend. „Warum seid Ihr nicht am ersten zu mir gekommen und habt mir den Zobelpelz gebracht?"

Er aber hatte nicht die Kraft, ihr zu antworten.

Da zog sie ihn hinter sich her, und er fand nicht den Mut, ihr zu widerstreben. Die guten, ehrlichen Breslauer standen starr vor Staunen, aber keiner stellte sich den beiden in den Weg, wie sie Hand in Hand die Herrengasse zum Salzring schritten. Vor dem Tor des Beyerschen Hauses aber blieb Hans Rintfleisch stehen. Doch Dorothea war viel stärker als er und brachte ihn die Stiege hinauf zu ihrem Vater.

Als Johann Beyer sah, daß er nicht mehr zurück konnte, begrüßte er seinen Eidam mit einem herzlichen Handschlag. Johann Beyer ist durch den Handschlag auch unehrlich geworden.

Und es kam so, wie es keiner geahnt hatte.

Die ehrlichen Breslauer saßen an diesem Sonntag bis tief in die Nacht hinein hinter dem Bierkrug, schimpften auf den Rat, der solches angestiftet hätte, und forderten von ihm, Johann Beyer, den Unehrlichen, auszustoßen. Der Rat aber, an der Spitze Anton Hornig, ließ ihn nicht fallen, stand getreulich vor ihm und nahm den Kampf für Hans Rintfleisch und seine Ehre auf.

Noch am Mittag wurde die Gemeinde besendet und ihr die Sache vorgetragen.

Wieder erhob sich im Remter des Rathauses ein mörderisches Toben, ein Zeichen, daß Anton Hornig und Valentin Haunold, seitdem sie im Rat saßen, die Menge nicht mehr beherrschten. Um so fester hielten Konsuln und Schöffen zueinander, wiesen den Geschworenen den Brief des polnischen Königs vor und drohten, ihre

Ämter allzumal niederzulegen, falls Hans Rintfleisch nicht für ehrlich erklärt würde.

Und bei dieser Kraftprobe mußte die Gemeinde klein beigeben, wenn sie auch nicht von ihrem erschrecklichen Toben abzubringen war, was sich im Schweidnitzer Keller wacker fortsetzte.

Nach diesem Siege ging der Rat noch weiter und nahm im geschlossenen Zuge an der Hochzeit teil, die Johann Beyer acht Tage darauf richtete. Sogar Peter Eschenloer, der inzwischen die reiche Barbara heimgeführt hatte, gesellte sich unter die Gäste und saß neben seinem Schwiegervater, dem Reichkrämer und Schöffen Prokop Freiberg, der ihm auch die 250 Dukaten vorgestreckt hatte.

Nikolaus Zedlitz gab die beiden Brautleute in der Elisabethkirche zusammen und predigte gegen das tolle Volk, wie er vordem gegen den Ketzer Girsik gedonnert hatte. Diesmal aber vermochte er das Volk nicht zu sich herüberzuziehen.

Als sie alle in dem alten Hause auf dem Salzringe an der Hochzeitstafel saßen und versuchten, fröhlich zu sein, erhob sich Anton Hornig, der erste Konsul und Landeshauptmann.

„Ihr Herren," rief er laut, „nun wir alle unehrlich geworden sind, da wir mit Hans Rintfleisch an einem Tische sitzen, so dünket mich das Beste, wir küren ihn am nächsten Aschtage in den Rat!"

Das fand bei allen großen Beifall, nur bei Hans Rintfleisch nicht. Auch er stand auf, und alle merkten an seinem verschlossenen Blick und an seiner matten Stimme, daß er nicht mehr der alte, wackere Kämpe war.

„Lieben Herren,“ sprach er leise, „seid herzlich bedanket für eure gute Meinung. Aber es kann nicht also sein. Mich gelüstet es nach diesen Tagen nicht mehr, im Rate zu sitzen, daß die Stadt über mich uneins werde. Lasset mich mit meinem jungen Weibe meine Tage in Frieden vollbringen, danach sehne ich mich. Gedenket aber meiner Kinder, so mir Gott der Herr welche bescheret.“

Das versprachen sie ihm getreulich zu halten und lobten laut seine Weisheit.

Und Hans Rintfleisch verließ seine Vaterstadt, wohnte mit Dorothea in seinem festen Hause zu Kattern, setzte Henzko Hartlieb als Vogt über das Gut, tat seinen Bauern, die ihm seine Unehre nicht nachrechneten, viel Gutes und erzog seine drei Söhne, die ihm der Himmel schenkte, in Gottesfurcht und löblichen Sitten. Nach Breslau setzte er nur einmal den Fuß, als Johann Beyer zu Grabe getragen wurde.

Der hatte den Sieg der guten Stadt über den böhmischen König nicht mehr erlebt.

Denn Magister Hitzings heimliches Wirken zu Rom wurde von reichem Erfolg gekrönt. Peter Eschenloer zog das feingesponnene Netz zu, und Georg Podibrad kam darüber zu Falle. Der Papst wandte sich von ihm ab, schob die Huldigungsfrist der Breslauer um weitere drei Jahre hinaus, belegte endlich den hussitischen Ketzer mit dem Bann, entband alle Untertanen von den geleisteten Eiden und hieß die Stände Matthias von Ungarn zum König von Böheimb küren. In dessen Arme warf sich das herrenlose Breslau und half ihm den Erbfeind niederzwingen.

Die Freiheit aber und die stolze Höhe Venedigs errang die gute Stadt nicht. Das Geschlecht war nicht reif dazu und hatte sich in seiner Verblendung das Werkzeug seiner Zukunft selbst zerschlagen.

Gar schnell entschwand die günstige Zeit für immer, und die Hand des rechtgläubigen Ungarn lastete schwer auf dem ganzen Lande.

Peter Eschenloer, der sich nun ein Haus auf der Albrechtsgasse kaufen konnte, schrieb seine Seufzer über den Niedergang der guten Stadt in sein Geschichtenbuch hinein. Und wenn es ihm gar zu arg wurde, ritt er zu seinem alten Freund Hans Rintfleisch nach Kattern hinaus und klagte ihm die allgemeinen Schmerzen.

Doch der nahm keinen Teil mehr daran, baute seine Felder und lebte still vor sich hin bis an seinen Tod. Er starb im Jahre 1478, seines Alters 56 Jahre.

Dorothea folgte ihm bald und wurde an seiner Seite in der Kirche zu Kattern beigesetzt.

Die Breslauer Ratsherren aber vergaßen nicht, was sie ihm versprochen hatten. Und als nach wiederum zwanzig Jahren sein zweiter Sohn Christoph Rintfleisch in die Stadt zog und das alte Haus auf der Herrengasse, das vierzig Jahre leer und öde gestanden hatte, öffnete, um die Handelsgeschäfte seines Vaters wieder aufzunehmen, kürten ihn die Konsuln in das königliche Manngericht.

Doch die anderen Beisitzer wehrten sich heftig, mit ihm zu tingen, weil er eines unehrlichen Mannes Sohn sei, und ließen, da der Rat nicht nachgab, die Gerichtstage ein ganzes Jahr lang ausfallen. Der König ermahnte sie ernstlich, ihre Pflicht zu erfüllen, und be-

drohte jeden, der sich vermäße, die Ehre der Familie Rintfleisch anzufechten, mit einer Pön von 100 Mark fein Silbers. Allein die dicken Köpfe der Breslauer wollten sich auch jetzt nicht öffnen.

Darum nahm der König die ganze Stadt in Strafe.

Und da er diese Summe dem Herzog Bartholomäus von Münsterberg, der überdies ein Enkel des Girsik war, zur Eintreibung überwies, denn er hatte bei ihm einige Schulden, der Rat aber nicht zahlen wollte, weil er sich in dieser Sache ohne Schuld wußte, entbrannte ein heißer Kampf zwischen der Stadt und dem Herzog, bei dem die Dörfer ausgeraubt wurden und die Tarrasbüchsen erschrecklich krachten.

Aber auch diesmal blieben die Breslauer Sieger und schlugen den Münsterberger bei Canth so aufs Haupt, daß er für immer darauf verzichtete, königliche Gelder einzutreiben, zumal bei den Breslauern.

Im Schweidnitzer Keller aber sang man auf ihn den Spottvers:

„Herzog Barthel ohne Land
Hat vor Canth
Sich bös das Maul verbrannt!"

Die Familie Rintfleisch aber rang wacker weiter um ihre Ehre.

Doch erst im vierten Gliede erlosch der Makel völlig.

Und heute sitzt das Geschlecht, in viele Zweige zerspalten, aber blühend und kräftig, nicht nur in Breslau, sondern im ganzen Schlesierlande. Das Wappen ihres Ahnherrn aber leuchtet noch heute unversehrt an dem köstlichen Sakramentshäuschen links vom Altar der Elisabethkirche.

Der Polak in Glogau

Kaum waren die schwergeprüften Glogauer im Jahre 1488 den tollen Herzog Hans von Sagan los geworden, der sieben Ratsherren im Schloßturme dem Hungertode preisgegeben hatte, so fielen sie schon drei Jahre später dem polnischen Hauptmanne Johann Polak von Karnikow in die Hände, der das Fürstentum Glogau für den Herzog Johann Albert von Polen zu verwalten kam.

Seit dem unerwarteten Tode des großen Ungarnkönigs Matthias Corvinus, der seine Länder mit eiserner Faust befriedet und auch den tollen Herzog von Sagan zu Fall gebracht hatte, ging in Schlesien alles drunter und drüber. Wladislaw, der neue König von Böhmen, ein Schwächling, der alles gut hieß, was man ihm vorlegte, wollte sich auch die Krone von Ungarn erringen und verpfändete außer dem Herzogtum Glogau noch viele andere schlesische Landschaften an seinen jüngeren Bruder Johann Albert gegen die Zusicherung, bei der ungarischen Königswahl nicht als Bewerber aufzutreten. Falls er jedoch in der Folgezeit zum König von Polen gewählt werden würde, wofür er gute und nahe Aussichten hatte, sollten alle schlesischen Verpfändungen unverzüglich an die Krone Böhmens zurückfallen.

So kam es, daß dieser polnische Herzog für seine schlesischen Pfandschaften kein Herz besaß. Er betrachtete sie lediglich als Einnahmequellen und hatte in Jo-

hann Polak, der darum sein unerschütterliches Vertrauen besaß, den richtigen Steuereintreiber gefunden. Er war ein harter, grausamer Mann, ein Gewaltmensch aus Halbasien, dem die deutsche Ordnung, vornehmlich die der Städte, ein Gräuel war und für den die Gesetze nur den einen Sinn hatten, daß er sie nach seinem Belieben biegen und brechen durfte.

In Glogau lebten damals nur zwei Männer, die ihm die Spitze zu bieten vermochten: Martin Arnold, der erste Konsul und Bürgermeister, hinter dem der arg verschüchterte Rat und die nur wenig mutigere Bürgerschaft standen, und Ernest von Tschammer, ein überaus stolzer, aber rechtlich gesinnter Herr, der in dem aufstrebenden Adel des Fürstentums einen kräftigen und getreuen Rückhalt hatte.

Zum Unglück der Stadt jedoch waren diese beiden Männer einander feind. Zwar suchten sie beide nicht das Ihrige, sondern das allgemeine Wohl; allein Martin Arnolds Gedanken reichten nur bis zur Bannmeile, während dem stolzen Ernest von Tschammer, der hochfliegende Pläne in seinem Herzen barg, die Engnis der bürgerlichen Welt, die sich um Groschen und Heller zankte, in tiefster Seele zuwider war. Er träumte von einem schlesischen Königreich, das sich wie ein trennender Keil zwischen Polen und Böheimb schieben und von den Bergen bis ans Meer reichen sollte. Dieses Reich wollte er dereinst von Glogau aus als Kanzler beherrschen, und darum nur war er vor Jahren Herzog Hansens Geheimer Rat geworden.

Dieser abenteuernde Fürst, gleichwohl ein trefflicher Feldherr, war Ernest von Tschammer damals als der

rechte Mann für seine Pläne erschienen. Die ersten aber, die sich seinem hochsinnigen Streben starr und kleinlich widersetzt hatten, waren jene sieben glogischen Ratsherren gewesen, die auf seinen Rat hin vom Herzog kurzerhand in den Schloßturm geworfen worden waren, wo sie ohne Ernest von Tschammers Schuld eines jämmerlichen Todes gestorben waren.

Wegen dieser Schandtat hatte sich Ernest von Tschammer, der sein Reich, von dem er träumte, wohl mit Blut und Eisen, nicht aber mit Tücke, Hinterlist und menschlicher Grausamkeit aufgerichtet wissen wollte, von dem Herzog losgesagt.

Doch in den Augen der Bürger blieb an Ernest von Tschammer für immer der Makel haften, daß er mitschuldig sei am Tode jener sieben Gerechten. Allein er trotzte dem allgemeinen Haß und wich nicht aus der Stadt, denn die Furcht war ihm fremd.

Martin Arnolds, des Bürgermeisters Schwager war Hans Keppel gewesen, einer der sieben Ratsherren, der zuletzt verhungert war und kurz vor seinem Tode die Worte niedergeschrieben hatte: „Da hatten sie uns jetzund bei 14 Tagen weder Trank noch Speise gegeben. Allmächtiger Gott, vergib es ihnen!“

Dessen einzige Tochter Odilia hatte Martin Arnold zu sich genommen, und in seinem Hause war sie zu einer schönen Jungfrau erblüht und ward, als sie mannbar geworden, Peter, dem Sohne des Schöffen Franziskus von Glogau, einem reichen Kaufherrn, zur Ehe versprochen.

Willig hatte sie dem Ohm gehorcht, der sie wie eine Tochter hielt, denn er hatte keine Kinder. Auch war sie

dem Peter von Glogau, einem frischen, mutigen Gesellen, von ganzem Herzen zugetan, also daß sie sich gar keinen andern wünschte.

Martin Arnold aber konnte es dem hochmütigen Ernest von Tschammer nicht vergessen, daß er der zarten Jungfrau, über deren Schönheit die Stadt voll Rühmens war, durch seinen grausamen Rat den Vater geraubt hatte.

Und doch schauten diese beiden Männer der Ankunft des polnischen Hauptmanns mit dem gleichen unsicheren Gefühl entgegen. Während Martin Arnold einen neuen Feind der städtischen Freiheiten und Privilegien in ihm witterte, dachte Ernest von Tschammer den Polen erst mit allem Mißtrauen zu prüfen, ehe er ihm seine Pläne enthüllte.

Am Kilianstage des Jahres 1491 hielt Johann Polak in Glogau seinen Einzug. Vor dem Odertore wurde er von Konsuln, Schöffen und Zunftgeschworenen empfangen. Pauken und Trompeten, Zinken und Posaunen ertönten, Fahnen flatterten im Winde. Und das Volk jauchzte.

Aber die finstere Miene des Polak hellte sich erst auf, als sein Blick auf Odilia fiel, die im reichen Festschmuck auf ihn zutrat und ihm einen Blumenstrauß überreichte.

„Wer ist die Jungfrau?" wandte er sich an seine Begleiter. „Sie ist so schön, wie ich nie eine sah."

Vor Scham sanken Odilia die Lider.

„Mit Verlaub, edler Herre Hauptmann!" antwortete Martin Arnold, der Bürgermeister, und verneigte sich mit Anstand, doch ohne Unterwürfigkeit. „Es ist meine Nichte und des Peters von Glogau verlobte Braut."

„Aus dem Wege, Gewürm!" rief der Polak zornig und spornte sein Roß, daß es stieg.

Martin Arnold sprang zur Seite, um nicht überritten zu werden. So kam es, daß das feurige Pferd mit den Hufen den Zunftgeschworenen Nicolaus Agricola streifte, der hinter dem Bürgermeister stand, einen leicht erregbaren, überaus jähzornigen Mann, und ihm den linken Arm lahm schlug. Wild aufschreiend fuhr er mit der rechten Hand nach dem Schwerte, und nur durch die besonneneren Nachbarn, die ihm in den Arm fielen, wurde er verhindert, die Schmach auf der Stelle zu rächen.

Der Polak aber ritt unbekümmert weiter, steckte sich den Blumenstrauß Odilias in das rote Lederkoller und lenkte auf die Schloßbrücke zu, wo sich Ernest von Tschammer mit seinem adeligen Anhang aufgestellt hatte.

Er hieß den neuen Herrn von Glogau mit kurzen, kernigen Worten willkommen und geleitete ihn in den Saal, wo eine fürstliche Tafel hergerichtet worden war. Hier über dem Weine fanden sich die beiden. Zwar verriet Ernest von Tschammer nichts von seinen hochfliegenden Plänen, aber er suchte den Haß des polnischen Hauptmannes gegen die Stadt nach Kräften zu schüren. Denn grade der städtische Eigensinn und die Kleinlichkeit der bürgerlichen Gesinnung waren es gewesen, an denen Ernest von Tschammers erster Versuch mit Herzog Hans gescheitert war.

Er hatte bei dem Polak ein gar leichtes Spiel. Für diesen Mann war ein Bürger nichts mehr und nichts weniger als ein entlaufener Bauer, der wieder in die

alte Hörigkeit zurückgepreßt werden mußte. Dies vertrug sich durchaus mit Ernest von Tschammers Absichten, der die Stadt erst tief beugen und unterjochen wollte, um sie dann herrlicher als jemals emporzuheben.

„Steuern sollen sie mir und Zins zahlen," rief der Polak, „bis ihnen das Blut unter den Nägeln hervorspringt."

„Sie werden es tun," erwiderte Ernest von Tschammer, „und sie können es auch, denn sie haben anhero genug Geld zusammengescharrt. Zwar werden sie sich sperren mit Händen und Füßen, sich auf ihre Privilegien berufen und bei König und Kaiser klagen, darum dünket mich, es ist besser, das Loch vorher zuzustopfen."

„So mag denn der ganze Rat in den Turm geworfen werden!" beschloß der Polak, ohne sich lang zu besinnen.

„Solches wird kaum nötig sein," warf Ernest von Tschammer ein, „würde auch leicht viel böses Blut unter der Bürgerschaft machen. Wenn sie erst aufsteht, dürfte es schwer halten, sie hier in der Stadt zu Paaren zu treiben. Wozu den ganzen Rat eintürmen, so Ihr es weit billiger haben könnt? Sitzen doch nur zwei Männer im Rat, die die Stadt nach ihrem Sinne lenken. Das sind die beiden Konsuln, Martin Arnold und Nikolaus Link. So Ihr denen das Wort nehmt, wird der ganze Rat auf Eure Seite fallen, und Ihr werdet die gute Stadt leiten können, wie ein gehorsames Lämmlein."

„Ihr sprecht gut!" rief der Polak erfreut. „Hier meine Hand, ich will Eurem Ratschlag getreulich folgen."

„Wenn Ihr dies immerdar tun wollt," erwiderte Ernest von Tschammer und schlug freudig ein, „so mag draus gar leicht ein gewaltiges Werk werden, daß Ihr dereinst den Scipio und den Cäsar an Ruhm überstrahlet!"

Also schlossen die beiden gegen die Stadt einen Bund.

Bald darauf verlangte der Polak die Einführung einer neuen Biersteuer. Der Rat wies diese ungerechte Forderung einstimmig zurück. Die beiden Konsuln erboten sich, in das Schloß zu gehen, um den neuen Hauptmann an Hand der städtischen Privilegien zu überzeugen, daß die Biersteuer allein dem Rate, nicht aber dem Herzog oder gar seinem Stellvertreter gehöre.

Sie trafen bei ihm Ernest von Tschammer an und wußten nun, daß es einen schweren Kampf auszufechten galt.

Martin Arnold machte seine Vorstellung kurz und bündig, aber er erntete keinen Dank damit: der Polak nahm die Privilegien, zerriß sie mittendurch, und warf sie ihm vor die Füße.

„Ihr seid beide abgesetzt!" schrie er wild. „Danket Gott, daß ich euch nicht sofort in den Turm werfen und euch mit euern Privilegien füttern lasse!"

„Unsere Privilegien könnt Ihr nicht antasten!" sprach Martin Arnold kühn. „Sie gewähren uns freie Ratskür und strafen jeden, der sie hindert, mit dem Tode!"

„Aufhängen laß ich euch beide!" tobte der Polak durchs Gemach.

Da mischte sich Ernest von Tschammer ein.

„Eure Privilegien sind nichts als ein Stück Pergament, so ihr nicht die Kraft habt, sie mit Gewalt zu

schützen!" erwiderte er abweisend. „Zudem sind sie samt und sonders erschlichen, um die herzogliche Macht zu schmälern. So euch der Friede der Stadt am Herzen liegt, so lasset freiwillig eure Sitze im Rat fahren, gehet in eure Häuser und haltet euch stille."

„Auch dieses widerstrebt unsern Privilegien!" sprach Martin Arnold fest und ohne sich beirren zu lassen. „Keiner darf von seinem Amt weichen, es sei denn, daß ihn der Tod davon abscheidet. Also ist es uns zum Segen der Stadt verbrieft und besiegelt."

„Nun wohl!" rief Ernest von Tschammer, erregt über diesen unbeugsamen Starrsinn. „So möge es sich denn weisen, ob ihr vor einem Fetzen Pergament mehr Furcht habt, als vor des herzoglichen Hauptmanns Söldnern und Kriegsknechten!"

„Also ist Euer Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, das gute Recht der Stadt mit Füßen zu treten!" fuhr Nikolaus Link leidenschaftlich dazwischen.

„Das gute Recht", erwiderte Ernest von Tschammer ruhig, „kann jedermann finden vor des Herzogs Gerichten. Euer Recht aber, soweit es sich auf die Privilegien stützt, ist ein falsches und unrechtes Recht. Es ist ein erschlichen und erlistet Recht, ein Recht, das ihr mit Silber und Gold von der Schwachheit der Krone erkauft habt. Und darum muß man es ausrotten wie ein giftiges Unkraut."

Damit kehrte er den beiden Konsuln den Rücken, und Nikolaus Link machte sich daran, die zerrissenen Privilegien vom Boden aufzusammeln. Inzwischen hatte sich des Polaks Zorn gedämpft.

„Schickt mir Eure schöne Nichte her!" höhnte er dem

Bürgermeister nach. „So will ich ihr und Euch gnädig sein!"

„Mit Verlaub, edler Herr aus Polen!" sprach Martin Arnold und schaute ihn durchbohrend an. „Ihr seid allhier in einer deutschen Stadt, wo deutsche Zucht und Sitte gilt!"

Darauf schritten die beiden Konsuln hinaus.

„Was ist mit der Jungfrau?" fragte Ernest von Tschammer argwöhnisch.

Doch der Polak lachte nur, also daß Ernest von Tschammer glaubte, nur einen Scherz gehört zu haben, und nicht weiter danach forschte.

Weil sich der Rat trotz der zerrissenen Privilegien nicht auf die Einführung der Biersteuer einlassen wollte, überhaupt alle neuen Abgaben rundweg verweigerte, vielmehr sofort bei der böhmischen Krone gegen die polnische Vergewaltigung Einspruch erhob, ließ der Polak die beiden Konsuln hinterlistig auffangen und sie in denselben Schloßturm setzen, darin Herzog Hans die sieben Ratsherrn hatte verhungern lassen. Mit der Untersuchung der Schuld beeilte man sich nicht, denn Ernest Tschammer wollte Martin Arnold und Nikolaus Link nur aus dem Rate drängen, damit die Stadt zum Gehorsam käme.

Die Bürgerschaft nahm diese Einkerkerung zwar unwillig, aber mit ziemlicher Ruhe hin, da sie bei den andern Ratsherrn, die sich von nun an dem Machtspruch des polnischen Tyrannen bedingungslos beugten, keinen Rückhalt fand. Franz Schmidt und Heinrich Gensel, zwei gefügige Werkzeuge Ernest von Tschammers, wurden auf seinen Wunsch hin zu Konsuln ge-

kürt und bewilligten die Biersteuer und alle neuen Auflagen und Geschosse.

Schon aber setzte unter Führung des Nicolaus Agricola, zu dem sich heimlich der Ratsschöffe Franziskus von Glogau hielt, eine scharfe Gegenströmung ein, die sich zunächst nur gegen den schwachen, liebedienerischen Rat richtete. Denn der war feige nach oben wie nach unten.

Trotz dieses jämmerlichen Rates und trotz der unrechtmäßigen Gefangenhaltung der beiden Konsuln, die vergeblich auf ihr Urteil harrten, hätte die Stadt unter der heimlichen, aber starken Regierung Ernest von Tschammers gedeihen können, wenn der Polak nicht plötzlich die schöne Odilia Keppel hätte entführen lassen.

Am Abend vor Maria Himmelfahrt, als sich die Jungfrau in ihres Oheims Garten vor dem Tore erging, wurde sie von zwei vermummten Knechten überfallen und in einem Oderkahn aufs Schloß gebracht. Dort wurde sie in einem Zimmer gehalten, dessen Fenster hoch über dem Strome lagen. Wenn sie weinte und wehklagte, bedrohte man sie mit Schlägen. Eine alte, kupplerische Hexe aus Polen bewachte sie Tag und Nacht.

Kein Bürger Glogaus hatte den frechen Raub bemerkt, aber jedermann wußte, in wessen Gewalt Odilia Keppel gefallen war. Peter von Glogau, ihr Bräutigam, tobte wie unsinnig durch die Gassen und drohte, den Räuber zu erstechen. Nur mit Mühe konnten ihn die Freunde zurückhalten. Der feige Rat versprach alles, die Schandtat aufzuklären, wagte aber keinen Finger zu rühren. Auch für die Freiheit der beiden Konsuln,

die jetzt schon vier Wochen im Schloßturm schmachteten, fand er kein Wort der Fürbitte.

Also wuchs die Partei des Nicolaus Agricola. Da er ein Mann von harten Sinnen und schnellen Entschlüssen war, stieg er am Morgen des Bartholomäustages auf den Turm der Stadtkirche und läutete mit seinem gesunden, rechten Arm die Sturmglocke, daß sie gellend über die Stadt schrie.

Bewaffnet sprang die Bürgerschaft aus den Häusern. Die Zünfte schlossen sich zusammen. Und in wenigen Augenblicken stand auf dem Ringe eine gewaltige Streitmacht, bereit, für die Freiheit der Stadt Blut und Leben zu opfern.

Mit Zittern und Zagen saßen die Ratsherren in der Schöffenstube und bangten um ihr Leben, bis auf Franziskus von Glogau, der um den Ausbruch des Aufstandes gewußt hatte. Er war es auch, der den Aufrührern furchtlos entgegentrat und ihnen Rede und Antwort stand, als sie hereinbrachen und mit großem Geschrei die Freilassung der beiden Konsuln und die Klage gegen den Jungfrauenräuber heischten.

„Wir haben keine Macht!“ erwiderte der Schöffe und wies nach dem Schlosse hinüber. „Wir können in diesen beiden Dingen nichts tun, da uns die Hände gebunden sind. Ginge es nach mir, ich wollte Martin Arnold und Nikolaus Link noch heut auf freien Fuß setzen. Und so ihr nur den Räuber nennt, wollen wir gegen ihn klagen, wenn es sein muß, bei Kaiser und Reich.“

„Der Polak!“ brüllte Peter von Glogau, des Schöffen Sohn.

Und alles Volk schrie wie aus einem Munde: „Der Polak!“

„Der Polak!“ sprach Nicolaus Agricola und hob seinen linken, gelähmten Arm mit der rechten Hand empor.

„Ei!“ sprach Franziskus von Glogau und sah sich suchend um. „Hier auf dem Rathause wohnet unser gnädiger Herre Hauptmann nicht.“

„Nach dem Schlosse!“ schrie Nicolaus Agricola zum Fenster hinunter, und die Zünfte, die unten hielten, schlugen ihre Wehren zusammen und brüllten alle wie ein Mann: „Nach dem Schlosse!“

Also wälzte sich der Haufe bis vor das Schloß. Die Zugbrücke war aufgezogen, und vor dem breiten Festungsgraben, der bis obenhin mit Wasser gefüllt war, kühlte sich merklich der Mut der Menge.

„Gebt die beiden Konsuln heraus!“ schrie Nicolaus Agricola.

Und wiederum stimmte das Volk ein.

„Gib die Jungfrau heraus, du polnischer Räuber!“ schrie Peter von Glogau, und alles Volk brüllte es ihm nach.

Da trat Ernest von Tschammer zu dem Polak, der bleich und ruhelos in seinem Gemach auf und ab lief.

„Ich lasse sie alle in Stücke hauen!“ schrie er wild.

„Wird schwere Arbeit sein,“ sprach Ernest von Tschammer und tat sodann die Frage: „Ist die Jungfrau im Schlosse?“

Allein der Polak machte Ausflüchte.

„Antwortet ohne Umschweife!“ drängte ihn Ernest von Tschammer. „Habt Ihr die Jungfrau entführt, so scheiden sich unsere Wege.“

„Bin ich ein Jungfernräuber?" begehrte der Polak auf. „Sie ist mir nachgelaufen wie ein Hündchen."

„Auf Ritter- und Ehrenwort!" sprach Ernest von Tschammer ernst und streckte die rechte Hand aus.

„Auf Ritter- und Ehrenwort!" beschwor der Polak, ohne mit der Wimper zu zucken, und schlug ein. Denn er war ein Pole.

„Dann seid ohne Sorge!" beruhigte ihn Ernest von Tschammer und trat furchtlos hinaus auf die breite Rampe der Zugbrücke.

Von einem mörderlichen Geschrei wurde er empfangen. Doch kaum hob er die Hand, so wurde es stille.

„Ihr Bürger von Glogau!" sprach er mit starker, ruhiger Stimme. „Glaubet ihr durch Rottieren und Gewalt die Sache der beiden abgesetzten Konsuln zu führen, so irret ihr euch gewaltiglich. Ihr habt ihnen vielmehr einen gar schlechten Dienst erwiesen, dieweil sie nun beide ihr Leben verwirkt haben. So ihr aber meinen Rat hören wollt, so gehet friedlich nach Hause und überlaßt die beiden Übeltäter der Gnade des Herzogs. Sorget euch nicht um sie, denn sie leiden keine Not und haben alles in Fülle bis auf die Freiheit. Wolle Gott, daß ihnen auch gar bald die Freiheit geschenkt werden kann. So ihr aber hier stehet und lärmet, wird es nimmermehr geschehen. Dies bedenket wohl!"

Gar viele ließen ob dieser verständigen Rede die Waffen sinken und sahen sich nach dem Heimweg um.

„Gib die Jungfrau heraus!" schrie Peter von Glogau, um die Aufrührer aufs neue anzustacheln.

„Was aber die Jungfrau betrifft," fuhr Ernest von Tschammer fort, „so befindet sie sich im Schlosse. Aber

man hat sie weder geraubt, noch mit List hierher gelockt, sondern sie ist mit ihrem eigenen freien Willen über diese Brücke gegangen."

„Du lügst!" schrie Peter von Glogau außer sich.

„Du hast es leicht, mich der Lüge zu zeihen, da du bereits von Sinnen bist!" wies ihn Ernest von Tschammer zurück. „Ihr andern aber bedenket wohl, daß ihr ausgezogen seid, eine Jungfrau zu befreien, die gar nicht befreit sein will. Lohnt es sich darum den Panzer anzulegen und das Schwert an die Hüfte zu gürten? Gehet also heim, bevor dieser Tumult dem Herzog zu Ohren kommt. So wir aber mit dem oder jenem unter euch in der Folgezeit Zwiesprach halten wollen, so werden wir es ihm beizeiten kund und zu wissen tun."

Damit trat er zurück, und die Aufrührer am andern Ufer erwogen mit viel Geschrei, was sie nun tun sollten. Die meisten der Zünfte waren für den Abzug, da sie das wohlbefestigte Schloß doch nicht stürmen konnten. Nur die Schuster und die Tuchmacher hörten noch auf Nicolaus Agricola und Peter von Glogau. Als aber die andern Zünfte heimzogen, wollten die Schuster und Tuchner ihre Haut nicht allein zum Markte tragen und folgten ihnen nach. Nun ging auch Nicolaus Agricola nach Hause, zerbrach sein Schwert in zwei Stücke und warf es in den Winkel.

Am nächsten Tage wurde er und Peter von Glogan nebst acht andern der vornehmsten Verschwörer vor den Rat gefordert, gefangengesetzt und am Abend auf Ernest von Tschammers Betreiben dem Polak ausgeliefert. Sie wurden zu den beiden Konsuln in den Turm geworfen, damit sich ihr aufrührerisches Blut ein wenig

abkühle. Hier erfuhr Martin Arnold das Schicksal Odilias aus Peter von Glogaus Munde, und auch er konnte und wollte es nicht glauben, daß sie freiwillig entsprungen und ins Schloß gelaufen sei.

Von diesem Tage an ging Ernest von Tschammer im Schlosse aus und ein als des herzoglichen Hauptmanns Ratgeber und hielt ihn von gar manchen Torheiten und Grausamkeiten ab.

Eines Tages, als er durch den obersten Gang des hohen Mittelbaues schritt, hörte er hinter einer Tür, die von außen verriegelt war, ein leises Schluchzen. Und da er die Ursache zu erfahren trachtete und das Gemach öffnete, fand er darinnen Odilia Reppel, die vor dem Bilde des Gekreuzigten lag, die Hände rang und sich nicht bergen konnte vor Tränen.

Ernest von Tschammer ließ nicht ab, nach der Ursache ihres Jammers zu forschen, und erfuhr endlich, daß der Polak sein Ritter- und Ehrenwort gebrochen hatte und daß er aus noch schlechterem Holze geschnitzt war als weiland Herzog Hans.

Darauf nahm Ernest von Tschammer die weinende Jungfrau bei der Hand und führte sie die Treppe hinunter, damit er sie aus dem Schlosse brächte.

Keiner wagte, die beiden aufzuhalten. Da ihm das Herz über ihrem stillen Weinen blutete, suchte er sie mit sanften Worten zu besänftigen. Als sie aber mitten auf der Schloßbrücke waren, wo sie das Haus ihres Oheims sehen konnte, riß sie sich los und stürzte sich in den tiefen Schloßgraben, daß sie auf der Stelle ertrank.

Ernest von Tschammer ging heim, verbarg sein Angesicht vor aller Welt und kam nicht wieder auf das

Schloß. Sah er einen Bürger von ferne, so schämte er sich um der Lüge willen, an der er doch keine Schuld hatte.

Der Polak aber geriet darüber ins Wüten. Am Morgen des Dionysiustages ließ er Nicolaus Agricola das Haupt abschlagen, weil er die Sturmglocke geläutet hatte. Eine Woche später, am Tage des heiligen Gallus, berief er den Rat der Stadt zu sich und befahl ihm im Namen des Herzogs, sämtliche Gefangenen hinzurichten. Bis zum Scheiden der Sonne sollte das Urteil vollzogen sein. Er selbst ritt am Morgen nach Polkwitz hinüber.

Und der Rat war feige genug, die Gefangenen nach dem Rathaus bringen und den Henker holen zu lassen.

Da war nur ein einziger Mann in Glogau, der helfen konnte: Ernest von Tschammer. Allein er lebte von aller Welt abgeschlossen in seinem Hause und weigerte sich beharrlich, einen Menschen vor sein Angesicht zu lassen. Erst als die Frauen und Kinder der Verurteilten vor seinem Hause die Hände rangen und laut zum Himmel jammerten, schritt er aufs Rathaus, gebot dem Rate Einhalt und erzwang die Aufschiebung der Hinrichtung.

Als der Polak am Abend heimkehrte und erfuhr, daß man seinen Befehl nicht ausgeführt hatte, begann er zu rasen und schwur, den ganzen Rat an den Galgen zu hängen.

Aber Ernest Tschammer trat furchtlos ins Schloß, rechtfertigte sein Tun mit guten Gründen und redete dem wortbrüchigen Polak so gewaltiglich ins Gewissen, daß er ganz stille wurde und endlich versprach, falls ihn die ganze Stadt um Verzeihung anflehe, alle Gefangenen bis auf Martin Arnold und Peter von Glogau

freizugeben. Diese beiden wurden sofort unter starker Bedeckung ins Schloß zurückgebracht.

Am anderen Morgen erschienen sämtliche Bürger der Stadt in armseliger Kleidung, mit entblößten Häuptern und bloßen Füßen, an ihrer Spitze der Rat und die sieben Gefangenen, vor der Schloßbrücke, wo sie der Polak mit großem Gefolge empfing, und baten fußfällig um Gnade und Erbarmen. Die Gefangenen mußten sich vor ihm mit ausgestreckten Händen in den Staub werfen.

„Stehet auf!" befahl der Hauptmann den Ratsherren.

Die Gefangenen aber mußten liegenbleiben. Nun begann er die Bürger zu schmähen und zu beschimpfen, daß sie vor Scham und Grimm abwechselnd bleich und rot wurden. Dann erst gebot er ihnen, sich aus dem Staube zu erheben.

Danach schloß sich Ernest von Tschammer wieder in sein Haus ein und tat, als gingen ihn die Händel dieser Welt nichts mehr an.

Der Polak aber ergriff die günstige Gelegenheit und ließ den Henker ins Schloß kommen, um Martin Arnold, den ersten Konsul, für immer abzutun. Am Tage Mariä Empfängnis blieben die Stadttore geschlossen. Niemand konnte die Ursache erfahren. Martin Arnold, den man tags zuvor in ein anderes Gemach gebracht hatte, ruhte noch auf seinem Lager, als der Nachrichter zu ihm trat, ihm aufzustehen befahl und ihm die Hände auf den Rücken band. Dann führte er ihn durch eine heimliche Pforte auf den Schloßhof, wo er ihm den Kopf vor die Füße legte. Nach einigen Stunden erschienen die Stadtdiener, hoben den Leichnam auf eine

Bahre und trugen ihn auf den Friedhof. Zugleich wurden die Tore wieder geöffnet, die Glocken geläutet und Priester und Volk zusammengerufen, die Leichenlieder zu singen.

Als Ernest von Tschammer dies erfuhr und gleichzeitig hörte, daß mit Peter von Glogau in den nächsten Tagen ebenso verfahren werden sollte, ging er zum letzten Male aus seinem Hause und trat vor den Polak. Und es gelang seiner Überredungskunst, daß Peter von Glogau freigegeben wurde. Allein erst sollte er sich aufs tiefste demütigen.

Er wurde nach dem Rathaus gebracht und mußte von da bis zur Schloßbrücke auf den Knien rutschen, während der Rat und die Bürgerschaft ihn begleiteten.

Als er endlich mit wunden Gliedern und ganz unkenntlich von Schmutz und Kot an der Schloßtreppe angekommen war, warf er sich mit ausgestreckten Armen vor dem Polak auf die Erde und durfte nicht eher aufstehen, bis der Rat und die Bürgerschaft gar jämmerlich für sein Leben gebeten hatten.

Dann aber sprang Peter von Glogau auf, zog ein langes Messer aus dem Busen und stach den Polak in den Hals, daß er niederstürzte wie ein Stück Schlachtvieh.

Gleich darauf sank der Befreier Glogaus unter den Partisanen der polnischen Söldner zusammen.

Ein neuer Polak kam nicht nach Glogau, Herzog Johann Albert war inzwischen König von Polen geworden, und das Herzogtum Glogau fiel wieder an Böhmen zurück.

Ernest von Tschammer aber verbrachte sein Leben ein-

sam und starb in aller Stille. Erst zweihundertfünfzig Jahre später ging sein Plan in Erfüllung, als die Regimenter des Preußenkönigs die schlesische Grenze überschritten.

Die Schweidnitzer Pölerei

Am Aschermittwochsabend des Jahres 1522 saßen bei dem Kretschmer Peter Wolf auf der Hohgasse sechs ehrsame Bürger beieinander, sprachen dem dicken, öligen Schöps eifrig zu und schalten auf die schlechten Zeitläufte.

„Da habt ihr ein neues Pölichen!" rief Peter Kroll, der hinkende Schuster, und warf einen von den neuen Groschen, die Paul Monau auf Grund des königlichen Edikts in seiner Münzstätte auf der Züchnergasse prägte, auf den Tisch. „Der Teufel hat sein Spiel mit uns, so wir uns dieses schlechte Geld aufdrängen lassen. Darüber werden die Armen noch ärmer und die Reichen noch reicher werden. Man sollte den Rat, der uns dieses angetan hat, absetzen und aus der Stadt treiben."

„Immer gemach, Schuster!" beruhigte ihn Peter Wolf und schob seinen dicken Leib und sein zinnoberrotes Schöpsgesicht in die Runde der Zecher, um das neue Pölichen in Augenschein zu nehmen. Es wanderte von Hand zu Hand und trug auf der einen Seite eine Krone, auf der andern einen Adler.

„Bis auf die Umschrift sieht es aus wie ein polnischer Groschen!" meinte Peter Wolf behäbig.

„Das ist wieder eine Tücke und List des Rates!" begehrte Peter Kroll, der Schuster, auf. „Denn der polnische Groschen ist um ein Dritteil besser."

„Und wenn wir die Pölichen annehmen," warf Ni=

kolaus Beyer, ein Schneider vom Ringe, ein, „so verlieren wir den Verdienst an unsern guten, alten Groschen, die noch um ein Dritteil besser sind als die polnischen. Denn nun laufen die polnischen Fuhrleute zu Paul Monau und wechseln unsere guten Groschen in Pölichen um. Und es wird dahin kommen, daß wir unsern Schöps ganz allein trinken müssen."

„Hast recht, Schneider!" bestätigte Peter Wolf diese trübe Prophezeiung. „Das Brauurbar geht zurücke, seit die Pölichen die Stadt unsicher machen. Und mich dünket, wir sollten es nicht dulden, daß der Rat den ganzen Handel und Wandel also lahm leget und die gute Stadt schädigt."

„Nein, wir wollen es nimmermehr dulden!" schrie Peter Kroll wie unklug und schlug auf den Tisch, daß die Kannen wankten.

Nun erst tat Lorenz Günther, ein junger Bäckermeister, der nächstens mit Anselma Pietsch Hochzeit halten wollte, den Mund auf. Er war ein guter Bürger seiner Vaterstadt, langsam und bedächtig in seinen Entschlüssen, aber um so zäher, wenn es galt, sie auszuführen.

„Man muß es vor die Morgensprachen bringen!" meinte er in seiner ruhigen Weise. „Und die Geschworenen mögen es dann vor den Rat bringen."

„Und der Rat wird sich den Teufel drum scheren!" rief der hinkende Schuster dazwischen. „Unser Rat ist kaiserlicher als der Kaiser und päpstlicher als der Papst. Er hält es mit dem Herzog von Liegnitz und gegen die Bürger. Darum muß man ihn austreiben und nicht erst warten, bis er die ganze Stadt verderbet."

Da stürmte Jakob Früauf, ein Kretschmer, der weiter unten auf der Hohgasse wohnte, herein und rief: „Ihr sitzet friedlich dahier, wo doch die ganze Stadt auf den Beinen ist? Der Herzog von Liegnitz hat drei von unsern Tuchmachern aufgreifen lassen, ihnen die Wagen weggenommen und sie in den Turm geworfen."

„Dafür soll man den ganzen Rat in den Turm werfen!" schrie der Schuster, und sogar Lorenz Günther kam aus seiner Ruhe.

„Lasset uns sehen, was an diesem Gerücht Wahres ist!" forderte er die andern auf und eilte hinaus auf die Gasse.

Die andern folgten ihm auf dem Fuße. Aber es war kein leichtes Stück, sich bis zum Ringe durchzudrängen. Der Zugang von der Hohgasse aus war längst durch das lärmende Volk gesperrt. Also machte sich das Häuflein, dem sich sogar Peter Wolf angeschlossen hatte, durch ein Seitengäßchen davon, um von der nächsten Ecke zum Rathaus zu gelangen. In der Braugasse aber lief Lorenz Günther Anselma Pietsch, seiner verlobten Braut, fast in die Arme. Und sie zog ihn beiseite und flehte ihn an, heimzukehren und sich nicht in den Auflauf zu mengen.

„Liebe Anselma!" tröstete er sie. „Siehe, diese gute Stadt ist unser aller Mutter. Sollte ich da allein abseits stehen und die Hände in den Schoß legen, wenn alle herbeilaufen, um ihr zu helfen, da sie in Not ist?"

„Dies ist es nicht!" sprach Anselma unter Tränen. „Doch bei Kunz, deinem Bruder, sind alle Stuben voll, und ist ein Lärmen und Toben darin, daß einem die Furcht ankommt, so man es nur höret."

„Darum ist vor allem nötig," belehrte er sie und streichelte ihr die Wangen, „daß sich auch die besonnenen und vernünftigen Leute daruntermischen, um die törichten zu besänftigen."

So konnte sie denn nicht anders, als ihn ziehen zu lassen. Und er eilte, die Freunde einzuholen. Bald bahnte er sich an ihrer Spitze einen Weg durch die brodelnden Massen, die den ganzen Ring erfüllten und besonders vor dem Kretscham seines Bruders Kunz Günther gegenüber dem Rathause zu bedrohlichem Gewoge anschwollen. Peter Kroll machte den Beschluß und ersetzte durch den Eifer seiner Ellenbogen, was seinen Knien an Beweglichkeit abging, bis er sich plötzlich von seiner geliebten Ehefrau Engelberta festgehalten fühlte.

„Willst du Faulpelz gleich nach Hause kommen!" schrie sie ihn an. „Lumpst den ganzen Tag herum und läßt daheim die Arbeit liegen!"

„Mach du sie!" erwiderte der Schuster und wollte sich losreißen, aber Frau Engelberta hatte einen guten Griff. „Was hältst du mich? Wo wir doch unterwegs sind, dem ganzen Rat das Genick zu brechen."

„Was gehts dich an?" begehrte sie auf. „Sieh du lieber zu, wie du deine Familie ehrlich durchbringst."

„Das verstehst du nicht!" wies er sie entrüstet zurück. „Erst muß oben Ordnung geschafft werden, dann kommt sie unten ganz von selbst. Kümmere dich um deine Kochtöpfe und nicht um die Stadtsachen. Das ist Arbeit für uns Männer. Die Weiber haben zu schweigen in der Gemeinde, spricht der Apostel Paulus."

Und wirklich gelang es ihm, sich loszureißen und im dichten Gewühl zu verschwinden.

„Komm du nur heim!“ drohte sie mit erhobenen Fäusten.

Doch daran war vorerst nicht zu denken. Denn die Erregung des Volkes stieg von Minute zu Minute. Je unsicherer und ungeheuerlicher die Gerüchte waren, die über den Ring sprangen, um so schneller und sicherer fanden sie Glauben.

Endlich hatten sich die sieben Freunde bis zu Kunz Günthers Kretscham durchgearbeitet. Hier waren alle Stuben so drangvoll, daß keine Nadel zur Erde fallen konnte. Und doch gelang es ihnen, bis in den hintersten großen Saal zu kommen, wo Kunz Günther auf einem Braufaß stand und mit gewaltiger Stimme den allgemeinen Tumult zu lenken bestrebt war.

„Lieben Freunde und Nachbarn!“ schrie er so laut, daß auch die in den vorderen Gemächern die Ohren spitzten. „Der Rat hat über den Kopf der Gemeinde weg der neuen Münze zugestimmt. Er hat heimlich das Siegel der Stadt nach Breslau genommen und den Beschluß der Stände im Namen der Gemeinde unterzeichnet und gesiegelt, obschon die ganze Gemeinde dagegen war. Er hat ohne Wissen der Gemeinde die große Büchse am heiligen Dreikönigstage nach Liegnitz entführt und sie dem Herzog zum Geschenk gemacht. Er hat sich ohne Wissen und Willen der Gemeinde des Obergerichts zu Schmellwitz, Arnsdorf und Wickendorf begeben. Die Ratsherren und Schöffen haben die alte Ratskür verletzt und streben nur danach, ihre Anverwandten und unbärtigen Söhne an den Ratstisch zu bringen, wie auch am heutigen Aschtag wiederum geschehen ist. Sie haben sich selbsteigen gegen der Stadt Recht

und Brauch Biere auf ihre Häuser zugegeben und alle Spitalbiere an sich gerissen. Sie lassen die Malzhäuser verfallen, und die Gemeinde muß ihnen hernach neue bauen. Sie legen neue Steuern und Geschosse auf die Häuser und sagen nicht, wo sie das Geld hinbringen. Solches aber tun nur die ungetreuen Haushalter, und es ist daher ebenso recht als billig, daß man sie zur Rechenschaft ziehe."

„An den Galgen müssen sie allesamt!" schrie der hinkende Schuster und duckte sich schnell.

Und wiederum erhob sich ein solches Geschrei, daß die Fenster klirrten und die Herzen derer, die draußen auf dem Ringe lauschten, mit Gewalt beweget wurden. Sogar der behäbige Peter Wolf ward von dem allgemeinen Toben mit fortgerissen und meinte, es sei am besten, gleich loszuschlagen.

Nun aber stand Lorenz Günther auf, trat auf das Braufaß und gebot Schweigen. Aber es dauerte ziemlich lange, ehe man bereit war, ihn zu hören.

„Lieben Bürger der guten Stadt!" sprach er, ohne die Stimme sonderlich zu erheben, und doch verstand man ihn in allen Ecken, da es allmählich mäuschenstill geworden war. „Dies aber ist mein Rat, den ihr wohl erwägen und nachher verwerfen mögt, so er euch nicht behaget. Die Klagen, die wir gegen den Rat haben, sind wohl begründet, müssen aber vorerst in die Morgensprachen der Zechen gebracht werden. So der Rat aber der Gemeinde Unrecht und Gewalt angetan hat, soll ihm die Gemeinde Gleiches mit Gleichem vergelten? Mich dünket, mitnichten! Sind die Klagen aber in den Morgensprachen vorgekommen und beredet, so sollen sie von den Geschworenen vor den Rat gebracht werden,

wie es unsere Privilegien vorschreiben. Und der Rat mag sich dann verteidigen und Rechenschaft ablegen, wie ihm zukommt."

„Die Ratsherren sind Lügner!" hetzte der hinkende Schuster. „An den Galgen müssen sie, soll die Stadt nicht darüber zugrunde gehen."

Allein der Beifall, den er diesmal erntete, war schon geringer. Der besonnene Ratschlag Lorenz Günthers, dem sich auch sein Bruder anschloß, verfehlte seine Wirkung nicht, obschon man noch bis Mitternacht schrie und tobte. Das Rathaus und die Häuser der Ratsherren und Schöffen blieben ungestürmt.

Als letzter hinkte Peter Kroll heimwärts. Und sein Ärger über die Sanftmütigkeit der Zechen wurde durch den rauhen Empfang, den ihm Frau Engelberta bereitete, keineswegs gemildert.

Am nächsten Morgen ruhten alle Hände. Jede der Zechen versammelte sich in ihrer Herberge, und aus den Schweidnitzer Handwerkern wurden für ein paar Stunden Mundwerker. Noch vor dem Mittag war der Ring wieder gefüllt, und die Zunftgeschworenen stiegen würdevoll und in geschlossenem Zuge die breite Treppe zum Rathaus hinauf, um dem Rate den allgemeinen Unwillen der Gemeinde kund zu tun.

Kaspar Freund und Wenzel Gellhorn, die beiden neugewählten Konsuln, standen im Kreise ihres Anhangs, darunter Nikolaus Tommendorf, der Schöffenälteste und Paul Monau, der Pölichenmacher, und hörten die Anklagen mit bleichen Gesichtern. Ihre Lippen zuckten und zitterten vor Furcht und Grimm über die Unbotmäßigkeit der Gemeinde.

Als die Geschworenen, an deren Spitze Niklas Weise, der Kürschner, stand, ihr Sprüchlein gesagt hatten, trat Kaspar Freund, der erste Konsul vor, und fertigte sie mit kurzen Worten ab: „Gehet heim, wir werden euch morgen Rede und Antwort stehen."

Und die Geschworenen glaubten ihm, traten wieder die breite Treppe auf den Ring hinunter und beruhigten die empörten Zechen, also daß sie wieder abzogen.

In dieser Nacht aber entwichen die Mitglieder des Rates und alle ihre Anhänger, im ganzen 35 Bürger, heimlich aus der Stadt und verfügten sich zu dem Herzog von Liegnitz, der sie nebst dem Gelde und den Kleinodien, die sie hatten mitgehen heißen, mit offenen Armen und Händen aufnahm und ihnen versprach, sie gegen die aufsässige Gemeinde zu schützen.

Als es aber am Morgen in Schweidnitz ruchbar ward, daß der Rat entflohen sei, hinkte Peter Kroll eiligst auf den Ring und brüllte, so laut er konnte: „Diese Schelme, diese Buben! Sie wollen die Stadt an den Herzog verraten! Schlagt ihre Häuser ein! Sie sind hinfort nicht wert, unter uns zu wohnen!"

Als triebe sie ein Sturmwind daher, quollen aus allen Gassen die Zechen auf den Ring. Wie eine Brandung brüllte die Wut des Volkes um das Rathaus. Lorenz Günther und sein Bruder Kunz, die zur Besonnenheit und Ruhe mahnten, wurden niedergeschrien. Und als der erste Stein daherflog und klirrend in das Haus Wenzel Gellhorns sprang, ließ sich der tolle Pöbel nicht mehr bändigen. Diesmal hielt sich Peter Kroll trotz seines Hinkens tapfer an der Spitze der Stürmenden und feuerte sie durch sein heiseres Gekrächz immer

wieder von neuem an, wenn ihr Eifer zu erlahmen drohte. Wacker an seiner Seite schaffte Frau Engelberta für ihres Hauses Wohlstand, die nun mit ihrem Eheherrn ein Herz und eine Seele war.

Der größere Teil der Plünderer fiel in die Keller ein, zapfte Bier- und Weinfässer ab und tat sich gütlich daran, während die andern die Stuben ausräumten und alles, was sie nicht wegschleppten, auf den Ring warfen, daß es zerbrach. Darauf zogen sie in die Züchnergasse und taten mit dem Monauschen Hause ebenso, bis es mit zerschmetterten Türen und zerbrochenen Fenstern dastand wie eine verlassene Räuberhöhle.

Kein Haus der Entwichenen wurde verschont.

Zuletzt wälzte sich der plündernde Haufe gegen das königliche Schloß, wo Paul Monau seine neue Münzpresse aufgestellt hatte. Da sie zu schwer gewesen war, hatte er sie nicht mit nach Liegnitz führen können. Mit Äxten und Knütteln bewaffnet, drängten die Zerstörer gegen das Schloßtor, wo sich Lorenz Günther mit einigen besonneneren Bürgern, darunter Niklas Weise, Thomas Eckner, ein Tuchmacher, und Dominikus Hoffmann, der Schulrektor, aufgestellt hatte, um der tobenden Rotte nötigenfalls den Eingang mit Gewalt zu wehren.

Aber sie wurden von dem allgemeinen Grimm wie Spreu beiseite gefegt und mußten froh sein, daß sie keinen Leibesschaden davontrugen. Nun fielen die Aufrührer mit Schwertern und Beilen über die Münzpresse her, so daß sie bald in kleine Splitter und Späne zerging. Ein großer Haufe halbgeprägter Pölichen wurde verstreut, daß die Gasse bis zum Ringe aussah, als sei sie mit Silber gepflastert.

Niemand rührte die verpönten Geldstücke an.

Erst am nächsten Morgen waren sie wie durch Zauberei verschwunden, doch fragte keiner danach, wo sie hingekommen seien. Mit der Zerstörung der verhaßten Münzpresse war die Wut der meisten gekühlt. Nur Peter Kroll hielt mit seinem Anhang nicht sogleich stille, sondern zerschlug Tische und Bänke und hauste an Fenstern und Türen nicht minder übel. Als nichts mehr zu verderben war, warf er einen Feuerbrand in die Sparren.

„Feurio! Feurio!" brüllte er, als er mit seiner getreuen Engelberta und zwei wohlgefüllten Säcken eiligst nach Hause strebte, um den Raub in Sicherheit zu bringen.

Lorenz Günther, der wieder in sein Haus zurückgekehrt war, fuhr bei dem Ruf empor und griff zum Löscheimer.

„Bleib hier!" flehte Anselma Pietsch, die vor dem tobenden Aufruhr in ihrer Herzensangst zu ihm gelaufen kam.

„Ei, Liebste!" lächelte er und entwand sich sanft ihren Armen. „Wenn sie alle den Kopf verlieren, so muß doch einer gehen und löschen."

Da mußte sie ihn davonlassen. Und er blieb nicht lange allein. Niklas Weise fand sich mit seinen Gesellen ein, Dominikus Hoffmann mit seinen Schulbuben, und auch einige Rottierer und Plünderer erwachten von dem roten, zuckenden Brande aus ihrem Taumel, also, daß die Flammen gedämpft werden konnten, noch ehe sie aufs Nachbardach sprangen.

Am nächsten Morgen kamen auch die andern zur Besinnung, und es ward allmählich kund und offenbar,

daß die Gemeinde weder aus noch ein wußte. Der Rat lebte unterdessen bei dem Herzog auf der Stadt Kosten in aller Fröhlichkeit und war guter Dinge.

Endlich erkannte man zu Schweidnitz, daß die gute Stadt nicht wohl ganz ohne Rat und Regiment sein könne, und ließ durch Niklas Weise, als den reichsten und vornehmsten der Geschworenen, dem geflohenen Rate einen Brief schreiben, daß er unverzüglich zurückkehren solle, um Rede und Antwort zu stehen, wie er versprochen hätte. Die mutlosen Ratsherren aber gebrauchten die Ausflucht, daß sie von dem Herzog wegen der neuen Münze und der Widerspenstigkeit der Gemeinde bestrickt worden seien und von der Stadt ausgelöst werden müßten. Da ließen die Geschworenen dem feigen Rate vermelden, daß er sehen solle, wie er sich selber freimache, und gingen daran, eine neue Regierung einzusetzen.

Am Dienstag nach Judika kamen alle Zechen auf der Salzlaube vor dem Hause Kunz Günthers zusammen und beschlossen, die Stadt mit starker Wacht zu bestellen, die Tore zu besetzen und das Rathaus zu hüten. Darauf taten sich die Hauptzechen zu einem Schutz- und Trutzbündnis zusammen und machten miteinander einen Vertrag, der also lautete: „Wir Kretschmer, Tuchmacher, Fleischer, Bäcker, Schuster, Krämer, Gerber, Schneider, Züchner und Büttner geloben miteinander, alle für einen Mann, bei unserer Treue und Ehre beständig zusammenzuhalten, uns zu helfen und zu raten, uns voneinander nicht zu scheiden, noch zu sondern in irgendeiner Weise, sondern, wie die Sachen immer ablaufen, miteinander getreulich uns zu verantworten, wo und vor

wem es sei. Ja wir wollen zusammenhalten, und nicht voneinander lassen bei unserer Treue und Ehre!"

Dieses Schreiben, das Kunz Günther und Niklas Weise aufgesetzt hatten, wurde von Peter Wolf und Thomas Eckner herumgetragen und von allen Zechen gesiegelt.

Drei Tage später, am Freitag vor dem Breslauer Lätaremarkt, wurden wieder ein paar Schweidnitzer Tuchmacher von dem Liegnitzer Herzog auf dem Wege bei Canth aufgegriffen und ihrer Tuche und Wagen beraubt. Darüber beschwerten sich die Schweidnitzer bei dem König in Prag, wo sie von den entwichenen Ratsherren schon kräftiglich angeschwärzt worden waren.

Der junge König Ludwig, der wenig Zeit hatte, weil er sich für einen Türkenfeldzug rüstete, verwies die Klage kurzerhand auf den Tag, der unter dem Vorsitz des Markgrafen Georg von Brandenburg-Jägerndorf am zweiten Juli in Breslau gehalten werden sollte. Um die Aufrührer aus ihrem sichern Bau zu locken, wurde ihnen freies Geleit zugesichert.

„Der Markgraf ist ein Fuchs und des Herzogs Schwager!" warnte Niklas Weise die Geschworenen, die nicht übel entschlossen waren, in Breslau selbst ihre Sache zu vertreten.

„Wir haben sein fürstliches Wort!" sprach Kunz Günther, der Kretschmer. „Gebrieft und gesiegelt. So er es bricht, ist er ein loser Bube!"

„Wofür wir ihn nicht zur Rechenschaft ziehen können!" warf Niklas Weise ein. „Mein Rat ist, bleibet hier und lasset die Herren nach Schweidnitz kommen. Sind sie fein artig, so wollen wir sie in allen Ehren begrüßen.

Und kommen sie mit Büchsen und Spießen, so werden wir ihnen die Antwort auch nicht schuldig bleiben."

„Mich dünket," erwiderte Lorenz Günther, der Bäcker, „wir brauchen beides nicht voneinander zu scheiden. Wer dem adeligen Worte des Markgrafen traut, der mag mit nach Breslau ziehen. Bleiben immer noch genug wackere Männer in der Stadt, die Herren zu begrüßen, wenn sie etwas Arges im Schilde führen."

„Nun wohl!" sprach Niklas Weise. „Scheltet mich immerhin einen Feigling, aber ich ziehe nicht mit nach Breslau."

„Dessen seid unbesorgt!" erwiderte Lorenz Günther. „Was sollte aus der guten Stadt werden, so alle Mutigen nach Breslau gehen. Ich aber bin getrost und dessen gewiß, daß ein jeder, der hinaufzieht, gesund wiederkommt. Also laßt mich der erste sein, der unsere gerechte Sache vor dem Markgrafen vertritt."

Und es folgten ihm 68 an der Zahl, darunter sein Bruder Kunz, Peter Wolf und Jakob Frühauf, die beiden Kretschmer von der Hohgasse, Thomas Eckner, der Tuchmacher, Thomas Uber, der Bäcker, und Nikolaus Beyer, der Schneider. Am nächsten Tage in der Frühe wollten sie nach Breslau aufbrechen, wo der alte Rat bei dem Markgrafen schon kräftig gegen sie werkte und wirkte, und gingen heim, um von den Ihrigen Abschied zu nehmen.

Anselma Pietsch umfing den Geliebten mit zitternden Armen, als wollte sie ihn nimmermehr von sich lassen.

„Ich sorge mich sehr um dich!" seufzte sie bang und barg ihr Antlitz an seiner Brust. „Was soll aus mir werden, so du nicht wiederkehrst?"

„Sei ohne Furcht!“ tröstete er sie. „Wir haben nichts getan, dessen wir uns schämen müßten. Also wird Gott unserer Sache einen guten Ausgang geben. Wir müssen nur treu zusammenstehn und keiner darf von dem andern lassen. Auch sind uns die von Breslau gute Freunde und werden nicht dulden, daß in ihren Mauern etwas wider uns geschieht, was nicht Rechtens ist. Also tu deine Sorgen von dir und laß mich nach Breslau hinunter, damit die Pölerei ein schnelles Ende nehme. Denn es stehet der Stadt Bestes auf dem Spiele. Und auch um deinetwillen ziehe ich hinauf, da ich dich nicht eher heimführen möchte, bis die gute Stadt wieder in Frieden wohnet.“

„Um meinetwillen bitte ich dich, bleibe und laß die andern ziehen!“ rief sie unter heftigem Schluchzen.

„So willst du, daß ich an meinen Freunden wortbrüchig werde?“ fragte er verwundert. „Laß deine Sorgen dahinfahren! Sollte der Markgraf sein adeliges Wort brechen und uns das freie Geleit versagen, an den Hals kann er uns nicht, denn wir haben nichts begangen, was des Todes würdig wäre. Setzt er uns aber fest, wie es der Herzog mit den Tuchkrämern getan hat, so greifst du hurtig in meinen Kasten, bringst das Lösegeld und machst mich frei.“

Da trocknete sie ihre Tränen und wünschte ihm eine glückliche Fahrt.

Als die neunundsechzig Schweidnitzer in Breslau eintrafen, kam der Hofmeister des Markgrafen, Werner von Dobschütz, ein feiler und verschmitzter Fürstendiener, zu ihnen, forderte den Geleitsbrief und riß heimlich das Siegel ab, das daran hing. Darauf faltete er den

Brief wieder zusammen und gab ihn zurück, so daß die Betroffenen den Betrug nicht gleich merkten.

Und ihr Urteil war schon gesprochen, bevor man ihre Verteidigung gehört hatte. Die Breslauer Ratsherren, die mit im Gericht saßen, wurden von den Abgesandten der Herzöge von Liegnitz und Öls, von dem Markgrafen und dem Bischof, der den Vorsitz führte, überstimmt. Am Freitag nach Mariä Erscheinung erklärte man die Angeklagten samt und sonders für höchst strafwürdig und der königlichen Ungnade verfallen, weil sie nach eigenem Eingeständnis Verbrüderung und Aufruhr gestiftet, heimlich Rats gepflogen, Konsuln und Schöffen verächtlich verspottet, sich der Wache unterstanden, ohne Wissen des Rates die Tore geöffnet und geschlossen und auch sonst viel Mutwillen ausgeübt hatten.

Noch an demselben Tage kam die traurige Nachricht nach Schweidnitz, und unter den Frauen und Kindern der Gefangenen erhub sich ein großes Jammern und Wehklagen. Nur Anselma Pietsch hielt den Kopf oben und fuhr schon am nächsten Tage mit den Ehefrauen der Gefangenen nach Breslau, um dem Markgrafen zu Füßen zu fallen. Noch am Abend kamen sie an und wurden von Frau Anna Keßler, einer würdigen Breslauer Matrone, empfangen, die mit den vornehmsten Frauen und Jungfrauen von Breslau die Fürbitte zu unterstützen versprach.

Also zogen die Frauen und Jungfrauen vor das Quartier des Markgrafen, der auf dem Ringe in dem Hause zu den sieben Kurfürsten wohnte, warfen sich allesamt vor ihm nieder und flehten um Gnade und Barmherzigkeit.

Dem Markgrafen schlug das fürstliche Gewissen wegen des schnöde gebrochenen Geleits, und er war schon nahe daran, die Gefangenen allesamt loszugeben. Da trat sein Schwager, der Liegnitzer Herzog, der dem alten Rat von Schweidnitz noch immer Schutz und Unterschlupf gewährte, herein und drängte den Markgrafen ernstlich dazu, ein Exempel zu statuieren.

„So will ich elfe freigeben," sprach er zu den Frauen. „Die andern sechs aber müssen sterben!"

Und er nannte die Namen: Kunz Günther, Peter Wolf, Thomas Eckner, Jakob Früauf, Thomas Uber und Lorenz Günther.

Nun gingen die Breslauer Frauen und Jungfrauen, nachdem sie sich für des Markgrafen Gnade bedankt hatten, und auch die meisten der Schweidnitzerinnen hinaus. Nur sechs von ihnen blieben zurück, von denen fünf gar jämmerlich schluchzten. Anselma Pietsch aber konnte nicht weinen und schaute den Markgrafen so traurig an, daß er die Augen niederschlagen mußte.

„Wie heißet Euer Mann?" fragte er sie.

„Es ist Lorenz Günther," sprach sie leise. „Und ich bin seine verlobte Braut."

„Also mag auch er frei sein!" entschied der Markgraf, und der Herzog, so daneben stand, zog ein gar schiefes Gesicht.



Anselma stand auf, ging aber nicht hinaus.

„Fort mit euch!" befahl der Herzog unwillig. „Was soll das Geplärr?"

„O gnädiger Herr!" bat Anselma Pietsch und hob wieder ihre Augen zu dem Markgrafen empor. „Erbarmt Euch auch der anderen fünf!"

„Nun gut!“ rief er, ganz bestürzt von seiner eigenen Gnade. „Zwei mögen noch loskommen, der Peter Wolf und der Thomas Uber. Aber die andern drei müssen bluten!“

Damit eilte er schnell zur Tür hinaus, um nicht auch die drei letzten freigeben zu müssen.

Und dabei blieb es.

Kunz Günther, der sein Haus den Verschwörern zum Versammeln freigegeben, Jakob Früauf, der den Rat geschmäht, und Thomas Eckner, der die Verbrüderungsurkunde bei den Zechen herumgetragen hatte, mußten am nächsten Morgen ihre Häupter dem Schwerte des Henkers neigen. Auf dem Breslauer Ringe, dort wo später die große Wage stand, floß ihr Blut, ein Opfer der Freiheit, indes der Markgraf und der Liegnitzer Herzog von den Fenstern ihres Quartiers dem Schauspiel zusahen.

Kunz Günther und Jakob Früauf erlitten den Tod standhaft und ohne ein Wort zu verlieren. Thomas Eckner aber schrie, bevor er den Nacken beugte, zu den beiden Fürsten hinauf: „Ihr Schandbuben, Gott wird euch strafen!“

Darüber lächelte der Herzog nur, der Markgraf aber erbleichte und wandte sich weg.

Doch mit der Enthauptung dieser drei Übeltäter war der Trotz der Bürgerschaft nicht bezwungen. Stärker als jemals fühlten sich die Zechen der Stadt durch das unschuldig vergossene Blut zusammengekittet. Und als die beiden Fürsten, der Markgraf und der Herzog, mit Heeresmacht gegen Schweidnitz aufbrachen, um es zu berennen, fanden sie geschlossene Tore, wassergefüllte

Gräben und wohlbewehrte, mit mutigen Bürgern besetzte Wälle. Unter der Anführung von Niklas Weise, Dominikus Hoffmann, Peter Wolf und Lorenz Günther hatten die Zechen geschworen, sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen.

Die Fürsten schlugen bei Weizenroda ihr Lager auf und verlegten sich zunächst aufs Zuwarten. Denn die Kriegshaufen, die sie mit sich führten, waren für einen ernsten Kampf kaum brauchbar. So mußten denn die beiden Herren, wollten sie sich nicht unter den Mauern von Schweidnitz eine böse Schlappe holen, in Geduld auf die umwohnenden Edelleute harren, die mit ihren Knechten aufgeboten worden waren. Doch die ließen sich Zeit, weil sie auch weiterhin mit der Stadt, auf die sie angewiesen waren, in guter Nachbarschaft leben wollten.

Die Schweidnitzer aber rüsteten mit aller Macht. Frauen und Jungfrauen schafften fleißig mit Karre und Schaufel auf den Wällen, denn die Mauern und Parchen hatte der alte Rat mit Willen verfallen lassen. Auch mangelte es an Geschütz und Munition. Überdies wurde es nun offenbar, daß der Rat vor seiner heimlichen Flucht die Büchsen vernagelt und das Pulver mit Heringslake verdorben hatte. Also brachte man unter dem Kaufhause alles heran, was man in der Stadt an Salpeter, Schwefel und Kohle auftreiben konnte. Und da die Männer auf den Mauern wachten, waren die Frauen und Jungfrauen fleißig beim Pulvermachen. Sogar Frau Engelberta Kroll ließ sich herbei, der guten Stadt Dienste zu leisten. Ihr hinkender Schuster trug eine lange Pischulle, hielt große und gefährliche Reden und lief aus einem Kretscham ins andere.

Die besten Büchsen wurden auf den hohen Pfarrturm gebracht, der damals erst bis zur Galerie gediehen war und eine breite, bequeme Plattform hatte. Hier waltete Dominikus Hoffmann, der Schulrektor, getreulich seines neuen Amtes und schickte seine gutgezielten Kugeln weit in das Feld hinaus.

Daran merkte der Herzog zuerst, daß es den Schweidnitzern bitter Ernst war, das Blut ihrer Brüder, das in Breslau geflossen, an ihm zu rächen, und er sah sich schon nach einem ruhigen Heimweg um. Wenn ihn die Schweidnitzer Ratsherren, die sich noch immer an ihn hängten und an seiner Tafel speisten, nicht jeden Tag herzinniglich zum Bleiben ermuntert hätten, er wäre lieber heute als morgen nach Liegnitz abgezogen.

Da gelang es dem wackern Schulrektor, vom Pfarrturm eine Kugel bis nach Weizenroda hinüberzuwerfen, die so gut gezielt war, daß sie durch des Herzogs Zelt fuhr, eine Schüssel mit Erbsensuppe umwarf und deren Inhalt über den Pölichenmacher Paul Monau ergoß, daß er kaum aus den Augen zu sehen vermochte.

„Hier ist man ja Seines Fürstlichen Lebens nicht sicher!“ rief der Herzog bestürzt, schwang sich aufs Pferd und ritt mit seinen Knechten eiligst davon. Hals über Kopf folgte ihm der Schweidnitzer Rat, der sich von jeher auf das Flüchten gut verstanden hatte.

Als die Schweidnitzer sahen, daß der Feind wich, machten sie einen Ausfall, stürmten, Peter Kroll am Ende, das verlassene Lager und kamen grade noch zurecht, das herzogliche Mahl zu verzehren, ehe es kalt geworden war. Hier aber hielt sich Peter Kroll tapfer

an der Spitze, denn mit dem Löffel pflegte er nicht zu hinken.

Über diesen leichten Sieg war in der Stadt ein großes Jubilieren, und etliche Eisenfresser wollten stracks nach Liegnitz marschieren, um den Herzog und den falschen Rat gefangenzunehmen, nach Schweidnitz einzubringen und nach dem gemeinen Recht abzuurteilen.

Allein zum Glück bekamen sie nicht die Oberhand. Niklas Weise und Lorenz Günther rieten mehr als jemals zum Frieden.

Auch in Liegnitz und in Breslau kam man zur Erkenntnis, daß gegen die halsstarrigen Schweidnitzer mit Gewalt nichts auszurichten sei, und begann im Guten zu verhandeln.

Und so kam es, daß der Entscheidungsspruch, den König Ludwig in Prag fällte, immerhin ganz sanft und glimpflich mit der Stadt umging. Alles, was vergangen war, sollte vergeben und vergessen sein, und die Gemeinde sollte den alten Rat mit pflichtschuldigem Gehorsam wieder aufnehmen. Für die Folgezeit aber sollte beiden, der Gemeinde wie dem Rate, das Recht der Ratskür entzogen sein, vielmehr sollte der Landeshauptmann nach den Vorschlägen der Gemeinde die Ernennung der Ratsglieder vornehmen.

Als diese Entscheidung in der Stadt offenbar wurde, gab es unter den Zechen zunächst einen gewaltigen Rumor, da sie von dem alten Rate durchaus nichts wissen wollten.

„Laßt sie nur hereinkommen!" schrie Peter Kroll. „Wir wollen sie schon wieder wie die Schafe hinaustreiben."

„Mitnichten!“ erwiderte Niklas Weise. „Lassen wir sie nur bis zum Aschtag ruhig gewähren. Hernach ist es mit ihrer Herrlichkeit doch für immer vorbei.“

Aber die Zechen erhoben das alte, mörderische Geschrei und wollten lieber die Stadt an allen vier Ecken anstecken, als den ungetreuen Rat wieder aufnehmen.

„Lieben Bürger und Freunde,“ schrie da Lorenz Günther so gewaltiglich vor Zorn, daß alle sofort verstummten, weil sie meinten, seines Bruders Kunzens Stimme zu hören. „Soll denn der Zank ewiglich währen und die gute Stadt nimmermehr zur Ruhe kommen? Darum bitte ich euch, nehmt den alten Rat noch einmal auf. So er erst wieder hier ist, muß er uns Rede und Antwort stehen. Und mich dünket, er wird sich wohl hüten, uns noch einmal zu verraten. Es sind doch nicht alle Buben und Schelme.“

„Alle sind Buben und Schelme!“ brüllte der tolle Schuster los und schnitt ihm das Wort ab. „Höret nicht auf ihn, er hält es heimlich mit dem Rate. Er ist drauf und dran, die Stadt zu verraten.“

„Daß du ersticktest an deinen losen Reden!“ drohte ihm Niklas Weise zornig. „Jenes Mannes Bruders Blut ist für uns auf dem Breslauer Ringe geflossen, und er selbst hat für euch alle gefangen gesessen und ist nur mit Not und Mühe dem Schwerte entkommen. Und wer ihn schmähet und einen Verräter schilt, dem sollte man billig das Maul stopfen.“

Und schon griffen ein paar breite Böttcherfäuste zu und gaben dem lästernden Schuster den Lohn, daß er sich, auf beiden Seiten hinkend, davonmachte.

Aber es dauerte noch bis Fastnacht 1523, bis Niklas

Weise und Lorenz Günther die Zechen zum völligen Nachgeben gebracht hatten, und ehe sich der Rat wieder nach Schweidnitz zurückwagte.

Am Aschtage zog er mit den beiden königlichen Kommissaren Hynko von Martinitz und Oppel von Vitzthum zum Niedertor herein, die Hohgasse herauf und über den Ring. Die Bürgerschaft stand in ihrer Rüstung rechts und links der Straße. Auf dem Ringe wurde das königliche Mandat und der Friedensbrief verlesen und dreimal sicheres Geleit, Friede und Stillstand an den Ecken der Gassen ausgerufen.

Kaum aber hatten die beiden Kommissare die Gemeinde ermahnt, dem alten Rat treu und hold und gehorsam zu sein, bis daß binnen weniger Wochen ein neuer, unverdächtiger Rat ernannt werden würde, ging ein Pfeifen und Johlen um den ganzen Ring, daß den zurückgekehrten Ratsherren und Schöffen die Haare zu Berge traten.

„Meineidige! Schwermärker! Abtrünnige! Schelme!" schrie das Volk, sonderlich der Pöbel, der nichts zu verlieren hatte und von Peter Kroll angeführt wurde, der auf einem Prellstein stand und aus vollen Kräften hetzte. Mit Schmutzklößen und Steinen warf man nach den Verhaßten, daß sie allesamt in das Haus des Wenzel Gellhorn flüchteten und Türen und Fenster verrammelten.

Zeigte sich einer von ihnen auf der Straße, so wurde Spott und Mutwillen mit ihm getrieben, alt und jung pfiff, klatschte und klingelte hinter ihnen her. Sogar die Frauen der Ratsmitglieder hatten gleiches zu erdulden und durften sich nicht einmal in der Kirche zeigen. Denn sofort begannen die Bürgerweiber so lange zu

pochen und zu trommeln, bis sie das Feld räumten, wollten sie sich nicht ärgerer Beschimpfung aussetzen.

Niklas Weise und Lorenz Günther waren machtlos gegen diesen Hang des verwegenen Pöbels. Und da sich die Ratsherren bei solcher Nachbarschaft des Schlimmsten versahen, wichen sie zum zweiten Male aus der Stadt, diesmal aber nach Prag, um dem König ihr Leid zu klagen.

Dem riß jetzt die ohnehin kurze Geduld, und er verhängte die Acht über die Stadt. Allzuviel Wirkung hatte sie nicht, da sich der umwohnende Adel heimlich auf die Seite der geächteten Gemeinde stellte.

Die Schweidnitzer trotzten der Handelssperre ein ganzes Jahr, dann waren die Schneider und Schuster, die sich am heftigsten der Versöhnung widersetzt hatten, mürbe geworden.

Wieder schickte der König eine Kommission nach Schweidnitz, war aber diesmal so klug, ihre Mitglieder aus dem Adel des Schweidnitzer Fürstentums zu wählen. Etwa zwanzig Herren waren es, die mit großem Schaugepränge in die Stadt einritten, darunter Hans von Rechenberg, Christoph von Hohberg auf Fürstenstein, Hermann von Czettritz auf Kynsburg und Caspar Gottsche auf Fischbach.

Die Gemeinde, die sich jetzt von Niklas Weise und Lorenz Günther willig lenken ließ, sagte dem Rate freies Geleit zu.

Und nun kamen die zum zweiten Male flüchtig gewordenen Ratsherren und Schöffen wie die lodigen, zottigen Hunde zur Stadt herein, nachdem sie ein gan-

zes Jahr, durch ein königliches Geleit eisern gemacht, wie die Zigeuner im Lande herumgezogen waren.

Acht Tage lang, bis Mittfasten, dauerten die Verhandlungen, dann wurde der Friede aufgerichtet. Die Acht wurde für aufgehoben erklärt, und Handel und Wandel blühten wieder auf. Die Kretschmer brauten wie vordem den braunen, öligen Schöps, und die polnischen Fuhrleute kamen mit ihren Wagen daher, um die vollen Fässer wegzuführen. An den silbernen Pölichen, an denen sich der ganze Streit entzündet hatte, nahm längst kein Schweidnitzer mehr Anstoß. Es liefen sogar viele Pölichen von Hand zu Hand, die nur auf einer Seite geprägt waren.

Und als Paul Monau eine neue Münzpresse aufstellte, feindete ihn darum niemand weiter an.

Bevor aber das Jahr 1524 zu Ende ging, errangen die Zechen den Sieg, um den sie drei Jahre bitter gekämpft hatten. Die Mitglieder des alten Rates legten samt und sonders die Ämter nieder, und der Landeshauptmann kürte einen neuen, unverdächtigen Rat nach den Vorschlägen der Gemeinde. So geschah es denn, daß Niklas Weise auf die Ratsbank und Lorenz Günther zum ersten Male auf die Schöffenbank zu sitzen kam.

Und nun erst, nachdem die Stadt beruhigt und nach innen und außen wohl befriedet war, führte Lorenz Günther seine verlobte Braut Anselma Pietsch heim, die drei Jahre in Unruhe und Angst, Stolz und freudiger Hoffnung auf ihn gewartet hatte.

Als Goldberg in Latium lag

I

Im Jahre 1531 kam Valentin Trotzendorff zum zweiten Male nach Goldberg, wo ihm von Georg Helmrich, dem Bürgermeister, der früher selbst die Goldberger Schule mit Fleiß und Erfolg geleitet hatte, das Rektorat in die Hände gelegt wurde. Nun nahm sie einen gewaltigen Aufschwung. Die Zahl der Schüler wuchs zusehends, so daß Valentin Trotzendorff, dessen Ruhm weit über die Grenzen Schlesiens drang, bald mit Recht sagen durfte: „Wenn ich alle meine Schüler auf einem Haufen hätte, so könnte ich dem Kaiser ein ansehnliches Heer gegen die Türken stellen."

Je mehr Wißbegierige sich zu seinen Füßen versammelten, desto schwerer wurde es, sie in Rand und Band zu halten. Endlich sah sich der Rektor gezwungen, die Gesetze, nach denen er sie leitete, in einer festen Schulordnung zusammenzufassen, die nicht nur von seiner großen Weisheit und Frömmigkeit, sondern auch von seiner tiefen Einsicht in die Fehler der Jugend zeugte. Die Eltern wußten, daß ihre Söhne unter des hochgelahrten Doktors Lehre und Zucht wohl aufgehoben waren. Darum brachte man ihm gar bald auch solche Burschen, die sich im Hause nicht mehr bändigen ließen, in der Hoffnung, daß ihnen in Goldberg der störrische Sinn gebeugt werden würde. Diese widerspenstigen

Buben zu regieren, bleichte Valentin Trotzendorffs Haar vor der Zeit. Und wenn er unter seine Schüler trat, pflegte er nie zu versäumen, sie mit den Worten anzureden: „Seid gegrüßt, ihr Junker, Konsuln, Senatoren, Kaiserliche, Königliche und Fürstliche Räte, ihr Handwerker, Künstler und Kaufleute, aber auch ihr Henker, Büttel und Buben!“

Im Jahre 1533 brachte ihm die Freifrau Veronika von Littwitz, eine Witwe, ihren einzigen Sohn Sylvius, der im fünfzehnten Jahre stand. Mit Hilfe des benachbarten Predigers hatte er gute Fortschritte in der lateinischen Sprache gemacht und sollte nun in Goldberg seine Studien vollenden. Die zärtliche Mutter führte ihn an der Hand zu dem berühmten Rektor und bat ihn, sich seiner wohl anzunehmen und ihn in den Sprachen und Wissenschaften zu unterweisen.

Valentin Trotzendorff, der von kleiner, schwächlicher Gestalt war, aber den Geist eines Herrschers hatte, in dessen Augen sich Milde und Gerechtigkeit paarten, betrachtete den Junker mit Wohlgefallen. Es war der Sproß eines edlen Hauses. Seine reiche Kleidung trug er mit Anstand und guter Haltung und hatte an der Seite einen kleinen Degen. Etwas schüchtern, doch nicht furchtsam blickte er dem Rektor, von dessen Gelehrsamkeit man ihm Wunderdinge erzählt hatte, in das ernste Antlitz.

„Er ist uns willkommen,“ sprach Valentin Trotzendorff gemessen, „wie uns jeder willkommen ist, den es nach den Brüsten der Weisheit gelüstet, er sei aus einem Schlosse oder aus einer Bauernhütte. Wir leben hier in einer freien Republik, wo nur die Weisheit re=

giert. Der Edelmann legt die Vorrechte seines Standes ab, sobald er ein Schüler wird. Tue also deinen Degen beiseite, denn Mars hat nichts mit den Musen zu schaffen. Frömmigkeit, Fleiß und gute Sitten hat jeder hier nach Kräften zu üben, auf daß er darin vollkommen werde. Denn wer der Pythia opfern will, der muß sich von der Venus und dem Bacchus entfernen."

„Darum dürft Ihr keine Sorge haben," seufzte die Freifrau mit einem sanften Lächeln. „Er ist so zart und immerdar ein folgsam und artig Kind gewesen."

„Aus Kindern werden Männer!" sprach der Rektor ernst.

„Nun, mein lieber Sylvius," wandte sich die Mutter an das schlanke Junkerlein, „du wirst mich gewiß nicht betrüben, und immerdar an deine Mutter denken, daß du nichts Unrechtes tust!"

„Ei gewiß, liebe Mutter," erwiderte Sylvius ohne Scheu, „ich will Euch immerdar im Gedächtnis behalten und mir alle Eure Lehren einprägen und danach tun."

„Das ist wohlgesprochen," lobte ihn der Rektor, der die Beredsamkeit vor allen Fertigkeiten ehrte, „versprich mir nun auf Treu und Glauben, daß du dich den Gesetzen dieser Schule unterwerfen willst, dann wirst du mir stets ein Schüler sein, der meinem Herzen nahesteht."

Damit reichte er ihm die feine, bleiche Gelehrtenhand, und der Junker schlug frohgemut ein. Denn dieser Knabe war weit über seine Jahre hinaus verständig, also daß in ihm längst die heimliche Sehnsucht erwacht war, die fremde Welt kennen zu lernen. Wenn er auch seine

Mutter über alles liebte und achtete, so glühte doch sein Antlitz von Stolz und Freude, unter die Bürger der freien, wissenschaftlichen Republik zu Goldberg aufgenommen zu werden. Denn der Rektor trug ihn nun mit Namen und Geburt in das Register ein.

Der Mutter jedoch machte das Scheiden bittere Pein. Mit Mühe kämpfte sie gegen die Tränen an. Doch es war auch ein frohes Lächeln in ihren Augen, daß sie ihren Sohn mit Gottes Hilfe nun so weit gebracht hatte.

„Ihr seid eine Witib?" fragte der Rektor verwundert, und legte den Kiel hin.

„Um so härter wird mir das Scheiden!" seufzte sie und drückte das Tüchlein gegen die Lider. „Das einzige, was ich besitze, ist dieser Sohn. Und wenn ich ihn verlöre, würde mir das Herz darüber zerbrechen!"

„Du hörst es!" mahnte der Rektor und schaute Sylvius an. „Bei allem, was du denkst und tust, halte dir diese Worte vor Augen, und es wird dir immerdar wohlgehen auf Erden!"

Dann ließ er Benjamin Migula, einen der Ephoren, holen. Um die Menge der Schüler besser regieren zu können, ernannte Valentin Trotzendorff die ältesten Schüler, die sich im Studium besonders hervortaten, zu Quästoren, Ephoren und Ökonomen, wodurch sie den jüngeren übergeordnet wurden und sie als des Rektors Helfer zu leiten hatten.

Während die Mutter unter Herzen und Küssen von Sylvius Abschied nahm, schob sich Benjamin Migula mit untertänigem Gruße zur Tür herein. Er war aufgeschossen und hager, mit überlangen Armen und grobknochigen Händen. Nacken und Schultern waren nach

vorn gekrümmt, der Kopf hing ihm schief nach links, und sein blondes Haar war struppig wie ein Reiserbesen. Seine graugrünen Augen, deren Lider immer gerötet waren, liefen wie hungrige Mäuslein umher.

„Nimm diesen neuen Schüler, den Junker von Littwitz," gebot der Rektor, „und führe ihn auf deine Stube. Dort soll er sein Quartier haben. Fahre fein säuberlich mit ihm daher, wie es dir dein Amt gebeut. Unterweise ihn und präge ihm die Ordnung ein, auf daß er pünktlich seinen Studien obliege."

„Komm!" stieß Benjamin Migula rauh heraus, haschte mit seiner Pranke nach des Junkers Arm und zerrte ihn von dannen.

„Welch ein ungeschlachter Gesell!" entfuhr es der Mutter.

„Dies mag Euch dünken, edle Frau!" lächelte der Rektor und strich sich den kurzen, grauen Bart. „Doch ist er der fleißigste unter allen Schülern und sonderlich geschickt im Latein und Griechisch. Wohl ist er etwas rauh von außen, denn er ist eines Bauern Sohn. Ich habe ihm mit großem Bedacht gerade Euer Söhnlein in die Zucht gegeben, denn die verschiedenen Ingenia müssen sich aneinander abschleifen. Sorget überdies nicht, daß er in unziemliche Gesellschaft komme. Auf derselben Stube sitzet noch Conrad von Dyhr, eines Edelmanns Sohn, ein munterer, heiterer Geselle, der es wohl versteht, dem Benjamin die Wage zu halten."

Sodann geleitete er die Freifrau höflich hinaus, neigte sich vor ihr mit gemessenem Anstand und tröstete sie: „Nun reiset mit Gott nach der Heimat und seid ohne Furcht! Ich werde den schmucken Junker ziehen, daß er

Gott und Euch zur Freude gedeihe und ihn wohl behüten wie meinen Augapfel."

II

Sylvius stellte den Degen in die Ecke und fand in seinem Stubengenossen, Conrad von Dyhr, der zwei Jahre älter und aus weit derberem Holze geschnitzt war, einen treuen Freund und in Benjamin Migula einen strengen und gerechten Ephor, der den Neuling zwar nicht sonderlich sanft aber mit Eifer in allen Studien förderte. Allmählich ging ihm die Schulordnung in Fleisch und Blut über. Und er befolgte sie im Gegensatz zu Conrad von Dyhr, der listig und verschlagen, wo er nur konnte, über die Stränge schlug, so gewissenhaft, daß Benjamin Migula, dem diese Schulordnung gleich nach dem Katechismus kam, nicht umhin konnte, dem Junker von Littwitz hier und da ein Lob zu spenden.

Morgens, mittags und abends betete er aus vollem Herzen, ging jeden Sonntag, Mittwoch und Freitag in die Kirche, sang fleißig und fein auf dem Chore und hörte sich nicht nur die Predigt an, sondern bewahrte sie auch im Gemüte und nicht nur auf dem Papier, verbesserte danach seinen Lebenswandel, ging zur Beichte und zum heiligen Abendmahl, war gehorsam gegen seine Lehrer und enthielt sich aller Eidschwüre und Flüche, der magischen Dinge und des Aberglaubens.

Früh stand er auf, vermied das Nachtsitzen, hielt seine Bücher und Federn in Ordnung, lernte fleißig und gehörig, und verließ sich in der Schule nicht auf die Ohrenbläser. Strenge hielt er sich an den Stundenplan

und bediente sich im Gespräch mit seinen Lehrern und seinen Kameraden stets der lateinischen Sprache.

So konnte es nicht fehlen, daß er, noch ehe der Winter in Goldberg einzog, des Rektors Lieblingsschüler ward.

Conrad von Dyhr, sein guter Freund, beneidete ihn darum nicht, weil ihm nach dieser Ehre der Sinn nicht stand. Dagegen fraß in Benjamin Migulas Herzen der Neid, daß ihm ein so viel Jüngerer in der Gunst des Rektors den Vorrang abgelaufen hatte.

Darum begann er mit allem Bedacht den Junker von Littwitz zu drangsalieren, soweit es die Schulordnung irgendwie zuließ. Doch Sylvius merkte bald, wohinaus der Ephor mit ihm wollte, und gab sich keine Blößen. Versah er wirklich eine Kleinigkeit, so sprang Conrad von Dyhr ritterlich in die Bresche.

„Du Schleicher!" rief er und stellte sich drohend vor Benjamin Migula. „Was schiltst du ihn, da du mir doch weit Schlimmeres ungerügt hingehen lässest. Ist dies deine Gerechtigkeit, der du dich immer rühmst?"

Da mußte der Ephor abziehen und seinen Grimm hinunterschlucken.

„Du hast ihn gekränkt!" wies Sylvius seinen Freund zurecht.

„Sollen wir Edelleute uns unter einen groben Bauernflegel beugen!" fuhr Conrad auf. „Dies widerspricht aller Ordnung."

„Nicht also, lieber Freund," belehrte ihn Sylvius wieder, „die Schulordnung gebietet es uns, den Ephoren zu gehorchen!"

„Ei, du Schulfuchs!" lachte ihn Conrad von Dyhr

aus. „Glaubst du, daß man hier zu Goldberg nach der Schulordnung lebt?"

„Ich weiß," versetzte Sylvius betrübt, „daß es hier viele schlimme Buben gibt, die dem guten Herrn Rektor großes Ärgernis bereiten. Doch die Gottlosen und Nachlässigen sollen wir fliehen und nur mit den Frommen und Fleißigen umgehen, denn böse Gespräche verderben gute Sitten!"

„Hast dein Sprüchlein brav gelernt!" spottete Conrad. „Bist auf dem besten Wege, ein Duckmäuser und Stubenhocker zu werden. Die bösen Buben, über die der Rektor alle Sonnabende so beweglich klaget, sind lange nicht die Schlimmsten. Viel ärger treiben es die, so scheinheilig tun und die Augen vor ihm niederschlagen, als könnten sie kein Wässerlein trüben. Denn sage mir, wer gibt auf die Quästoren, Ephoren und Ökonomen acht? Kaum haben sie uns ins Bett gejagt, schwärmen sie auf die Gassen hinaus zu den Mädchen und in die Bierhäuser zu den vollen Krügen. Dem Benjamin bin ich schon längst auf die Spur gekommen. Er scharmuziert mit einer Küchenmagd vor dem Liegnitzer Tor, daß ich keinen Heller mehr für ihr Kränzlein gebe!"

Sylvius riß die Augen auf und starrte den Freund erschreckt an.

Der aber lachte ihn aus.

„Wir sollen die Wahrheit lieben und sie gerne hören und reden," sprach Sylvius endlich, „die Lügen aber sollen wir mit tödlichem Haß verfolgen."

„Willst du mich der Lüge zeihen!" fuhr Conrad gekränkt auf. „Was gilts, heut abend wollen wir ihm

nachgehen und ihn mit seiner Küchenmagd beschleichen, daß du mit eignen Augen sehen kannst, wie er es treibet!"

„Des Nachts sollen wir nicht auf der Gasse laut sein," fuhr Sylvius fort, „und nach dem Zeichen der Glocke nicht herumschwärmen!"

„Noch bei Trinkgelagen gefunden werden," ergänzte Conrad den vierzehnten Paragraphen des dritten Abschnitts der Goldberger Schulordnung. „Woraus klipp und klar hervorgeht, daß man sich nur nicht erwischen lassen darf! So man seine Studien nicht darüber versäumt, ist ein Küßchen in Ehren und ein Schöpplein Bier keine Sünde!"

Doch als Conrad von Dyhr um die Schlafenszeit wieder aus dem Bett kroch, um dem Ephor auf seinen heimlichen Wegen nachzuschleichen, weigerte sich Sylvius entschieden, mitzugehen.

„Ei, du Feigling," schalt ihn Conrad heftig, „du willst ein Edelmann sein und fürchtest dich vor der Rute, der spanischen Fiedel oder dem Karzer. Du Muttersöhnchen!"

„Schilt mich nicht, lieber Freund!" bat Sylvius inständig. „Denn ich zähle mich zu denen, die sich ihrer Geburt wegen schämen, in eine jener Strafen zu fallen. Ich kann es mit meiner adeligen Ehre nicht vereinigen, ein Wort, das ich gegeben habe, zu brechen."

„Du Kindskopf!" lachte ihn Conrad aus. „Mit dieser Richtschnur wirst du ein Magister, aber nie ein Edelmann werden! Wozu hat man die Ehre anders, als daß man sie aufs Spiel setzet? Dadurch wird man ein Mann, aber nicht durch Stubenhocken und Gebetleinaufsagen. Schlaf wohl, du Kindlein, in deiner Wiegen!"

Dieser Spott tat die gewünschte Wirkung. Mit einem Satz fuhr Sylvius aus dem Bett, warf sich hastig die Kleider über und sprang dem Freunde durchs offene Fenster nach.

„Damit du siehst, daß ich kein Feigling bin," stieß er im Laufen heraus, „will ich dir dieses eine Mal folgen, doch niemals wieder."

„Habe ich dich endlich aus dem Bau gelockt, du Schulfüchslein!" triumphierte Conrad von Dyhr und mäßigte seinen Lauf hinter der nächsten Ecke. „Du wirst schon auf den Geschmack kommen und noch oft mit mir das freie Leben genießen. Denn dieses allein ist eines Edelmannes und Junkers würdig."

Dann schlichen sie durch die offene Pforte des Liegnitzer Tores hinaus und pirschten so lange auf Benjamin Migula, bis sie ihn in einem lichten Hain mit seiner Küchenmagd lustwandeln sahen. Conrad von Dyhr schlich sich ganz nahe und hörte, wie der Ephor mit seiner Herzliebsten nichts anderes als Latein sprach. So glaubte er seine Sünde wider die geheiligte Schulordnung durch ein doppeltes Gehorchen wieder gutzumachen.

„Auf diesen köstlichen Spaß hin müssen wir eins trinken!" schlug Conrad von Dyhr vor. „Mitgegangen, mitgefangen! Ich weiß eine stille Schenke hinter dem Wall, wo uns ein liebliches Mädchen den Krug kredenzt. Hab keine Angst, du Milchbart, dir wird sie schon nichts tun. Oder fürchtest du dich etwa vor einem Krüglein Bier?"

So zog er den willenlosen Sylvius, dem bei dem unerwarteten Anblick des Liebespaares das Blut heiß

zum Herzen geschossen war, mit sich zum Kretschmer Samuel Jokisch.

Als sie durch den dunkeln Hausflur tappten, tat sich plötzlich eine Seitentür auf, und ein schönes Mädchen mit schwarzen Haaren und einem heiteren Gesicht, in dem ein Paar neckische Augen standen, leuchtete ihnen mit einer flackernden Kerze und hieß sie willkommen. Das war Monika Jokisch. Conrad von Dyhr faßte sie mit kräftigen Armen um den Gürtel und gab ihr auf den blühenden Mund einen Kuß. Und sie sträubte sich nur wenig, denn sie kannte Conrads Küsse schon lange und war ihm von Herzen zugetan.

Sylvius erschrak aufs tiefste, schlug die Augen nieder und drückte sich scheu hinter den breiten Eichentisch. Monika füllte zwei Krüge mit Striegauer Bitterbier, setzte sich dicht an Conrads Seite und half ihm trinken. Dazwischen ließ sie sich von ihm küssen und küßte ihn wieder. Sylvius schämte sich für sie und schaute in die Stubenecke.

„Dein Freund hat keine gute Laune mitgebracht!“ rief Monika. „Was tun wir, um ihn aufzuheitern?“

„Wenn ihm ein liebliches Mädchen zur Seite säße wie mir,“ rief Conrad ausgelassen und preßte Monika an sich, „was meinst du, wie schnell ihm seine Grillen verflögen!“

Sylvius machte eine unwillige Bewegung, erntete aber nur ein helles Gelächter.

„Ich wüßte wohl ein Mädchen für ihn,“ begann Monika listig.

„Ei, so hole sie geschwind herbei!“ drängte Conrad.

Doch Monika schüttelte den Kopf: „Sie ist viel zu

stolz, als daß sie hierher käme. Es ist Sabina Näfe, des Ratsherrn Tochter. Wenn du sie einmal sehen willst, so will ich sie nächsten Sonntag mit aufs Eis bringen."

„Ich will sie nicht sehen!" rief Sylvius unwirsch.

„Schau sie dir nur erst einmal an," sprach Monika schwärmerisch, „und du wirst sie lieben. Und mich dünkt, dir müßte es leicht sein, ihre Liebe zu erringen. Denn von einem so schmucken, zierlichen Junker, wie du einer bist, hat sie schon oft geträumt!"

„Ei, du Kupplerin!" rief Conrad und verschloß ihr schnell den Mund mit einem langen Kuß.

So herzten sie sich noch eine ganze Weile hinter dem flackernden Lichtlein, und Sylvius saß ihnen gegenüber und ließ den Kopf, darin ihm die Gedanken wie ein stürmisches Meer wogten, immer tiefer sinken.

Mitternacht war nahe, als sie wieder durch das offene Fenster in ihre Stube schlüpften.

„Ihr ruchlosen Gassatengänger!" rief sie Benjamin Migula an, der halbausgezogen auf seiner Bettstatt saß. „Wartet nur, ich werde euch morgen vor das große Gericht bringen!"

„Bring dich nur zuerst dahin, du Günstling einer Küchenmagd!" versetzte Conrad von Dyhr, den die Liebe und das Bier überaus mutig gemacht hatten, fiel über den langen Ephor her, brachte ihn zu Fall und schlug ihn mit Fäusten. „Hier hast du deinen Lohn vorweg, du heimtückischer Gesell. So will ich dich stets bedienen, wenn du den Mund nicht halten kannst!"

Aber Benjamin Migula, der sich nur durch den ersten Ansturm hatte überrumpeln lassen, bekam mit ein paar

hurtigen Griffen die Oberhand. Sylvius stand ratlos dabei.

„Zu Hilfe!“ röchelte Conrad.

Nun griff Sylvius in den Kampf ein, wodurch der grobe Ephor wieder zuunterst kam. Und Conrad von Dyhr ließ nicht eher ab, auf ihm herumzutrommeln, bis er um Gnade winselte.

„Merke dir, du Bauernklotz!“ warnte ihn Conrad. „So wird es dir immer ergehen, wenn du dir einfallen läßt, zum Rektor zu laufen!“

Benjamin Migula befühlte sich schweigend die Beulen und wagte nicht mehr, an den Stubenfrieden zu rühren. Er konnte noch froh sein, daß ihn die beiden Junker an ihrem Tische duldeten.

III

Zum Bier ging Sylvius von Littwitz nicht mehr, wie auch Conrad bat und schalt. Aber er ließ sich endlich bestimmen, am Sonntag Septuagesimä zum Mühlenteich zu spazieren, wo sich am Nachmittage das junge Volk nach Herzenslust erlustierte, obschon es der Rektor wegen der damit verbundenen Lebensgefahr in der Schulordnung verboten hatte. Wenn das Eis aber sicher und dickgefroren war, drückte er wohl ein Auge zu.

Conrad fand sich geschwind zu Monika Jokisch. Diesmal begrüßte er sie nicht mit einem Kusse, denn es waren zu viel Zuschauer da. Sylvius sah schon von weitem, daß sie ihre Freundin mitgebracht hatte, und wäre am liebsten davongelaufen. Allein Konrad winkte ihn heran, und so mußte sich der Schüchterne bequemen, das Barett-

lein herunterzutun und dem zierlichen Fräulein einen Gruß zu sagen. Und in seiner Befangenheit brachte er ihn lateinisch heraus.

„Ei, Herr Junker!" lachte Monika Jokisch, „hier werdet Ihr Euch wohl der deutschen Muttersprache bedienen müssen, denn wir armen Mägdlein sind gänzlich ungelehrt und kennen den Cicero nur von außen!"

Da wurde Sylvius rot und wußte kein Wörtlein herauszubringen, wagte auch nicht die Augen zu erheben. Denn er hatte schon von ferne bemerkt, daß das Mädchen an Monikas Seite über alle Maßen schön sei.

„Ach, Sabina," scherzte die neckische Monika zu ihrer Freundin hinüber, „du wirst deine liebe Not mit ihm haben! So gelehrt er in den Wissenschaften ist, so unwissend ist er in allen Liebesdingen."

Sabina Näfe errötete, warf den Kopf in den Nacken und wandte sich von der Freundin, die lachend mit Conrad davonsprang.

Jetzt raffte sich Sylvius auf, eilte der gekränkten Sabina nach und sprach: „Schönes Fräulein, warum wollt Ihr mir Euren lieblichen Anblick entziehen, da ich doch an all diesem keine Schuld trage!"

Da wandte sich Sabina um und lächelte ihn an. Jetzt erst sah er, daß sie flachshelles Haar und tiefdunkle Augen hatte.

„Laßt mich Euren Zorn nicht entgelten," bat er mutiger, „und vergönnt mir, ein wenig mit Euch über das Eis zu lustwandeln!"

Sie nickte ihm freundlich zu und hielt sich an seiner Seite. So gingen sie langsam über die glatte, durchsichtige Fläche, unter der grüne Halme und silberne

Fischlein blinkten und freuten sich innig, daß sie nebeneinander wandeln durften. Sie suchten nicht erst nach Worten und bedurften auch keiner, denn sie waren beide glücklich bei diesem schweigenden Schreiten. Nur als der Abschied drohte, wurde Sylvius lebhafter.

„Nun wollt Ihr schon von mir gehen!" klagte er und machte ein trauriges Gesicht.

„Ei," rief sie mit glänzenden Augen, indem sie ihm die Hand reichte, „wir können doch nicht bis in die Nacht hinein lustwandeln. Kommt nur am nächsten Sonntag wieder daher, lieber Herr Junker!"

Da errötete er und neigte sich dankbar vor ihr.

Als er heimkam, fiel ihm der zehnte Paragraph der Schulordnung schwer auf die Seele. Denn darin stand geschrieben: „Von der Liebe sollten sie sich enthalten und mit Mädchen keinen Umgang haben."

Und er setzte sich eiligst hinter den Cicero, um das Versäumte nachzuholen. Aber seine Gedanken flatterten immer wieder zu Sabina hin. Und während er sich immer tiefer in das Urwaldgerank der ciceronischen Perioden verstrickte, ertappte er sich dabei, den zehnten Paragraphen auf eine mildere Weise auszulegen. Er hatte ja mit Sabina keinen Umgang gehabt, sondern war nur an ihrer Seite in aller Unschuld über das Eis gewandelt.

Da kam Conrad von Dyhr zurück, der wieder beim Bier gewesen war, und begann den zaghaften Freund zu hänseln. Als er aber Sabinens Schönheit zu rühmen anhub, ballte Sylvius die Fäuste.

„Warum ergrimmest du? Und warum verstellen sich deine Gebärden?" lachte der Freund und schlug ihm

fröhlich auf die Schulter. „Hast du ihr auch schon einen Kuß geraubt?“

„Bei unserer Freundschaft, schweig!“ rief Sylvius zornig. „Nimm niemals wieder ihren Namen in den Mund, es könnte dich sonst gereuen!“

„Ei, ei!“ brummte Conrad von Dyhr, halb belustigt, halb geärgert, und kroch verdutzt ins Bett.

Sylvius von Littwitz aber fand erst am Morgen einen unruhigen, von seltsamen Träumen durchschreckten Schlummer.

Eine ganze Woche brachte er so dahin. Seine Wangen wurden schmächtig, und seine Augen sanken in ihre Höhlen zurück. Also daß ihn der Rektor eines Tages nach dem Unterricht zurückbehielt.

„Mein lieber Junker,“ sprach er zu ihm, „man kann auch zuviel des Guten tun. Treibe deine Studien ein wenig mäßiger. Denn wo der Äskulap regiert, bleiben die Musen ferne. Mens sana in corpore sano. Ebenso schlimm wie die Schwelgerei, die die Kräfte zerstört, ist die Askese, die den Körper hungern läßt und nur den Geist versorgen will. Tummle dich oft in der frischen, freien Luft. Dir kann ich das billig raten, denn du wirst mir darüber kein Gassenläufer werden.“

Aber Sylvius bekam erst am Sonntag Sexagesimä seine roten Wangen wieder, wo er mit Sabina Näfe zusammentraf. Und sie litt es diesmal, daß er sie an der Hand faßte. So fiel die Schüchternheit allmählich von ihm ab.

Am Sonntag Quinquagesimä trafen sie sich nicht mehr auf dem Eise, weil es bereits zu tauen begann, sondern vor dem Jauerschen Tore. Und hier, wo es ganz

einsam war, überkam es Sylvius, daß er ihr einen Kuß rauben wollte. Aber sie stieß ihn heftig zurück.

„Tut es nicht wieder, Herr Junker!“ warnte sie ihn, doch während ihr Mund zürnte, flehten ihre Augen. „Ich könnte sonst mit Euch nicht wieder lustwandeln.“

Da schlug er die Blicke nieder, seufzte tief und getraute es sich nicht wieder.

So kam das heilige Osterfest heran, und Valentin Trotzendorff führte seine Schüler selbst auf die Wiese vor dem Liegnitzer Tore, wo sie sich nach Kräften tummeln durften. Im Laufen, Ringen, Springen, im Schleudern und Steinstoßen übten sie sich unter seiner Leitung, daß es eine Lust war mitanzusehen. Vornehmlich hielt er Sylvius von Littwitz im Auge, der sich in den ritterlichen Fertigkeiten weit über seine Jahre hinaus hervortat. Denn Sabina Näfe fehlte niemals unter den Zuschauerinnen.

Endlich kam auch der Sonntag Jubilate, wo an allen Wegen und Rainen die Schlehdornbüsche blühten. An diesem Tage gingen Conrad von Dyhr und Sylvius von Littwitz mit Monika und Sabina in enger und friedlicher Gemeinschaft durch die sprossenden Felder und setzten sich abseits vom Wege zwischen blühende Veilchen und Anemonen.

Und hier geschah es, daß Sabina ihren roten, blühenden Mund zu Sylvius neigte und sich willig von ihm küssen ließ. Trunken von Glück und Frühling sanken sie sich an die Brust. Und als sie aus ihrem Rausch erwachten, waren sie allein.

Da schwuren sie sich, niemals voneinander zu lassen.

Auf dem Heimwege trafen sie vor dem Tore Benja=

min Migula, der sie mit höhnischen Blicken maß und verächtlich lächelte. Zornig fuhr Sylvius mit der Hand nach dem Degen, um die Schmach auf der Stelle zu rächen. Doch die Waffe stand auf seiner Stube hinter dem Ofen.

Als er am Abend heimkam, erzählte er es dem Freunde.

„Laß ihn nur kommen!" rief Conrad von Dyhr kampfbereit und reckte die Faust. „Wir wollen es ihm schon eintränken!"

Sobald der Ephor erschien, stellte ihn Conrad von Dyhr mit heftigen Worten zur Rede.

„Wagst du noch einmal scheel auf uns zu blicken," drohte er ihm, „so wollen wir dir den Lohn auf den Rücken schreiben."

Feige, wie er war, zog sich Benjamin Migula zurück und versicherte, daß er es gar nicht so schlimm gemeint hätte, gelobte Stillschweigen und hielt es auch, aus Furcht vor der Schlagfertigkeit der beiden Junker.

Aber sein Haß wuchs und füllte gar bald sein Herz bis obenhin.

IV

Zum Pfingstfest zog Valentin Trotzendorff nach Liegnitz hinunter, um auf des Herzogs Geheiß in der Hofkirche zu predigen. Dann wußten sich die Schüler ohne Aufsicht und genossen nach Vermögen ihre Freiheit. Auch Sylvius von Littwitz ließ sich diesmal von Conrad von Dyhr verlocken, in den Ratskeller hinabzusteigen. Hier saßen sie mit andern Junkern in fröhlicher

Runde und tranken sich zu. Bald fanden sich am Nebentisch, angelockt von ihrem unbekümmerten Lärm, andere Schüler ein, darunter auch Benjamin Migula, die zu den fröhlichen Junkern hinüberschielten und zu sticheln begannen.

„Schweigt stille, ihr Bauernklötze!“ rief Conrad von Dyhr.

„Ihr hochnäsigen Junkerlein!“ spottete Benjamin Migula. „Wenn ihr die Lust nach Bauernfäusten habt, so kommt nur herüber!“

„Dein Rücken scheint ein schlechtes Gedächtnis zu haben!“ sprach Sylvius von Littwitz, dem der ungewohnte Trunk den Mut zum Überschäumen brachte.

„Du windiges Dirnenknechtlein!“ schimpfte der lange Ephor.

Nun sprangen die Junker wie ein Mann auf und machten Miene, sich auf Benjamin Migula zu stürzen, der sich schleunigst hinter seine Freunde verkroch.

„Laßt ihn mir allein!“ rief Sylvius von Littwitz laut und drängte sich vor. „Er soll mir mit dem Degen Rede und Antwort stehen!“

„Für den Bauer ist ein Knüttel gut genug!“ schrie Conrad von Dyhr.

„Im ehrlichen Zweikampf soll er mir sich stellen!“ beharrte Sylvius auf seiner Herausforderung. „Er soll mir die Schmach mit seinem Blute büßen!“

„Drauf auf die Tölpel!“ kommandierte Conrad von Dyhr und schwang den leeren Krug.

Aber Benjamin Migula hatte sich längst den Rücken mit der Tür gedeckt. Er nahm zuerst Reißaus. Mit

einem einzigen Anlauf drängten die mutigen Junker das gemeine Schulvolk hinaus.

Am nächsten Tage verklagte Benjamin Migula den Junker Sylvius von Littwitz bei dem Rektor wegen Herausforderung zum Zweikampf. Da er genug Zeugen brachte, ließ der Rektor den Angeklagten nicht vor sein Angesicht, stellte ihm die Klage zu und forderte ihn auf, in acht Tagen vor dem großen Gericht zu erscheinen.

Mit Eifer machte sich Sylvius von Littwitz an seine Verteidigungsrede, denn wenn sie fehlerlos und geschickt aufgesetzt war und mit vertrefflicher Beredsamkeit vorgetragen wurde, konnte er trotz der Schwere seiner Verfehlung auf einen Freispruch rechnen. Conrad von Dyhr half ihm mit Freuden dabei und gab ihm gute Ratschläge und Gründe, die Klage zu widerlegen. Nur im Latein konnte er ihm keinen Beistand leisten. Dessen bedurfte Sylvius auch gar nicht, denn er hatte trotz seiner Liebe die Studien nicht vernachlässigt.

Und der Tag des Gerichts brach an. Auf ihren hohen Stühlen saßen die zwölf Senatoren, die fleißigsten und ältesten Scholaren, ihnen zur Seite die beiden Censoren, die die Anklage zu vertreten hatten. Einer davon war Benjamin Migula. Hinter den Schranken harrten die andern Schüler in ehrfürchtigem Schweigen, zur Rechten die Junker, zur Linken die Bürger- und Bauernsöhne.

Und über allen thronte als Consul perpetuens der Rektor Valentin Trotzendorff.

Er winkte, und es trat Sylvius von Littwitz mit edlem Anstand in die Schranken. Aller Augen richteten sich auf ihn, jedes Ohr lauschte gespannt.

„Es schmerzt mich tief," hub der Rektor mit tiefernster Miene an, „dich an dieser Stelle zu sehen. Hatte ich doch gehofft, dich dereinst auf einen dieser Ehrensessel erheben zu können. Höre also die Anklage und verteidige dich."

Nun schnellte Benjamin Migula vom Sitz und verlas mit grober, polternder Stimme die Punkte der Anklage und schonte darin auch Conrad von Dyhr nicht, den er einen Anstifter und Aufhetzer nannte.

Darauf verneigte sich Sylvius von Littwitz vor der hochansehnlichen Versammlung und begann im schönen ruhigen Fluß, ohne Zaudern und ohne Eilen, und ohne zu stocken seine Rede. In wohlgeformten Perioden ließ er sie dahinströmen, wobei sich auf der Rechten zustimmendes Geknurr, auf der Linken aber betretenes Schweigen bemerkbar machte. Er schilderte, wie der Streit mit dem Ephor anhub, seinen Fortgang nahm und im Ratskeller seinen Höhepunkt erreichte. Von Benjamin Migulas Verfehlungen aber schwieg er. Dagegen verteidigte er seinen Freund Conrad von Dyhr mit schönem Eifer. Auch über die Ursachen des Schimpfes gab er bescheidentlich Auskunft. Dabei konnte es denn nicht ausbleiben, daß er von einer edlen, züchtigen Jungfrau sprach, die der Ankläger durch seinen scheelsüchtigen Blick vor dem Tore beleidigt hatte.

Ei, wie spitzten da die zwölf Senatoren, die sich willig von seiner Beredsamkeit mitreißen ließen, die Ohren! Nur des Rektors Miene erhellte sich nicht.

„Also habe ich tun müssen, wie mir meine Ehre als Junker und Edelmann gebeut!" schloß Sylvius von Littwitz seine Rede. „Hier stehe ich, nun richtet mich."

Da huben die Junker hinter der Schranke an, laut Beifall zu klatschen und ließen nicht eher davon ab, bis der Rektor Ruhe gebot.

„Fället das Urteil!" befahl er den Senatoren.

Und jeder der zwölf eilte, seine Meinung auf ein gesondertes Blättlein zu schreiben. Diese wurden dem Rektor hingereicht. Und er fand auf jedem verzeichnet, daß der Angeklagte frei und ledig aller Schuld ausgehen sollte.

„Man hat dich freigesprochen!" sagte der Rektor ernst. „Doch bedenke, daß es die Gnade Gottes ist, die dir das Pfund der Beredsamkeit gab, mit der du uns zu deinem Heile bewuchert hast. Da es nun überdies offenbar geworden ist, daß Benjamin Migula den Streit vom Zaune gebrochen hat, soll er seines Amtes entsetzt sein und auf einen Tag in den Karzer wandern."

Der verurteilte Ephor erhob sich unterwürfig, trat von seinem Ehrensitz herunter und ließ sich von den beiden handfesten Quästoren in das kahle Stübchen führen, das für jeden schweren Sünder gastlich offen stand.

Durch die Reihen der Junker aber ging ein fröhliches Rühren.

„Da es ferner offenbar geworden ist," fuhr der Rektor fort, „daß Conrad von Dyhr ein unruhiger Kopf und Händelsucher ist, so soll er gleichfalls auf einen Tag in den Karzer wandern."

„Ehe ich diese Schmach auf mich nehme," schrie Conrad von Dyhr über die Schranke hinweg, „lieber laufe ich von der Schule!"

Starr vor Schrecken über diese namenlose Kühnheit

standen alle und hielten den Atem an. Der Rektor aber rührte sich nicht und verzog keine Miene.

„So lauf!" sprach er ruhig. „An deinem Kopfe haben die Wissenschaften nichts verloren. Such dir an einem andern Orte die Freiheit, lasterhaft sein zu dürfen. Wer unser Zunftgenosse ist, der halte unsere Gebote und achte unsere Urteile. Sonst mag er die Schule verlassen für immer."

Hocherhobenen Hauptes, aber beschämten Herzens schritt Conrad von Dyhr hinaus, und keiner der Junker gab ihm das Geleit. So groß war die Macht dieses kleinen Rektors über die Geister seiner Schüler, die ihn fast alle um Kopfeslänge überragten. Denn er war zum Schulmeister geschaffen wie Scipio zum Feldherrn.

Sylvius von Littwitz aber nahm er mit auf sein stilles Studierkämmerlein und forschte eifrig nach dem Mägdlein.

„Es ist Sabina Näfe," erwiderte Sylvius ohne Scheu. „Und wir haben uns das Wort gegeben, nicht voneinander zu lassen."

„Ich gebiete dir aber, von ihr abzulassen!" befahl der Rektor kategorisch.

„Ich kann und darf nicht von ihr lassen!" rief Sylvius entschlossen. „Und so ich nur meine Studien nicht darüber versäume, bin ich mir keines Fehlers bewußt."

„Welch ein Geist des Widerspruchs ist in dich gefahren!" warnte ihn der Rektor milde. „Laß ab von dem Mägdlein, oder ich muß dich dazu zwingen. Es schickt sich nicht für einen Knaben deines Alters."

„Ich habe ihr mein Wort gegeben und muß es halten!" erwiderte der Junker fest und unbeirrt. „Und

niemand auf der Welt hat die Macht, mich von ihr zu trennen."

„Heb dich von hinnen!" sprach der Rektor traurig. „Und wage mir nicht eher unter die Augen zu treten, bis du diese Leidenschaft in deinem Herzen besiegt hast. Denn diese Liebe ist nichts weiter als eine kindische Narrheit. Gehe in dich und treibe sie hinaus. Alsdann darfst du wieder vor mein Angesicht treten und deinen Fehler bereuen."

Aber Sylvius löschte die Flamme der Leidenschaft nicht, ging auf seine Stube und grollte dem Rektor. Bald erschien auch Conrad von Dyhr, um seine Siebensachen einzupacken. Er hatte sich inzwischen bei Monika Jokisch Mut getrunken.

Ihm klagte Sylvius sein Leid.

„Komm mit, Bruderherz!" rief Conrad lustig und schwang sein Barett. „Ich sage Goldberg auf ewig Valet. Mag der Schultyrann über Bürger und Bauern herrschen. Schmach dem Junker, der sich von ihm in den Karzer werfen läßt!"

„Ich bleibe auf der Schule!" erwiderte Sylvius trotzig.

„Willst wohl gar ein Magisterlein werden?" lachte ihn Conrad aus. „Mit hochgelahrten Falten im Gesicht? Traun, Freundlein, ich tausche ein besser Leben ein. Ich werfe die Bücher in die Katzbach und fahre in die Heimat. Oder ist es Sabina, die dich hier in Goldberg hält? Laß sie fahren, sie wird sich geschwinde getröstet haben!"

„Leb wohl!" sprach Sylvius kurz, wandte sich von ihm ab und verschanzte sich hinter seinen Plutarch.

Am Abend aber schlich er sich hinaus zu den Angerweiden und wartete auf Sabina. Und sie kam, von ihrer großen Sehnsucht getrieben, fiel ihm um den Hals und umfing ihn unter innigen Küssen.

Als er ihr von des Rektors Ungnade erzählte, begann sie zu zittern.

„Sorge dich nicht um mich!" tröstete er sie. „So er mich verstößt, will ich vor deinen Vater treten!"

„O tue das nicht!" flehte sie unter Tränen. „Wenn er es erführe, würde er in großen Zorn geraten. Denn er ist dem Rektor und allem, was zur Schule gehört, feind."

„Wie mag das zugehen?" fragte Sylvius verwundert. „Da doch sonst jedermann in Goldberg ihn ehrt und achtet."

„Ich weiß es nicht," sprach sie bekümmert. „Es mag wohl tiefere Ursache haben, danach zu forschen ich mich nicht getraue. Denn mein Herr Vater ist ein gar strenger Mann. Und er würde mich hart strafen, wenn er wüßte, daß ich es mit dir halte. Lebe wohl, und laß mich eilen, daß er mein Fortbleiben nicht merket."

Da nahmen sie noch einmal unter Seufzen und Tränen herzinniglichen Abschied, und sie huschte durch die Dunkelheit davon. Sylvius aber ging nach Hause, stärkte seinen Trotz gegen den Rektor und suchte nicht seine Verzeihung.

V

Nachdem Valentin Trotzendorff acht Tage lang vergeblich auf Sylvius von Littwitz gewartet hatte, schrieb

er an den Ratsherrn Jonas Nåfe ein kurzes Brieflein, worin er ihn sehr beweglich bat, der Liebschaft seiner Tochter mit dem Junker von Littwitz ein Ende zu machen.

Jonas Nåfe war ein Hitzkopf und dem Rektor nicht sonderlich hold gesinnt.

„Will denn dieses Magisterlein die ganze Stadt regieren?" rief er zornig und war nahe daran, den Brief in Stücke zu reißen. „Nicht nur, daß er mit des Bürgermeisters Hilfe den ganzen Rat an die Seite drückt, er will auch in den Häusern der Bürger schalten und walten, wie es ihm beliebt."

Nun rief er seine Tochter Sabina und fragte sie: „Was ist das mit dem Junker von Littwitz?"

Sie erbleichte und brachte kein Wort heraus.

„Sprich!" fuhr er sie an. „Kennst du ihn?"

„Ich kenne ihn nicht!" log sie aus Furcht.

„Geh!" sprach er ruhiger und setzte sich nieder, um dem Rektor eine Antwort zu schreiben, die Hörner und Klauen hatte.

Der aber ließ das Ding nicht auf sich beruhen, weil seine Autorität auf dem Spiele stand, sondern ging stracks zu Georg Helmrich, dem Bürgermeister, und forderte von ihm, den Jonas Nåfe zu vermögen, seine Tochter für ein paar Monde aus der Stadt zu tun.

Georg Helmrich, der krank daniederlag, nahm sich der Schule und seines Freundes, des Rektors, an und ließ den widerspenstigen Ratsherrn zu sich rufen.

„Tut es um des lieben Friedens willen," bat er ihn herzlich. „Es geht um der Schule Gedeihen, die unsere

Stadt zu einem Ruhm und Glanz gebracht hat wie nie zuvor."

„Ich lasse mir in meine Haussachen von niemand dreinreden," erwiderte Jonas Näfe störrisch. „Ehe die Schule war, war die Stadt. Und die Stadt wird sein, wenn die Schule längst vergangen ist."

„So denket doch an Euch!" mahnte der Bürgermeister. „Was soll daraus werden, wenn die Kinder schon so frühe anfangen, sich aneinander zu hängen."

„Narrenspossen!" entgegnete der Ratsherr. „Meine Tochter ist ein züchtiges Mägdlein und weiß nichts von der ganzen Sache. Das Junkerlein hat Träume gehabt."

„Ihr täuschet Euch!" sprach Georg Helmrich kopfschüttelnd. „Noch einmal, tuet das Mägdlein aus der Stadt."

„Das Mägdlein ist ohne Schuld!" rief Jonas Näfe ärgerlich. „Warum soll ich sie in die Fremde schicken, so ich überdies niemand habe, zu dem ich sie schicken kann. Mag der Magister seinen Junker forttun, es bleiben ihm immer noch genug, die seinen Ruhm in alle Winde blasen."

Damit ging Jonas Näfe heim, und Georg Helmrich sandte an den Rektor die betrübliche Nachricht, daß er über den starrsinnigen Ratsherrn nichts vermocht hätte.

Nun trat Valentin Trotzendorff auf des Junkers Stube.

„Ich habe es über mich gebracht, zu dir zu kommen," sprach er ernst und milde, „und ich frage dich nun: Willst du von deinem unschicklichen und unchristlichen Trotz lassen?"

Da schossen Sylvius von Littwitz die Tränen in die

Augen, er sank über den Tisch und schluchzte laut. Der Rektor harrte ein Weilchen.

„Gib Antwort!“ mahnte er ihn. „Bereue, und es soll dir alles vergeben sein.“

„Ich kann nimmermehr von ihr lassen!“ schrie der Junker wie von Sinnen.

„Also muß ich dich in den Karzer setzen!“

Mit einem Schrei fuhr Sylvius empor und starrte den Rektor wie wirrsinnig an.

„In der Einsamkeit des Karzers wird der Trotz von dir weichen,“ fuhr er freundlicher fort. „Es ist eine Arznei, die wohl bitter schmeckt, aber die Heilung um so gewisser macht.“

Und er winkte den beiden Quästoren, die ihn begleitet hatten und vor der Tür Wache hielten.

„Ich will nicht in den Karzer!“ schrie Sylvius und klammerte sich an den Tisch.

„So lasse von ihr!“ mahnte der Rektor zum letzten Male.

„Nein! nein! und in alle Ewigkeit nein!“ schluchzte der Junker auf.

„Führt ihn fort!“ gebot der Rektor rauh und wandte sich ab.

Die Quästoren ergriffen den Widerspenstigen und schleppten ihn mit Gewalt von dannen.

So kam Sylvius von Littwitz in den Karzer, weil er von seiner Liebe nicht lassen wollte und konnte. Als die Tür hinter ihm ins Schloß krachte, brach er ohnmächtig zusammen.

Um diese Zeit kehrte Jonas Näfe in sein Haus zu-

rück. Er hatte auf seinen Ärger einen scharfen Trunk getan und rief Sabina zu sich.

„Hast du mir die Wahrheit verhehlt, dann wehe dir!“ bedrohte er sie.

Da sank sie laut weinend vor ihm nieder, hob die Hände auf und flehte um Verzeihung.

„Was ists mit dem Junker von Littwitz!“ schrie er, und der Zorn bebte in seiner Stimme.

Nun gestand sie ihm unter jämmerlichem Schluchzen, daß sie den Junker liebe und daß sie nimmermehr von ihm lassen könnte.

„Bekenne!“ brüllte er wie ein Tobsüchtiger. „So du mir alles bekennst, will ich dich verschonen.“

„Dies ist alles!“ sprach sie und schlug ihre dunklen Augen bittend zu ihm auf. Und seine Wut legte sich plötzlich.

„Steh auf!“ befahl er kurz. „Nimm Feder und Papier und schreibe.“

„Was soll ich schreiben!“ fragte sie unter heftigem Schluchzen.

„Nichts weiter, als einen Abschiedsbrief an dein Junkerlein,“ erwiderte er.

Laut weinend ließ sie ihren Kopf auf den Tisch fallen, und die Tränen rannen über das Papier.

„Schreib!“ drohte er mit geballten Fäusten. „So du nicht schreibst, sollst du Hunger und Durst leiden und in einer dunklen Kammer sitzen dein Leben lang.“

Nun nahm sie endlich den Kiel und schrieb, was er von ihr verlangte.

„Edler Herr Junker, suchet mich zu vergessen und mein Bild aus Eurem Herzen zu tilgen, denn ich muß

von Euch lassen immerdar, dieweil mein Herr Vater mich einem andern bestimmt hat. Gehet mir fürderhin aus dem Wege und lebet wohl auf ewig. Sabina Näfe."

Darauf fiel sie zusammen und lag da wie in einem schweren Fieber. Die Schriftzüge des Briefes aber waren verwischt, denn auf jedes Wort war eine heiße Träne gefallen. Jonas Näfe sandte diesen Brief, ohne ihn zu siegeln, an Valentin Trotzendorff, der ihn dem ausliefern ließ, für den er geschrieben war.

Sylvius von Littwitz erwachte aus seiner Ohnmacht, las den Brief und erhängte sich danach am Gitter des kleinen Fensters mit seinem Gürtel.

So ward er am nächsten Tage gefunden und auf das harte Lager des Karzers gebettet. Keiner mochte es dem Rektor ansagen, nur Benjamin Migula fand den Mut.

Bei dieser Nachricht überfiel den Rektor am ganzen Leibe ein heftiges Zittern und Beben, daß er kein Wort herausbringen konnte. Dann sank er in seinen Stuhl, schlug dreimal an seine Brust und sprach: „Mea culpa, mea gravis culpa!"

„Was sollen wir mit dem Toten tun?" fragte Benjamin Migula beflissen.

Aber der Rektor winkte ihm, zu gehen.

Gar schnell lief die Trauerbotschaft durch alle Gassen. Georg Helmrich, dem Bürgermeister, griff sie so ans Herz, daß er von Stund an kränker wurde. Auch Jonas Näfe ging es näher, als er es sich selber zugeben wollte. Als er aber nach Sabina fragte, war sie nirgends zu finden. Ohne Ziel und Steg lief sie über den Anger, irrte durch die Weiden und versank im Dämmer des

Abends wie ein blasser Schemen im Mühlenteich. Nur ein schwacher Seufzer schwebte über das tiefe Wasser, dann wurde es stille wie zuvor.

Um diese Zeit trat Benjamin Migula noch einmal zum Rektor und fand ihn noch immer auf dem Stuhle sitzen. Er hatte sich den ganzen Tag nicht von der Stelle gerührt.

„Was sollen wir mit dem Toten tun?“ fragte Benjamin Migula.

„Lasset ihn ruhn!“ sprach Valentin Trotzendorff dumpf.

In der nächsten Nacht trug man Sylvius von Littwitz zu Grabe. Da er selbst Hand an sich gelegt hatte, durften keine Glocken klingen und kein lautes Gebet gesagt werden. Mit weißen Hemden angetan, brennende Lichtlein in den Händen, schritten die Schüler dahin und trugen in ihrer Mitte den Sarg mit dem Toten. Der Rektor aber schleppte sich mühselig und beladen dem Zuge voran und stützte sich schwer auf seinen Stock. Am Grabe faltete er die Hände und sprach ein stilles Gebet. Und alle seine Schüler beteten mit ihm, und man hörte gleichwohl keinen Laut, obschon der ganze Kirchhof weiß von ihnen war.

Darauf wurde der Sarg hinabgesenkt. Valentin Trotzendorff warf die erste Handvoll Erde hinunter. Als sich der letzte Schüler bückte, um dem Toten die letzte Ehre zu erweisen, war der Hügel des Grabes fertig.

Vier Tage hielt sich der Rektor in der Stille seiner Studierkammer und wollte keines Menschen Antlitz se-

hen, also, daß man schon fürchtete, er würde schwermütig werden.

Erst als die Freifrau Veronika von Littwitz nach Goldberg kam, trat er wieder über seine Schwelle.

„Wo habt Ihr ihn hingetan?" schluchzte sie und weinte, wie nur eine Witwe um ihren einzigen Sohn wehklagen kann.

„Kommt!" sprach der Rektor zerknirscht und führte sie an das Grab. „Hier schläft er, und ich gäbe mein Leben mit Freuden dahin, könnte ich ihn vom Tode auferwecken."

Da fiel die Mutter auf die Knie, küßte das Grab und netzte es mit ihren Tränen.

„Weinet, weinet, edle Frau!" sprach Valentin Trotzendorff und entblößte sein Haupt, daß der Sonnenschein auf sein schneeweißes Haar fiel. „Das Leben ist eitel Schmerz und Weinen, und die Erde ist ein Jammertal, daraus wir erlöset werden durch die ewige Liebe Gottes des Vaters."

Die Hochzeit der Äbtissin

Das Trebnitzer Stift, das im Jahre 1203 von Herzog Heinrich dem Bärtigen auf Veranlassung seiner frommen Gemahlin Hedwig zu Ehren des heiligen Bartholomäus gegründet worden war, hatte um die Wende des 16. Jahrhunderts infolge der Reformation schwere Zeiten durchzumachen. Die schlesischen Adelsgeschlechter, aus denen sich die Zahl der Klosterjungfrauen ergänzt hatte, waren mit geringen Ausnahmen zur lutherischen Lehre übergetreten, also daß gar viele Stellen des Convents unbesetzt bleiben mußten. Dies machten sich die Polinnen zunutze, drangen in diese deutsche Stiftung ein und hatten im Jahre 1598, als die Äbtissin Margarethe von Litwitz starb, bereits so an Macht gewonnen, daß sie eine der Ihrigen, namens Anna von Jemilowsky, zum Oberhaupt wählten.

Auf Grund einer Anzeige des damaligen Klostervogts Caspar Filz von Puditsch versagte Kaiser Rudolf II. dieser Wahl die Bestätigung und verlangte für das Stift eine deutsche Äbtissin. Allein die Conventsjungfrauen weigerten sich, eine neue Wahl vorzunehmen, wurden in ihrem Trotze von dem Breslauer Bischof und vom Herzog von Öls bestärkt, so daß sich der Kaiser schließlich zufrieden erklärte, wenn man in der Folgezeit immer eine deutsche mit einer polnischen Äbtissin abwechseln lassen würde.

Nun begann in dem alten, ehrwürdigen Stift die

polnische Wirtschaft. Wo Friede, Frömmigkeit und Eintracht herrschen sollte, gab es Zwist, Zank und Schelten. Die deutsche und die polnische Partei, die sich ihrer Kopfzahl nach so ziemlich die Wage hielten, befehdeten sich heftig. Während die Deutschen auf dem rechten Flügel des weitläufigen Gebäudes wohnten, hielten sich die Polinnen im linken Flügel auf, und zwischen ihnen war eine so tiefe Kluft befestigt, daß niemand herüber und hinüber kommen konnte. Selbst auf dem Jungfrauenchore in der Kirche machte sich diese Spaltung bemerklich. Die Polinnen beschuldigten die deutschen Nonnen des Ungehorsams gegen die Äbtissin, und die deutschen Jungfrauen sahen in den fremden Eindringlingen die Ursache allen Haders und Ärgernisses. Auch nahm die Unordnung im polnischen Flügel zusehends überhand.

Als der Abt von Leubus, dem das Kloster zu Trebnitz unterstellt war, eines Tages im Klosterhof erschien, glaubte er sich auf einen Marktplatz versetzt. Der Kreuzgang war mit Kasten, Laden und allerhand Hausgerät angefüllt, die Gänge wimmelten von Kostkindern und Armen, die einen so großen und unerträglichen Lärm machten, daß es den deutschen Jungfrauen unmöglich war, ihren geistlichen Übungen mit der geforderten Hingebung obzuliegen. Der gemeinschaftliche Speisesaal wurde nicht benutzt, jede der Klosterschwestern, die ihre Lebensmittel an Fleisch, Fischen und Gemüsen roh bekamen, führte jede für sich eine gesonderte Küche. Die Polinnen nahmen sich sogar heraus, öfters die Klausur zu brechen, Reisen in ihr Vaterland zu tun und sich auf dem Vorwerk des Klosters tagsüber weltlichen Vergnügungen hinzugeben.

Der Abt schalt nach Kräften über dieses schändliche Wesen. Doch kaum hatte er Trebnitz den Rücken gekehrt, wurde es ärger denn zuvor.

Am meisten haßten die Polinnen den Klostervogt Caspar Filz von Puditsch, der trotz aller Anfeindungen auf seinem Posten ausharrte, um das Kloster dem Deutschtum zu erhalten. Die polnische Äbtissin beschuldigte ihn, es mit den Ketzern zu halten, ja ein verkappter Kalvinist zu sein, item daß er sich auf unrechte Weise am Klostergut bereichere. Allein es war dem wackern Manne ein leichtes, diese Anklagen zu entkräftigen, wenn er sich auch in seinem Herzen längst von der katholischen Kirche gelöst hatte.

Die Äbtissin Anna von Jemilowsky regierte nur zwei Jahre und fünf Monate und starb an der Fettsucht. Nun sollte ihr dem kaiserlichen Befehl zufolge eine deutsche Nachfolgerin gegeben werden. Doch die Polinnen trotzten über zwei Jahre, währenddessen die Herrschaft des Klosters in den Händen der Priorin, der Schaffnerin und der Küsterin ruhte, die sämtlich Polinnen waren. Caspar Filz von Puditsch hatte mit den dreien einen schweren Stand und setzte es schließlich durch, daß Sabina von Naß auf Langereile, eine Deutsche, mit Stab und Ring geschmückt wurde. Jedoch sie war schon viel zu alt und kraftlos, um der polnischen Wirtschaft erfolgreich die Spitze bieten zu können.

Darum ging der Klostervogt im Einverständnis mit dem Leubuser Abt Hieronymus daran, dem Trebnitzer Stifte deutsche Jungfrauen zuzuführen, um auf diese Weise die Polinnen allmählich hinauszudrängen.

Zuerst brachte er seine Nichte Maria von Luck, deren Vormund er war, in den Convent. Sie zählte erst siebenzehn Jahre, bekehrte sich, da sie von ihren Eltern in der Augsburger Konfession erzogen worden war, zur alten Lehre zurück, legte ihr Probejahr ab, wurde eingekleidet und tat die Gelübde. Sie klagte wohl ein wenig, daß sie dem weltlichen Leben Valet sagen mußte, allein der gute Oheim tröstete sie.

„Weine nicht, Maria," sprach er, „denn ich habe Großes mit dir vor. Du sollst mir dereinst den Inful tragen und über das Stift herrschen als eine Fürstin. Harre nur ein wenig und du wirst länger regieren als alle, die vor dir gewesen sind."

Da ergab sie sich drein und trocknete ihre Tränen.

Caspar von Puditsch aber warb weiter und brachte unter dem sanften Regiment der Sabina von Naß noch eine ganze Reihe deutscher Jungfrauen in das Stift. Wohl gerieten die Polinnen darüber in großen Zorn. Unter der Herrschaft einer polnischen Äbtissin wäre ein so offenkundiges Erstarken der deutschen Partei niemals möglich gewesen. Denn die Polinnen hätten es dann vortrefflich verstanden, jeder deutschen Novize das Probejahr unmöglich zu machen.

Der Vogt ging sogar noch einen Schritt weiter und bewirkte vom Kaiser ein Edikt, daß von nun an nur in Schlesien geborene Jungfrauen zum Profeß zugelassen werden durften. Dadurch gerieten die Polinnen ganz ins Hintertreffen.

Als Sabina von Naß im Pestjahr 1602 starb, war die deutsche Partei schon um sechs Köpfe stärker als die polnische. Trotzdem war Caspar von Puditsch klug ge-

nug, sich der Wahl einer Polin nicht zu widersetzen. Und es kam Barbara Wtorkowsky auf den Stuhl der Äbtissin. Doch auch sie wurde noch in demselben Jahre von der Pest dahingerafft.

Nun mußte nach des Kaisers Willen wieder eine Deutsche gewählt werden, und der Vogt schlug dem Convent seine Nichte Maria von Luck vor. Sie zählte erst 23 Jahre, stand in der Blüte ihrer Jugend und in der Vollkraft ihrer Jahre, war heiteren Gemüts und lebhaften Geistes, und auf ihrem Angesicht lag der Abglanz der himmlischen Schönheit. Die polnischen Schwestern, die sich alle, bis auf die schwarze Marascha, eines weit gesetzteren Alters erfreuten, feindeten Maria von Luck schon um ihrer Schönheit und Jugend willen an, nannten sie eine Protestantin und wollten Anna Nikodem, eine Deutsche, küren, die bisher das Amt der Sakristanin und der Kantorin verwaltet hatte, obschon sie nur sechs Jahre älter war als Maria von Luck. Die deutschen Jungfrauen aber vereinigten ihre Stimme auf des Klostervogts Nichte. Und da es Caspar von Puditsch endlich gelang, seiner Nichte auch die Stimme der Anna Nikodem zu gewinnen, mußten sich die Polinnen fügen. Zu dem kam noch, daß der Leubuser Abt und auch der Kaiser die Wahl der Maria von Luck guthießen, weil sie eine Adelige, Anna Nikodem aber eine Bürgerliche war.

Nun begann für das ehrwürdige Stift eine neue Zeit.

Maria von Luck ließ sich ganz und gar von der Klugheit ihres Oheims leiten, versöhnte Anna Nikodem, die ihr darum in schwärmerischer Liebe anhing und gab

ihr zu ihren Ämtern auch noch die Würde der Priorin und Schlüsselmeisterin.

Dadurch wurde, ohne daß sie es beabsichtigt hatte, die alte Subpriorin Elisabeth von Pietrowsky aufs tiefste gekränkt, die sich sofort mit der Pförtnerin Catharina von Krajowski und der Schaffnerin Anna von Skasnitzki aufs innigste gegen die deutsche Äbtissin verband.

Ein schöner, freier Geist der harmlosen Freude zog mit der Äbtissin Maria in die alten Klosterhallen. Gar oft ergötzte sie sich im Garten am Ballspiel und Wettlauf, liebte die Musik und hatte eine gar fröhliche Frömmigkeit bei allem, was sie tat. Die deutschen Jungfrauen schlossen sich fest an sie und ließen das Kopfhängen und die Bußpsalmen. Auch Anna Nikodem, mit ihren dreißig Jahren die würdigste unter ihnen, vermochte sich dem neuen Geiste nicht lange zu entziehen und wurde die allerfröhlichste. Sogar die schwarze Marascha, eine dunkeläugige Polin, der die schwarzen Locken verführerisch aus der züchtigen Haube quollen, schloß sich ihnen an und wurde mit offnen Armen aufgenommen.

Auf dem polnischen Flügel aber, wo das Alter vorherrschte, zog der Geist des Neides und der Heimtücke ein und gewann zusehends an Macht. Man ließ das Lärmen von früher, stieß die Kostkinder und Armen unbarmherzig hinaus, räumte den Kreuzgang und befleißigte sich mehr als jemals der geistlichen Übungen.

Maria von Luck wußte bei aller Fröhlichkeit, die in ihrem Herzen wohnte, auch die Würde zu wahren. Wie eine geborene Fürstin thronte sie an den heiligen Festen auf dem hohen Chore inmitten der Jungfrauen, ange-

tan mit dem goldbestickten Mantel, wie eine Herzogin mit Ring, Stab und Juwelenkranz geschmückt, den sie wie eine Krone auf den blonden Flechten trug.

Als sie zum ersten Male am Tage ihrer Wahl auf diesem Platze saß und auf den alten Propst hinabschaute, der am Altar die Messe zelebrierte, ward selbst der Abt Hieronymus, unter dessen Leitung das Wahlgeschäft vor sich gegangen war, von Staunen ergriffen.

„Noch niemals ist eine Äbtissin von solcher Schönheit auf diesem Stuhl gesessen!" sprach er leise zu Caspar Filz von Puditsch, dem Klostervogt, der sein weißes Haupt in Demut vor ihm neigte. „Gott gebe ihr auch die Weisheit und Kraft, das Schifflein des Stiftes durch alle Fährlichkeiten dieser Zeit zu steuern."

„Solange sie Eures Hochwürdigen Beistandes sicher ist," erwiderte der Vogt, „wird es ihr an nichts fehlen."

„Da schätzet Ihr Euch viel zu geringe ein!" gab der Abt lächelnd zurück. „Stehet ihr auch fernerhin bei mit Rat und Tat, daß Gott Euer Werk, das Stift den Fremdlingen zu entreißen, mit Erfolg kröne."

„Meine Tage sind gezählt," sprach der Vogt. „Aber ich werde mit Eurer Hochwürdigsten Erlaubnis ihre beiden Brüder berufen, damit sie das Werk vollenden, so mich der Herr eines Tages abruft."

„Tuet das!" ermunterte ihn der Abt. „Denn ich habe Euch immer als einen getreuen und redlichen Diener gefunden."

Darauf bestieg er die Kanzel, um den Segen zu erteilen, weihte die neue Äbtissin zu ihrem heiligen Amte und fuhr getrosten Mutes wieder nach Leubus zurück.

Maria von Luck war das jüngste von fünf verwaisten Geschwistern, die unter der Obhut des Caspar Filz von Puditsch herangewachsen waren. Während ihre beiden Schwestern im glücklichen Ehestande lebten, waren die beiden Brüder Caspar und Wilhelm von Luck und Witten noch unbeweibt und hielten sich zu Prag auf, Caspar, der ältere, als des Kaisers Hofdiener, Wilhelm, der jüngere, als ein Studiosus der Rechte. Diese beiden Brüder berief jetzt der Oheim nach Trebnitz, übergab Caspar von Luck das Amt des Schaffers, wodurch er in der Kanzlei den Vorsitz zu führen hatte, und machte Wilhelm von Luck zum Kämmerer über das Rentamt. Die Würde des Kanzlers, der die Rechtssachen wahrzunehmen hatte, vertraute er seinem Schwager Hieronymus Raymann auf Wickelin an, einem fähigen, besonnenen Manne, der den beiden Brüdern ein vortrefflicher Berater sein konnte, so sie nur auf ihn hören wollten. Das Forstamt aber legte er in die Hände des jungen Hans von Seydlitz, der seiner Frau Neffe und ein frischer, beherzter Jägersmann war und das Weidwerk und den Wald über alles liebte.

Darauf legte er sich hin und starb im Frühjahr 1604.

Maria führte das Zepter mit Sanftmut und Milde, und ließ ihre Brüder mit den großen Gütern des Stiftes nach Belieben schalten und walten, solange sie sich in den Bahnen hielten, die ihnen Caspar Filz von Puditsch gewiesen hatte. Wie auch die polnischen Jungfrauen des Convents gegen diese rein deutsche Verwaltung des Stiftes aufbegehrten, gegen des jungen Schaffers Stimme, der beim Kaiser wohlgelitten war, konnte kein Widerspruch aufkommen. Auf seinen

Befehl hin wurde während der Verhandlungen des Wirtschaftsamtes, das jeden Sonnabend nach der Frühmesse zusammentrat, nur deutsch gesprochen, also daß die polnischen Mitglieder des Convents, die des Deutschen nicht mächtig waren und es auch nicht lernen wollten, gar keinen Einspruch erheben konnten. Maria unterschrieb und untersiegelte mit dem Siegel des Convents die Schriftstücke und Urkunden, die ihr vorgelegt wurden, ohne sie recht zu prüfen. Denn für die Verwaltung des großen Stiftes hatte sie bei ihrer großen Jugend keinen Sinn. Am liebsten weilte sie im Kreise ihrer Freundinnen, die sie umschwärmten, sie schmückten und wie eine Heilige verehrten. Auch sie selbst war dem holden Tand und Spiel nicht abgeneigt, ließ sich zwei goldene Ketten in Breslau machen und köstliche Kleider mit goldenen und silbernen Säumen.

Die Brüder hießen es gut, denn sie sahen ihre schöne Schwester sehr gern in prächtigen Gewändern einherschreiten. Auch gedachten sie dadurch von ihrem eigenen, dem Stifte nicht allemal nützlichen Tun die Aufmerksamkeit ihrer Schwester abzulenken. Nur zu gut gelang es ihnen. Bereitwillig gaben sie Holz und Arbeitsleute her, als Maria den Wunsch äußerte, in Klein-Komerowe ein sommerliches Lusthaus zu bauen. Noch vor dem Bartholomäusmarkt war der leichte Bau fertig. Die junge Äbtissin fuhr inmitten ihrer Freundinnen wie eine Königin durchs Land, und das Volk fiel an der Straße auf die Knie und betete sie an.

So freute sie sich ihrer Jugend und ihrer Frömmigkeit und hohen Stellung recht wie ein Kind und ließ ihre Brüder raten und taten.

Denn diese wichen gar bald von den Wegen ab, die ihnen der Oheim gewiesen hatte, nicht nur, daß sie der lutherischen Lehre zugetan waren, sie zeigten es auch mehr, als es gut war. So bestätigten sie in den Stiftsdörfern des Niederkreises, der im Schwiebusischen lag, den lutherischen Predigern das zum Besten ihrer Frauen eingeführte Witwenjahr.

Als dieses unter den Polinnen ruchbar wurde, erhoben sie ein großes Geschrei und klagten bei dem neuen Abt Franz Ursinus in Leubus. Doch der war selbst der lutherischen Lehre wohlgesinnt und wies die Klage kurz und bündig ab. Nun schrieben sie an den Bischof. Aber auch hier hieß man sie schweigen, weil es längst bekannt war, daß der Kaiser Rudolf damit umging, in einem Majestätsbrief die Religionen in seinen Erblanden auf gleiches Recht zu stellen.

Dadurch mutiger gemacht, schloß Caspar von Luck mit der Stadt Frankenstein einen Vergleich, kraft dessen er die beiden Stiftsgüter Zadel und Albrechtsdorf nebst Scholtiseien und Zugehörungen abtrat, um einen Rechtsstreit zu endigen. In Trebnitz aber warf man ihm vor, er hätte vorschnell und nicht ohne eigenen Nutzen gehandelt, obschon es ihm niemand nachweisen konnte.

Solcherlei Gerüchte kamen endlich auch zu den Ohren Marias und sie befragte ihre Brüder darum.

„Davon verstehst du nichts, Maria!“ sprachen sie abweisend. „Feiere Feste und schwinge deinen Stab zu deiner und der Deinigen Freude, doch die Wirtschaft überlasse uns und unserer Sorge.“

Darüber beruhigte sie sich wohl, nahm sich aber vor, die Urkunden, die man ihr zur Unterschrift vorlegen

würde, besser als bisher zu prüfen. Und es währte nicht lange, so heischte Hans von Langenau auf Dobritschau und Strehlitz ein paar Waldstücke bei Zantkau zu kaufen. Caspar von Luck als Schaffer des Stiftes wollte sie ihm für einen so geringen Preis lassen, daß es der Äbtissin auffiel.

„Unterschreibe, Maria!" drängte er sie. „Du täuschest dich, die Stücke sind nichts wert und mit dem Gelde reichlich bezahlt."

Allein sie weigerte sich, ihm zu Willen zu sein, und wollte erst des Forstmeisters Meinung hören.

So kam Hans von Seydlitz, der am liebsten frei und ungebunden durch Wald und Heide schweifte, zum ersten Male nach Trebnitz und trat in seinem grünen Jägerwams in die Kanzlei. Als Maria den Vetter, dem sie seit ihren Jugendjahren nicht wieder begegnet war, ansah, wurde ihr Herz seltsam bewegt. Auch Hans von Seydlitz verwunderte sich so sehr über ihre Schönheit, daß er den Blick zu Boden schlug und rot wurde wie ein Knabe.

„Lieber Herr Vetter," sprach sie endlich, „wir haben Euch kommen lassen, damit Ihr uns saget, wie es mit den Waldstücken steht, die Hans von Langenau zu kaufen begehrt?"

„Sie sind nichts wert," erwiderte der Forstmeister nach kurzem Bedenken. „Es ist ein guter Kauf, dem Ihr zustimmen könnt."

Doch erst als sie Hans von Seydlitz in das offne, ehrliche Auge geblickt hatte, unterschrieb sie. Höflich nahm er Abschied von ihr und ritt nach Tschachawe hinüber, wo er wohnte.

Maria von Luck wurde plötzlich still, suchte die Einsamkeit der Klausur und begann zu fasten und zu beten. Doch die Liebe hatte schon so tiefe Wurzeln in ihrem Herzen geschlagen, also daß sie ihren Vetter nicht mehr vergessen konnte. Es half nichts, daß sie sich auf den harten Boden warf und lange lag im brünstigen Flehen. Selbst der heilige Bartholomäus, den sie anrief, trug in ihren Gedanken ein fröhliches, grünes Jägerwams. Nun wußte sie, daß sie Hans von Seydlitz geliebt hatte von Jugend an, konnte sich nicht mehr retten vor ihrer sündigen Sehnsucht nach ihm und netzte des Nachts die Kissen mit ihren Tränen. Anna Nikodem, ihre vertraute Freundin, kam zu ihr, um den heimlichen Kummer mit ihr zu teilen.

„So dich etwas drückt, beichte!" riet sie.

„Ich habe nichts zu beichten!" sprach Maria schweren Herzens.

„Ei," munterte sie die Freundin auf, „dann sei fröhlich wie vordem! Warum hegst du Gram in der Seele, so du dazu keine Ursach hast?"

Jetzt zwang sich Maria zur Fröhlichkeit, versuchte zu lächeln und ging wieder unter die Freundinnen. Allein das Ballspiel wollte ihr nicht mehr glücken, und eine tiefe, selige Müdigkeit gewann von Tag zu Tag immer größere Macht über sie.

Unterdessen versetzten Caspar und Wilhelm von Luck an den Fürstlich Liegnitzischen Rat und Kammermeister Johann Thomas von Lilienau das Dorf Thomaskirch an der Grenze des Fürstentums Brieg für 2000 Taler, wovon sie dem Kaiser eine Türkensteuer bezahlten. Auch trafen sie ein Abkommen wegen verschiedener Zwistig-

keiten mit den Gemeinden der Stiftsgüter Deutmannsdorf und Hartliebsdorf unterm Gröditzberge, wo sich viele Schwenckfelder festgesetzt hatten. Endlich verkauften sie dem Lukas von Salisch auf Buchwald dreißig Morgen Wiesengrund und zwei Morgen Rodeland bei Biedauschke.

Maria hieß es gut, da sie mit allen ihren Gedanken bei Hans von Seydlitz war.

Caspar von Luck hatte einen jungen Diener, namens Erasmus Heyder, der ihm in der Kanzlei beim Schreiben half. Dieser war der lutherischen Kirche so ergeben, daß er die Klostergelübde nicht groß achtete. Eines Abends, als die Pförtnerin mit ihren polnischen Schwestern im Kreuzgang wie eine Elster schwatzte, schlich er sich in den weiten Klostergarten, versteckte sich allda unter die Büsche und ward nach der Abendmesse von der alten Elisabeth von Pietrowsky gefunden, wie er die schwarze Marascha umschlungen hielt und herzinnigliche Küsse mit ihr tauschte. Der Frevler entfloh, die Marascha aber wurde am nächsten Morgen als schwere Sünderin vor den Convent gestellt, um ihr Urteil zu empfangen.

Als Maria von Luck von dieser Sünde hörte, erschrak sie heftiglich.

„Sie hat die Gelübde verletzt!" rief die alte Subpriorin mit gewaltigem Gezeter. „Sie muß in die Kellerkammer eingeschlossen werden! Dort soll sie drei Monde auf nackter Erde liegen. Also verlangen es die Vorschriften!"

„Flehe um Gnade, Unglückselige!" mahnte Anna Nikodem unter Tränen.

Aber die schwarze Marascha hob trotzig ihr Haupt und begehrte der Gnade nicht.

„Sie ist verstockt!“ schrien die Polinnen durcheinander. „Sie soll an die Kette geschlossen und dreimal des Tages mit Ruten gestrichen werden!“

Maria von Luck aber erhob sich, trat mit zögernden Schritten auf die Sünderin zu, schloß die Augen und streckte die rechte Hand aus. Da erst sank die schwarze Marascha in die Knie und weinte laut auf.

„Stehe auf, meine Schwester!“ sprach die Äbtissin und legte die Hand auf ihren lockigen Scheitel. „Stehe auf und gehe an deinen Ort. Daselbst sollst du beten für dich und für uns alle, daß der Herr uns gnädig sei.“

Nun küßte die Marascha den goldnen Saum des Gewandes und ging ungekränkt in ihre Zelle, wo sie sich vor Gott niederwarf und für Erasmus Heyder betete.

Die Polinnen aber schrieben nach Leubus, daß Maria von Luck die ältesten Bestimmungen des Klosters mißachte und die Zucht nicht mit der nötigen Gerechtigkeit und Strenge handhabe. Franz Ursinus, der Abt, kam zu dem Feste der heiligen Hedwig nach Trebnitz herüber, hörte, was geschehen war, hieß die Entscheidung der Äbtissin gut und mahnte zur christlichen Eintracht. Er war ein milder, versöhnlicher Herr, der nur deshalb nicht offen zur lutherischen Lehre übertrat, weil er seinen Brüdern kein Ärgernis geben wollte.

Maria faßte zu dem würdigen Greis ein herzliches Zutrauen und beichtete ihm ihre Liebesschmerzen.

„Auch du, meine Schwester!“ sprach er und absolvierte sie lächelnden Mundes und traurigen Herzens.

„Ihr habt wohl die Sünde von mir genommen, hochwürdiger Herr," gestand sie ihm bekümmert, „doch sehet, sie drückt mich noch immer."

„Lasse sie wachsen, bis sie stark genug ist, dich zu tragen!" sprach der Abt ernst und zog wieder nach Leubus zurück.

Maria von Luck aber hegte und bewegte seine Worte in ihrem Herzen und wußte sie sich doch nicht zu deuten.

Indessen ging die Oktave der heiligen Hedwig ihren fröhlichen Gang. Pilger waren von nah und fern herbeigeströmt. Doch nur die aus Polen sorgten eifrig für das Heil ihrer Seelen, gewannen sich durch Beichten den vierzigtägigen Ablaß, küßten das Haupt und den Perlengürtel der heiligen Hedwig und schöpften unter ihrem Grabmal, auf dem ihr alabasternes Bild ruhte, das Wasser der wundertätigen Quelle.

Die andern, denen diese Gnadengaben nichts mehr galten, vergnügten sich indessen auf dem Marktplatz unter den zahlreichen Buden und Zelten und tranken das braune, süße Klosterbräu.

Vor allen war Erasmus Heyder vergnügt, da die schwarze Marascha so glücklich davongekommen war, und schwatzte bei einem scharfen Trunk heraus, daß er unter den heiligen Jungfrauen ein schönes Liebchen hätte. Darüber ergrimmten die frommen Polen, die in derselben Herberge lagen, und ließen die Lästerrede des Klosterschreibers durch ihre Frauen der Subpriorin vermelden.

Sofort sann Elisabeth von Pietrowsky auf Rache und schmiedete mit den polnischen Weibern einen heimtückischen Plan, den Lästerer zu bestrafen.

Als Erasmus Heyder am nächsten Abend über das Johannisbrücklein schritt, traten ihm zwei polnische Pilger mit geschwärzten Gesichtern und gezückten Messern in den Weg. Doch er war hurtiger als sie, traf den einen mit der Faust ins Gesicht, daß er in die Luft stach, und stieß den anderen über die niedrige Brückenbrüstung in den seichten Schätzkabach.

Am dritten Tage danach entwich er mit der schwarzen Marascha aus Trebnitz, ehelichte sie in Steinau und wurde daselbst Stadtschreiber.

Nun endlich erkannte Maria von Luck, was die dunklen Worte des Abtes von Leubus zu bedeuten hatten, sagte sich in ihrem Herzen von den Klostergelübden los und trat in die Kanzlei.

„Was willst du?" fragte Caspar von Luck ärgerlich, denn er hatte es noch nicht verwunden, daß ihm Erasmus Heyder davongelaufen war.

„Gib mir die Rechnung des Teich- und Forstamtes!" befahl sie.

Er wunderte sich über ihr Verlangen, wagte aber nicht, ihr die Papiere zu verweigern. Nachdem sie eine Weile darin geblättert hatte, gab sie ihren Willen kund, daß von nun an der Forstmeister bei jedem Wirtschaftsamt erscheinen und selbst Rechnung ablegen solle.

„Ein sonderliches Begehren," meinte der Bruder unwirsch. „Es war bisher nicht Sitte. Hans von Seydlitz wird denken, du trauest ihm nicht und wird sich darüber kränken."

„So vermelde ihm," erwiderte sie fest und sah ihm starr in die Augen, „daß ich ihm mehr als allen andern

traue und daß er ein Beispiel geben soll für die, so weniger getreu und redlich sind."

Caspar von Luck wollte aufbrausen, bezwang sich aber, da er ihre Einwilligung für einige neue Schenkungen und Käufe brauchte.

„Margarethe hat um drei Felder gebeten, die hinter Domonowitz liegen," sprach er obenhin. „Ist es dein Wille, so mag sie sie haben."

„Wie sollte ich meiner lieben Schwester einen Wunsch weigern," erwiderte sie gutmütig. „Das Stift hat Äcker genug."

Er verwunderte sich über ihre Bereitwilligkeit und fuhr fort: „Esther hat für Wischawe mit Rittersitz und Obergerichten 500 Taler geboten."

„Und hätte ich zehn Schwestern, ich könnte ihnen nichts abschlagen," sagte sie und ging hinaus.

Also kamen die drei Ackerstücke hinter Domonowitz an Margarethe von Krapath, und Wischawe, das mit etlichen Morgen Land vermehrt und abgerundet wurde, kam an Esther von Mutschelnitz, die beide am Weihnachtsfeste mit ihren Männern in Trebnitz erschienen, um sich bei ihrer freigebigen Schwester Äbtissin mit vielen Freuden zu bedanken.

Hans von Seydlitz aber kam an jedem Sonnabend nach Trebnitz geritten und legte vor dem versammelten Wirtschaftsamt seine Rechnung ab. Zuerst war er schüchtern und unbeholfen, bald aber gewann er an Sicherheit und wagte der Äbtissin in die Augen zu sehen. Als er aber ihren strahlenden Blick auffing, verfiel er wieder in seinen alten Fehler, und das Spiel mußte von neuem beginnen.

Da seufzte sie tief auf, denn sie erkannte, daß er nimmermehr um sie werben würde, solange sie Äbtissin war.

Überall im deutschen Reiche wurden damals die geistlichen Stifter aufgehoben, und Caspar von Luck blieb beim Schenken. Es schwebte ihm das lockende Ziel vor, aus dem Trebnitzer Stift eine weltliche Herrschaft zu machen. Er strebte danach, sich mit den Äckern und Wiesen und Wäldern des Klosters zahlreiche Freunde zu werben, auf deren Beistand er bei der zukünftigen Säkularisierung rechnen durfte. Wie früher die Aufnahme der polnischen, so geriet jetzt die Aufnahme der deutschen Jungfrauen ins Stocken. Caspar von Luck gedachte in seinem Herzen, den Convent allmählich aussterben zu lassen und nach seiner friedlichen Auflösung den größten Teil der Ländereien an sich zu bringen.

So kam der Frühling des Jahres 1609 heran.

Maria von Luck fuhr nach der Fronleichnamsoktave mit ihren Jungfrauen nach ihrem Lusthause zu Klein-Romerowe. Sie hatte Hans von Seydlitz dahin bestellt, weil sie das Schauspiel einer Reiherbeize genießen wollte. Mit fürstlichem Schmuck angetan, ging sie im Kreise ihrer Freundinnen am Ufer des Sees entlang, aus dem Hans von Seydlitz einen Reiher aufschrecken ließ. Der entfesselte Falke stieg ihm nach und schlug ihn glücklich herab. Der Forstmeister legte die Beute mit einem tiefen Kniefall vor der Äbtissin nieder.

„Ich danke Euch, liebster Vetter!" sprach sie und neigte sich ihm huldvoll zu. „Doch lasset ab von diesem Spiel. Es tut meiner Seele weh, den schönen Vogel, der so herrlich schwebte, nun tot zu meinen Füßen zu

sehen. So ich Euch eine Gnade erweisen kann, sprecht ohne Scheu."

„Ich brauche nichts, hohe Frau!" erwidert Hans von Seydlitz offen und hob den Nacken. „Äcker und Wiesen habe ich genug. Und so ich nur durch den grünen Wald streifen kann, tausche ich mit keinem König."

„Ei, ei," rief sie lächelnd, „mich dünkt, Ihr seid zu bescheiden. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei! Kennet Ihr den Spruch nicht?"

Da errötete Hans von Seydlitz, senkte den Nacken gar tief und sprach: „Hochwürdigste Herrin, wenn aber die Gehilfin, an die ich mein Herz gehängt habe, so hoch stehet, daß ich sie nimmermehr erreichen kann?"

Darauf antwortete sie nicht gleich. Von der Gewalt ihres Blickes gebannt, schlug er wieder die Augen zu ihr auf, und sie fühlten, wie sich ihre Herzen gegeneinander öffneten.

„So bittet Gott inbrünstiglich," erwiderte sie und errötete wie er, „daß er die hohe Herrin zu Euch herabsteigen lässet. Seid bedankt und haltet Euch für den Abend bereit, dann wollen wir einen Fischzug tun, gleichwie die Jünger Jesu auf dem Meere."

Als sie mit ihren Jungfrauen beim Aufgang des Mondes wieder an das Ufer trat, flammten helle Lichtlein auf dem Wasser, und viel Volk war dabei, das Netz ans Land zu ziehen. Hans von Seydlitz gab mit Wort und Wink seine Befehle. Da trat Maria von Luck an seine Seite und flüsterte ihm zu: „Kommet ein wenig abseits, lieber Vetter!"

Und er gehorchte ihr.

Die Jungfrauen merkten ihr Entweichen nicht, weil

sie über die Menge der Fische staunten, die nun aus dem Netz in die bereitstehenden Zuber gesammelt wurden.

Maria aber ging mit Hans von Seydlitz durch den Wald. Sie trug einen purpurnen Mantel mit kostbaren Stickereien und ließ ihn lang über das betaute Gras schleppen. Als sie die tiefe Stille des Waldes umgab, blieb sie plötzlich stehen und sprach: „Nun saget mir frei und offen, Herr Vetter, an welche Jungfrau Ihr Euer Herz gehängt habt, damit ich für Euch bei ihr sprechen kann."

„Ach, Herrin!" antwortete Hans von Seydlitz betroffen. „Euer gnädigster Fürspruch kann mir nichts helfen. Und ich darf Euch ihren Namen nicht nennen, denn es wäre eine große Sünde, wenn ich es täte."

„Beichtet sie mir und ich will Euch stracks absolvieren!" ermutigte sie ihn.

„Sie hat mit mir als kleines Mädchen auf dem Hofe des Ohms gespielt," begann er stockend und ganz befangen, „aber sie hat es gewiß längst vergessen."

„Ei, nun," rief sie erstaunt, „wenn sie es nun nicht vergessen hätte."

„Sie darf nicht mehr daran denken!" erwiderte er und schlug die Augen zu Boden. „Denn sie ist gar hoch gestiegen an Herrschaft, Pracht und Herrlichkeit."

Da löste sie die Schnalle ihres kostbaren Mantels, daß er von ihren Schultern herabsank, und stand vor ihm im schneeweißen Gewande mit einem goldenen Gürtel angetan.

„Siehe, so werfe ich dies alles von mir!" rief sie jauchzend und breitete ihre Arme aus.

Und der Wald, der leise zu rauschen begann, gab

Hans von Seydlitz die Kraft, sie zu umschlingen und zu küssen.

Plötzlich kam ihm die Erkenntnis seines Frevels, und er taumelte bestürzt zurück.

„Fürchte dich nicht!" sprach sie lächelnd. „So wie ich diesen Mantel von mir geworfen habe, so werfe ich von mir Ring, Stab und Krone und kehre zu meiner Eltern Glauben zurück. Dann will ich mit dir ein Leben beginnen in Liebe und Glückseligkeit."

Da wollte er sie wieder umarmen, doch sie wehrte ihm.

„Nur gedulde dich fein, du ungestümer Weidmann!" rief sie und hüllte sich rasch in den Mantel. „Noch bin ich nicht frei."

„Bleibe hier!" bat er sie. „Du bist frei, sobald du es sagst."

„Nicht also!" tröstete sie ihn. „Ich werde mein Amt in allen Ehren niederlegen. Sollte ich wie die schwarze Marascha davonlaufen? Noch harrt die Herde meiner Leitung."

„Gehe nicht wieder von mir!" flehte er. „Sie werden allein heimfinden."

„Du bangst dich um mich?" rief sie erstaunt. „So ich die Fessel, die mich hält, nicht vor aller Augen breche, werde ich nimmer von ihr freikommen."

Dann eilte sie, daß sie zum Ufer zurückkäme. Hans von Seydlitz machte einen Umweg, trat von der andern Seite an den See und hieß die gefangenen Fische fortbringen.

Am andern Tage fuhr Maria nach Trebnitz zurück, ging in die Kanzlei und sprach zu ihren Brüdern:

„Ich habe bei mir beschlossen, zum Glauben unserer Eltern zurückzukehren.“

„Du magst glauben, was du willst und was du für recht achtest,“ sprach Caspar leichthin.

„Solches ist mir lieb zu hören,“ fuhr sie fort, „also will ich morgen mein Amt niederlegen und aus dem Kloster scheiden.“

„Dies werde ich nimmermehr zugeben!“ schrie er zornig, und Wilhelm, der andere Bruder, fragte bestürzt: „Wie kommt dir solche Narrheit!“

„Ich habe mich gestern mit Hans von Seydlitz verlobt und versprochen,“ erklärte sie rund heraus, „und habe vor Gott gelobt, seine christliche Ehefrau zu werden.“

Nun begannen die beiden Brüder um die Wette zu toben, sie zu verfluchen und drohten, für immer ihre Hand von ihr abzuziehen, so sie von solchen Gedanken nicht auf der Stelle ließe.

Allein sie blieb fest.

Darauf versuchten sie es mit Beschwörungen und herzlichen Bitten. Doch sie hörte nicht darauf und wollte auch nichts hören. Endlich flehten sie die Brüder an, nichts zu übereilen und vorläufig die Absicht geheimzuhalten.

Das sagte sie ihnen denn zu und hielt es auch.

Die beiden Brüder ritten sodann unverzüglich zu Hans von Seydlitz nach Tschachawe hinaus und stürmten mit tausend Gründen auf ihn ein.

Aber der setzte erst recht seinen Kopf auf und gab nicht nach.

Da verwünschten sie ihn denn zu allen Teufeln, ka-

men nach Trebnitz zurück und sagten zu Maria: „Verziehe noch ein paar Monde, bis daß wir die Dinge, die uns am Herzen liegen, geordnet haben."

So regierte sie weiter in Milde und Sanftmut, ohne daß außer ihren Brüdern und außer Hans von Seydlitz jemand gewußt hätte, wie es um ihr Herze stand.

Die Brüder aber suchten inzwischen zu retten, was noch zu retten war. Im ganzen Bezirk des Stiftes eigneten sie sich Äcker und Wiesen an. Als sie aber Maria die Pergamente vorlegten, weigerte sie ihnen die Unterschrift.

„So wie es war, da ich mein Herz davon abwandte," sprach sie fest, „also soll das Stift auch bleiben."

Darüber ergrimmten die Brüder sehr, vermochten aber nicht, ihren Sinn zu beugen. Gegen Weihnachten heischte sie, von ihrem Schweigen entbunden zu werden.

„Harre noch bis zum Frühjahr!" war die Antwort der Brüder.

Denn sie gedachten sie hinzuhalten und hofften, die Liebe zu Hans von Seydlitz würde wieder erlöschen. Sie hätten es schließlich auch gelitten, wenn sie sich seiner ohne den christlichen Segen erfreut hätte. Doch sie wich nicht von dem ab, was sie für recht erkannt hatte und hielt Hans von Seydlitz geflissentlich von sich ferne. Er wagte auch gar nicht sich ihr zu nähern und harrte auf sie in froher Ungeduld.

Als sie endlich im März des Jahres 1610 ihren Brüdern drohte, Ernst zu machen, dieweil sie sich nicht länger das Gewissen beschweren könnte, schieden sie sich von ihr, vermeldeten ihre Abtrünnigkeit dem jungfräulichen Convent, der unter Marias Vorsitz in der Sa-

kristei versammelt war, und sagten sich gänzlich von ihr los, um ihre Ämter nicht zu verlieren.

„Verhält es sich so, wie deine Brüder sagen?“ fragte Anna Nikodem und rang vergeblich nach Fassung.

„Es ist so, wie sie sprechen!“ gab Maria zur Antwort, legte Mantel, Ring und Stab von sich und trat abseits von ihrem erhöhten Stuhl.

Da verhüllte die Priorin ihr Antlitz und schluchzte.

Elisabeth von Pietrowsky, die Subpriorin, aber verfluchte Maria von Luck dreimal als einer von Satan verführten Apostatin.

„Was schiltst du mich?“ sprach Maria sanft. „So ich doch nur das tue, wozu mich Gott der Herr selber treibet.“

„Der Satan treibet dich!“ schrie die Subpriorin so laut, daß es durch die ganze Kirche gellte. „Gehe hin, du Verblendete! Gott wird dich strafen und dich da treffen, womit du sündigest.“

Stolz wandte ihr Maria von Luck den Rücken, verließ die Sakristei und trat durch die westliche Kirchenpforte des Querschiffs ins Freie. Dort hielt schon Hans von Seydlitz mit seinem Wagen und brachte sie noch an demselben Tage zu ihrer Schwester Esther nach Proskawe bei Stroppen. Hier blieb Maria über ein Jahr und wurde am 30. April 1611 von dem Stroppener Pfarrer Petrus Henkelius in der Stube ihrer Schwester mit Hans von Seydlitz getraut. Er hatte inzwischen sein Klosteramt aufgegeben und führte Maria als seine vertraute Gattin auf sein Gütchen Tschachawe, wo sie in inniger Liebe und Treue drei Jahre lebten.

Von dem verwaisten Convent wurde Elisabeth von Pietrowsky zur Äbtissin gewählt. Mit ihr begann die polnische Herrschaft im Stift, die hundert Jahre gänzlich unbestritten blieb.

Elisabeth von Pietrowsky ließ die Pforte der Kirche, durch die ihre Vorgängerin das Stift verlassen hatte, zumauern. Trotzdem fanden noch manche der Jungfrauen, die es unter der Tyrannei der neuen Äbtissin nicht auszuhalten vermochten, den Weg ins Freie. Auch reizte sie das Glück, das Maria von Luck an der Seite ihres geliebten Gemahls gefunden hatte.

Aber als Anna Nikodem entwich, ereilte Maria von Luck die Strafe, von der Elisabeth von Pietrowsky vor drei Jahren geweissagt hatte.

Eines Abends, kurz nach der Hedwigsoktave, als die Straße nach Tschachawe von heimziehenden Pilgern wimmelte, brachte man Hans von Seydlitz aus dem grünen Walde getragen, und in seiner Brust stak ein Messer, darauf die Worte standen: „Ad majorem dei gloriam."

Maria brach darüber das Herz. Sie verfiel in eine schwere Krankheit, verarmte und fand endlich bei dem Prediger in Jackschönau ein Unterkommen. Ihre Brüder wollten nichts von ihr wissen, darum weil sie das Stift den Polinnen in die Hände geliefert hatte. Auch ihre Schwestern, die sie so reich beschenkt hatte, versagten ihr um der zornigen Brüder willen die Aufnahme.

Also starb sie schon drei Jahre nach Hans von Seydlitz zu Jackschönau in Kummer, Gram und Elend und

wurde in der dortigen Kirche beigesetzt. Bald darauf mußten ihre Brüder von ihren Ämtern weichen, denn Elisabeth von Pietrowsky schwang ihren Stab mit eiserner Strenge und hätte am liebsten alle Deutschen aus Trebnitz hinausgetrieben.

Seitdem nahm die polnische Partei stetig zu.

Anna Nikodem kehrte nach drei Jahren in das Stift zurück, weil sie sich draußen in der Welt nicht hatte zurechtfinden können. Sie wurde in das Kellergemach gesperrt und mußte auf den nackten Fliesen schlafen. Sie war dazu verdammt worden, bis zu ihrem Tode nicht wieder die Sonne zu sehen.

Franz Ursinus, der milde und verständige Abt, hätte sie gewiß erlöst, aber er war kurz vorher gestorben. Matthäus, sein Nachfolger, wagte nicht, gegen Elisabeth von Pietrowsky aufzutreten, weil sie seit Marias Flucht beim kaiserlichen Hofe in hohem Ansehen stand als eine fromme und gottesfürchtige Äbtissin.

Sie ließ Anna Nikodem nicht eher aus dem Kellerloch, bis sich der Ordensgeneral der Zisterzienser ihrer annahm und verordnete: „Man soll ihr, da sie sich der Bußen und der Korrektion freiwillig unterworfen hat, weder Vergünstigung noch Gnade versagen, und so sie sich ihr Seelenheil wieder verschaffen will, soll man ihr keine Steine in den Weg legen. Bietet sich aber eine Gelegenheit, sie in ein anderes Kloster aufzunehmen, so will ich dem nicht abgeraten haben."

Erst hundert Jahre später, als die polnische Wirtschaft im Trebnitzer Stift ihren Höhepunkt erreicht hatte, griff der damalige Kaiser Leopold I. ein und zwar gleich

so nachdrücklich und unter Androhung geistlicher und weltlicher Strafen, daß im Jahre 1810, als das Kloster säkularisiert wurde, nur noch eine einzige Polin im Convent saß.

Wie Adam Wenzel katholisch wurde

I

Beim Tode seines Vaters, der die Reformation nach Kräften begünstigt hatte, war Adam Wenzel, der vorletzte Herzog von Teschen, erst fünf Jahre alt. Während er am kursächsischen Hofe im Glauben seines Vaters erzogen wurde, führte seine Mutter Sidonie die Regierung des kleinen, mit Schulden überlasteten Landes. Durch die schlechte Wirtschaft seiner Vorfahren hatte es die Hälfte seines Umfanges verloren. Die Herrschaften Bielitz, Friedeck und Freistadt befanden sich in den Händen der Gläubiger. Auch die Herrschaften Skotschau und Schwarzwasser mußten schließlich verpfändet werden. Der Herzogin, die vom Volke wegen ihrer Witwentracht die schwarze Sidonie genannt wurde, gelang es jedoch durch Sparsamkeit und gute Verwaltung, wenigstens Skotschau und Schwarzwasser vor dem Regierungsantritt ihres Sohnes auszulösen.

Der zog im Jahre 1595 in Teschen ein und hielt auf der Burg ein großes, prunkvolles Hochzeitsfest mit Elisabeth von Kurland, die ihm 30 000 Gulden in gangbarer polnischer Münze mitbrachte. Damit ließ es sich schon eine Zeitlang leben. Der fürstliche Sekretär Elisar Tilisch wagte sogar die schöne Hoffnung zu fassen, daß der junge Herzog mit der Zeit sein ziemlich abgemattetes Fürstentum wieder zurechtbringen und die

zerbrochenen und zerstreuten Teile wieder zusammen-
lesen werde.

Allein Adam Wenzel war ein Piast vom reinsten Wasser, lebte lustig in den Tag hinein und zeugte binnen sechs Jahren fünf Kindlein. Im letzten Wochenbett starb die junge Herzogin.

Die Kosten der Hofhaltung wurden dadurch nicht geringer, und in der Rentkammer häuften sich die unbezahlten Rechnungen über goldene Ringlein und Kettlein, mit denen sich der Herzog das adelige und bürgerliche Frauenzimmer geneigt zu machen bemühte. Außerdem borgte er, von wem es immer war, ließ die Stadt Teschen für die Schuldsummen bürgen und sorgte sich nicht ums Wiedergeben.

Nebenbei bewarb er sich da und dorten um die Hand einer reichen Erbin, aber sie schlugen ihn alle aus, weil er bei aller Welt gar zu arg in der Kreide saß. Schließlich heischte er eine so hohe Mitgift, daß sich die ältesten unter den deutschen Fürstentöchtern dafür einen Kurfürsten oder König hätten kaufen können. Darum blieb ihm nichts weiter übrig, als sich mit dem christlichen Stande eines Witwers zu begnügen.

Als seine Schuldner dahinterkamen, daß er das Freien aufgegeben hatte, hielten sie die Taschen zu, um nicht noch mehr zu verlieren. Wo er auch anklopfte, überall fand er taube Ohren, in erster Linie bei seinen eigenen Landständen. Gar oft mangelte es der herzoglichen Tafel an dem Nötigsten. Die Stadt Teschen, mit dem Bürgermeister Andreas Zirowy an der Spitze, mochte dem Herzog am Ende auch nicht mehr helfen,

obschon er allerhand fürstliche Privilegien und Gerechtsame zum Kauf ausbot.

Andreas Zirowy, dem der Ratsherr Mikolasch Franzeck beistand, wollte zwar den Handel wagen und dafür einige Pfandsummen, für die die Stadt gebürgt hatte, einlösen. Doch damit war dem Herzoge nicht gedient, er brauchte bares Geld und entzog, da Mikolasch Franzeck seinen harten Kopf aufsetzte, der Bürgerschaft seiner Residenz die fürstliche Gunst und Gnade.

„Dies wird der Stadt dereinst zum hohen Segen gereichen!" sprach Mikolasch Franzeck und tauschte mit Andreas Zirowy, der aus weicherem Holze geschnitzt war, den Ratssessel.

„Leihe mir ein Faß Wein für den fürstlichen Tisch!" gebot Adam Wenzel seinem Edelmann Georg Sobeck von Blogotitz, der einen großen Weinkeller, eine feine Zunge und eine kupferrote Nase hatte. Es war des Herzogs Hofpauker Klimek Patay, der diesen Befehl überbrachte.

„Bin ich ein Pfandleiher?" antwortete Georg Sobeck nur, ging in seinen Keller und setzte sich vor das beste Faß.

Da dem Herzog der bare Kredit ausgegangen war, suchte er nun seinen Unterhalt in Natura zu borgen. Darum schrieb er an den ungehorsamen Georg Sobeck: „Ei, du ungetreuer und falscher Lehnsmann! Ist das deine Liebe zu mir, daß du mich verdürsten lässest? Bist du trotz deines baufälligen Alters unter die Fahne der Mammonsknechte gegangen? Gott der Herr wird dich dafür strafen mit dem ärgsten Höllenfeuer, und es wird kein Engel kommen, der dir die Spitze der Zunge kühle."

Da erschrak Georg Sobeck, ging in sich und verehrte dem Herzog ein Faß des sauersten Krätzers.

Und er konnte fernerhin in Frieden wohnen.

Trotzdem zog Adam Wenzel auf den Fürstentag nach Breslau mit 170 Pferden, von denen allerdings die meisten geliehen waren. Er überstrahlte an Glanz alle andern schlesischen Fürsten, die schon um ihrer Schulden willen mehr von sich hermachen mußten, als sie allesamt wert waren. Vor Adam Wenzels Aufzug aber lernten sie ihre völlige Ohnmacht einsehen.

An dessen Spitze ritt ein tigerfellgeschmückter Kosak, dem sich drei andere auf türkischen Rossen anschlossen, hierauf wurde ein gesatteltes, tatarisches Pferd geführt, dem ein tatarischer Kesselpauker und ein Schalmeibläser folgten, darauf kamen sieben türkische Handrosse, darunter drei mit schönen Halsbändern und gestickten und geblümten Sätteln, das eine mit einer türkischen und indianischen Federdecke geschmückt, sodann drei türkische Reiter mit Binden, dicken Bärten und rotweißen Fahnen, ein Kesselpauker und fünf Trompeter, ein Obrist, drei Edelknaben mit Fähnlein und gelben Binden, eine Kompagnie deutscher Reiterei, darauf der Herzog, umgeben von zwölf Trabanten und vier Lakaien, und endlich ein Kornett mit fünfzig Wallonen in rot und weiß gebrämten Kleidern.

Als Adam Wenzel wieder nach Teschen kam, war er zwölfmal soviel Gulden schuldig als Leute in seinem Herzogtum wohnten.

Nun versuchte er es mit der Wahrsagerei und sandte seinen Burggrafen Johann Tilgner, den er über Skotschau und Schwarzwasser gesetzt hatte, nach Bober-

nick bei Beuthen, wo eine alte Hexe wohnte, die einen großen Ruf besaß, und ließ bei ihr anfragen, ob wohl in seinen Landen ein heimlicher Schatz vergraben sei, den er alsobald heben wollte, um die Herrschaften Friedeck, Bielitz und Freistadt zurückzukaufen.

„Die Schätze liegen über der Grenze!" sprach die Wahrsagerin, mehr wußte sie anscheinend selber nicht.

Adam Wenzel wußte mit diesem Spruch nichts anzufangen, schalt den Grafen, daß er nichts Genaueres erforscht hatte, und suchte einen andern Weg zum Reichtum.

Plötzlich wandte er sein Wohlwollen den Anhängern des Augsburgischen Bekenntnisses zu, obschon er bisher sehr wenig Eifer in Religionssachen gezeigt hatte. Und damit erreichte er wirklich etwas bei dem starrköpfigen Mikolasch Franzeck. Wieder sagte die Stadt Teschen für 10 000 Gulden gut und erhielt dafür einen vom Herzog eigenhändig unterschriebenen und untersiegelten Privilegienbrief, in dem er bestätigte, daß zu ewigen Zeiten keine anderen Kirchen- und Schuldiener in Teschen gehalten werden sollten, als die der Augsburgischen Konfession verwandt und zugetan wären.

Bald darauf erhoben sich die Ungarn wider den Erzherzog Matthias und bedrohten nach kurzem Siegeslauf die schlesischen Grenzen. Nun wollte es Adam Wenzel einmal als Kriegshauptmann versuchen. Die schlesischen Stände, heilfroh unter sich einen Kriegshelden zu haben, bestellten ihn zum Führer der geworbenen Häuflein, womit er nicht nur die Grenzen des Landes decken, sondern auch dem bedrängten Erzherzog zu Hilfe eilen sollte. Ehe er aber aufbrach, machte

er sich aus, daß man ihm nicht nur die gebührlichen Tafelgelder zahlen, sondern auch obendrein einen Wachtmeister, einen Musterschreiber, zwei Trabanten, einen Feldscherer und einen Hufschmied unterhalten müsse, weil solche bei der Fahne sonst übel entbehrt werden würden.

Die braven Stände, die genau wußten, wo Herzog Adam Wenzel, ihren Kriegshauptmann, der Schuh drückte, bewilligten ihm alles, was er heischte, nur um ihm den Mut nicht zu verkürzen.

Nun zog er nach Süden, stieß zur erzherzoglichen Armee, kam auch einige Male ins Feuer, brachte aber wenig Ruhm und noch weniger Geld heim. Also saß er bald wieder mit leeren Taschen in Teschen und haderte mit seinem Schicksal.

In gleicher Stimmung saß zu Prag der alte Kaiser Rudolf und nährte in sich einen gewaltigen Haß gegen seinen glücklicheren Bruder, den Erzherzog Matthias, der ihm Ungarn, Österreich und Mähren abgenommen und nur Böhmen und Schlesien gelassen hatte. In seinem königlichen Grimm schmiedete er allerhand Pläne, die verlorenen Kronen wiederzuerlangen. Erzherzog Leopold, der zu Passau als Bischof hauste, aber lieber den Stahlhelm als die Mitra trug, war mit dem alten Kaiser im Bunde und warb ihm heimlich Freunde.

Sein eifrigster Parteigänger in Schlesien war der Stadtpfarrer und Domdechant zu Troppau, Sarkander mit Namen.

Der wußte durch heimliche Boten den Herzog Adam Wenzel auf seine Seite zu bringen, indem er ihm in des Kaisers Namen das Herzogtum Troppau versprach,

dessen Fürst, Karl zu Liechtenstein, auf seiten des Erzherzogs stand.

Adam Wenzel machte nun alles zu Geld, was er besaß, warb Truppen und sammelte sie bedrohlich an der mährischen Grenze.

Allein der tolle Anschlag mißglückte, Karl von Liechtenstein ließ den Troppauer Dechanten Sarkander gefangensetzen, brachte durch dessen Briefe die ganze Verschwörung ans Licht, und der alte Kaiser Rudolf verlor auch die Krone von Böhmen, und Schlesien dazu. Adam Wenzel konnte seinen Truppen den Sold nicht zahlen, also daß sie ihm davonliefen, ehe er dazu gekommen war, das Schwert zu ziehen. Jetzt gegen das Ende des Jahres 1610 saß er ganz auf dem trocknen und hatte überdies des neuen Königs Ungnade zu fürchten.

II

Grade in dieser Zeit tauchte in Teschen ein Mann auf namens Joseph Dingenauer. Niemand wußte, woher er kam und was er wollte. Da er ein reicher Herr war, dem die Dukaten leicht durch die Finger glitten, wurde der Herzog geschwind auf ihn aufmerksam und lud ihn zu sich. Denn er wollte zu der Huldigung in Breslau, die Matthias, der neue König, auf den 23. Februar angesetzt hatte, wieder in Pracht und Glanz seinen Einzug halten, um sich der königlichen Gnade im voraus zu versichern. Joseph Dingenauer war es eine Freude und hohe Ehre, dem Herzog zu Willen zu sein, und zahlte baare 20 000 Taler auf den Tisch, allein er

knüpfte daran die Bedingung, daß der Herzog zur alleinseligmachenden Kirche zurückkehren solle.

Adam Wenzel fuhr auf und wies zum ersten Male das Geld, das man ihm anbot, mit Entrüstung zurück.

„Euer Fürstlichen Gnaden", sprach Joseph Dingenauer unterwürfig, „würden sich dadurch aufs beste der königlichen Gnade versichern können."

„Wer bist du, Versucher?"

„Euer Gnaden untertänigster Diener!"

„Ein schlechter Diener, der heischt, daß ich meinen Glauben verrate!" brauste Adam Wenzel auf.

„Ich bin viel zu geringe," sprach Joseph Dingenauer und verneigte sich tief, „als daß ich etwas von Euer Fürstlichen Gnaden heischen dürfte. So es nur mein eigen Geld wäre, würde ich es mit Freuden dahingeben."

„Wer gab es dir?" forschte der Herzog argwöhnisch.

„Wohltäter, die im stillen Gutes tun," gab der sonderbare Fremdling zur Antwort. „Wenn Ihr Euch von der Ketzerei abwendet, werden sie Euch des Königs Gnade erflehen."

„Ich soll um Judaslohn abtrünnig werden?" begehrte der Herzog auf. „Lieber will ich das Ärgste erdulden und des Königs Ungnade dazu."

„Solches macht Euerm edlen Herzen alle Ehre!" sprach Joseph Dingenauer. „Allein erwäget bei Euch, daß vor Gott ein Glaube so gut ist wie der andere."

„Wäre dies nicht ein Grund, dem alten Glauben treu zu bleiben?" erwiderte der Herzog.

„Mitnichten!" gab der Versucher lächelnd zurück „Da Euch doch der andere Glaube goldene Früchte zu

tragen verspricht und noch fernerhin Ruhm und Ehre bringen soll!"

„Es sind vordem welche zu mir gekommen," warf der Herzog ein, „die mir auch goldne Berge versprochen haben. Als ich aber daran gehen wollte, sie einzusammeln, zerrannen sie mir unter den Händen zu eitel Schaum."

„Prüfet nur das Geld!" rief Joseph Dingenauer siegesgewiß und wies auf die ungarischen Dukaten. „Und so Ihr es als Schaum befindet, will ich es auf der Stelle wieder fortnehmen."

Schwer kämpfte Adam Wenzel mit sich, endlich wandte er sich weg von dem blinkenden Metall und sagte: „Es gehet mir wider das Gewissen!"

„Das sei ferne von mir," verwahrte sich Joseph Dingenauer, „daß ich Euer Fürstliches Gewissen beschweren wollte. Es tut nicht not, daß Ihr Euch von heut auf morgen entscheidet. Das Geld soll trotzdem Euer bleiben."

Da atmete der Herzog sichtlich auf und gewann seinen Mut wieder, weil er in seinem Herzen gedachte, die goldene Henne, die sich ihm bot, zu rupfen, ohne sein Gewissen zu belasten. Darum entließ er Joseph Dingenauer sehr huldvoll, strich die Dukaten ein und rief seinen alten Kanzleirat Christoph Grodetzki herein, der ihm, ohne jemals einen Pfennig Salär erhalten zu haben, schon lange Jahre in Treuen diente.

„Rechne mir auf der Stelle meine Schulden zusammen," rief Adam Wenzel vergnügt wie noch niemals, „ich habe einen gefunden, der sie bezahlen wird."

„Euer Gnaden wollen ein großes Loch auftun, um

die kleinen Löcher zuzustopfen?" meinte Christoph Grodetzki mißbilligend.

„Nein, nein!" wehrte der Herzog ab. „Zähle auch die Pfandsummen für Bielitz, Freistadt und Friedeck dazu."

„Wird ein stattliches Sümmchen werden!" knurrte der alte Diener, setzte sich hinter den Tisch und rechnete drei Stunden.

„Euer Fürstlichen Gnaden Schulden belaufen sich, die verbrieften und verbürgten Schulden und die versessenen Zinsen nicht mitgerechnet, auf 98 658 Taler, die versessene Landessteuer des Herzogtums auf 50 500 Taler, dazu die Pfandsumme für die drei Herrschaften, die sich beläuft auf rund 244 000 Taler, macht Summa summarum 393 158 Taler."

„Schon gut! Gib her!" rief der Herzog erfreut und entriß ihm das Blatt. „Trolle dich jetzo von dannen."

Adam Wenzel begannen die Schulden wirklich ein wenig zu drücken. Nicht, daß er es mit seiner herzoglichen Ehre für unvereinbar hielt, sie weiterhin unbezahlt zu lassen, sondern seine Gläubiger waren allgemach so ungeduldig geworden, daß sie ihm mit Klagen beim Oberamt, beim König, Kaiser und Reich drohten. Darum wollte er ihnen durch eine kleine Abschlagszahlung die Mäuler stopfen. Und er ließ am nächsten Morgen Joseph Dingenauer zu sich rufen, wies ihm das Blatt, darauf seine Schulden standen, und fragte ihn, ob er eine so große Summe herbeischaffen könnte.

„So du es kannst, bin ich bereit, meinen Glauben abzulegen."

„Ihr macht Euch unnütze Sorgen," sprach Joseph Dingenauer und gab ihm das Blatt zurück. „Nur weil

Euer Gewissen in der Ketzerei befangen ist, treibt es Euch an, diese Schulden zu bezahlen. Ihr habt aber, als Ihr diese Schulden machtet, heimlich in Euerm Herzen gedacht, sie nimmermehr zu bezahlen."

„Mann," rief der Herzog, aufs höchste verblüfft, „woher kommt dir diese Kenntnis?"

„So Ihr aber in den Schoß der heiligen Kirche zurückkehren würdet," fuhr Joseph Dingenauer fort, „käme Euer Gewissen gar bald zur Ruhe. Denn die Kirche hat die Gnadenmittel, Euch davon zu erlösen."

„Das ist mir eine ganz neue Kunde!" sprach der Herzog überrascht.

„Nicht neu, sondern sehr alt!" belehrte ihn der Versucher. „Gott sieht allein das Herz an und prüfet die Gedanken, nicht aber die Worte, die nichts als ein leerer Schall sind, so man sich dabei nur etwas anderes denket."

„Aber ich habe Briefe und Schuldverschreibungen gegeben und gesiegelt," rief der Herzog bestürzt, „gelten diese auch nichts?"

„So Ihr Euch nur etwas anderes dabei gedacht habt, sind sie nichts wert," entschied Joseph Dingenauer. „Was Eure Hand tut, sofern es der Sinn nur anders will, brauchet Ihr nicht innezuhalten."

„Dann wanket aber alles auf dieser Welt!" schrie der Herzog außer sich.

„Alles wanket!" bestätigte Joseph Dingenauer und lächelte nicht mehr. „Nur eines steht und wanket nicht, das ist der Fels Petri, darauf die Kirche Christi ruhet."

„Du predigst eine wunderliche Lehre, sonderlich für einen Fürsten," erwiderte der Herzog nach längerem Bedenken. „Laß mich mehr davon hören!"

Nun begann Joseph Dingenauer von dem hohen Amt der Fürsten zu sprechen, die von Gott verordnet seien, die Völker zu beglücken, und daß sie für ihre Handlungen nur Gott und seinem irdischen Stellvertreter verantwortlich seien und daß alles Heil und die Vergebung jeder, auch der schwersten Sünde in Rom, dem Urquell aller Gnade, zu finden sei.

Für Adam Wenzel waren diese Lehren ein berauschender Trank. Täglich ging Joseph Dingenauer zu ihm und wurde sein Vertrauter, sein Freund und alleiniger Ratgeber. Der Herzog, an dessem Wesen bisher eine gewisse Gutmütigkeit das Beste gewesen war, wurde unter dem Einfluß des Fremdlings hochfahrend, herrisch und empfindlich. So verfiel der alte Kanzleirat Christoph Grodetzki, der einmal ein keckes Wörtlein wagte, wie er sich das als getreuer Diener wohl herausnehmen durfte, der herzoglichen Ungnade und wurde für immer vom Hofe verbannt.

Timotheus Lowzani, der erste Geistliche an der Stadtpfarrkirche, den Adam Wenzel Anno 1599 selbst nach Teschen berufen hatte, predigte am Sonntag Epiphanias des Jahres 1611 laut und vor allem Volk von der Kanzel herunter über das Evangelium von der Versuchung und sprach: „Es gehet ein Jesuit bei ihm aus und ein, und Gott wird uns alle heimsuchen!“

Diese Warnung kam schon zu spät. Sie gelangte gar nicht an das Ohr des Herzogs. Der gönnte in seinem über Nacht emporgeschnellten Stolze, ein Werkzeug Gottes zu sein, keinem seiner Untertanen mehr ein Wort, zeigte sich ihnen nur von ferne und lernte gar schnell die hohe Fürstenkunst, sich selbst etwas vorzuheucheln.

Außerdem fehlte es ihm nicht an Geld, denn er bezahlte nicht einen Heller seiner alten Schulden, weil er, als er sie machte, nicht im Traume daran gedacht hatte, sie jemals zu tilgen.

Das war der erste sichtbare Erfolg von Joseph Dingenauers Fürstenlehre. Der zweite stellte sich auch bald ein. Adam Wenzel schickte sich an, auf Grund des neuen Rezeptes fröhlich neue Schulden zu machen.

In einem aber blieb er fest, er konnte sich nicht entschließen, öffentlich zum katholischen Bekenntnis überzutreten.

„Ich will kein Apostat heißen!“ sprach er und beharrte darauf.

„So übet wenigstens Gerechtigkeit!“ lenkte Joseph Dingenauer ein. „In ganz Teschen haben die Anhänger der alten Kirche kein Haus, darin sie Gott dienen können. Die heiligen Brüderschaften sind von Euern Vorfahren vertrieben worden. Gebet ihnen das Ihrige wieder, das man ihnen widerrechtlich genommen hat. So Ihr Euch nicht dem alten Glauben anschließen möget, um Eure erlauchte Seele zu retten, so hebet wenigstens den Druck auf, der auf denen lastet, die sich heimlich nach den Gnadenwirkungen der heiligen Kirche sehnen. Es sind ihrer gar viele unter dem Volk. Sie wagen sich nur nicht hervor. Im Hause Gottes sind manche Wohnungen, und es wird die Zeit kommen, da alle Bekenntnisse friedlich beieinander hausen. Seid Ihr denn der erste Fürst, der solchen Frieden in seinem Lande aufrichtet, zum Beispiel für viele. Treibet aber auch die von dannen, die auf der Kanzel diejenigen lästern und schmähen, die nicht ihres Glaubens sind

und die mit ihrer bösen Zunge nicht einmal vor Eurer geheiligten Person haltmachen."

„Wer hat solches gewagt?" rief der Herzog zornig.

„Da Ihr mich fraget, muß ich Euch Antwort stehen," erwiderte Joseph Dingenauer wehmütig, „obschon es mir nahe genug gehet, den Angeber zu machen. Es ist kein anderer als Timotheus Lowzani, der Euch dergestalt die Gnade vergilt, die Ihr ihm vor Jahren erwiesen habt."

„Er soll noch heute aus der Stadt gestoßen werden!" befahl der Herzog voller Grimm.

Joseph Dingenauer beeilte sich, diesen Befehl ausführen zu lassen. Der bestürzte Rat der Stadt, an dessen Spitze der ehrenfeste Mikolasch Franzeck stand, suchte vergeblich des Herzogs Ohr zu erreichen, um für den Prediger zu bitten.

Timotheus Lowzani mußte noch am Abend mit den Seinen aus der Stadt weichen, wollte er sich nicht des Allerschlimmsten versehen.

An der langen Brücke nahm er Abschied von seiner Gemeinde und sprach: „Tröstet euch, ihr Brüder im Herrn, und harret aus im Gebet. Es wird die Zeit kommen, da mir viele nachfolgen werden. Ich gehe voran, euch die Stätte zu bereiten. Denn der Wolf schleichet noch immer im Schafspelz einher und suchet, welchen er verschlinget."

Diese Rede wurde dem Herzog kund, und er faßte darüber einen solchen Haß gegen die Gemeinde, daß er ihr die Stadtpfarrkirche ganz wegnahm und die Schlüssel Joseph Dingenauer übergab. Auch Holius Thomas,

der zweite Pfarrer, mußte zum Wanderstab greifen, da ihm das Predigen verwehrt wurde.

Dies geschah in der Fastenwoche des Jahres 1611. Am Sonntag Invokavit predigte in der Stadtpfarrkirche schon der neue Geistliche, Matthias Rudzky, der plötzlich in Teschen aufgetaucht war, als hätte er vor dem Tore auf der Lauer gelegen.

Da erschienen die Mitglieder des Rates unter Anführung des furchtlosen Mikolasch Franzeck auf dem Schlosse und baten, vor den Herzog treten zu dürfen. Der ließ sie wohl über eine Stunde vor der Türe stehen.

„Rebellen und Aufrührer!" tobte er sie an, als sie eintraten. „Treibet euch der Satan daher?"

„Nicht der Satan, Euer Fürstlichen Gnaden," sprach Mikolasch Franzeck und entfaltete ein Pergament, an dem das herzogliche Siegel hing, „sondern die Furcht Gottes, die aller Weisheit Anfang ist."

„Was solls mit diesem Wisch?" schnauzte er sie an.

„Euer Fürstlichen Gnaden Privilegienbrief, gegeben am Tage Ägidii Anno 1598 auf der herzoglichen Burg in Teschen, worin der Stadt zugesichert worden, daß zu ewigen Zeiten keine anderen Kirchen- und Schuldiener dahier gehalten werden sollen, als die der Augsburgischen Konfession verwandt und zugetan sind. Matthias Rudzky aber, dem jetzo die Stadtpfarrkirche eingeräumt worden, bekennt sich zur römischen Lehre."

„Wer ist Herr zu Teschen?" brüllte der Herzog, als sei er ganz von Sinnen, entriß dem Bürgermeister den Brief und trieb sie allesamt hinaus.

Darauf zerschnitt er das Privilegium in kleine Stücke, kratzte das Siegel aus und sandte diese jämmerlichen

Trümmer seines gebrochenen herzoglichen Wortes auf einer Schüssel in schwarzen Flor gehüllt durch einen Pagen aufs Rathaus zurück.

Die Bürger von Teschen aber sprachen untereinander: „Der Herzog ist von einem Teufel besessen, der täglich bei ihm ein und aus gehet!“

III

Am 18. September ritt Adam Wenzel zur Huldigung nach Breslau. Diesmal kam er mit 285 Pferden, und der König Matthias erwies sich ihm überaus gnädiglich, zeichnete ihn vor allen andern Fürsten aus und versicherte ihn mehrfach seiner vollen Huld und Gnade. Darüber war der Herzog so erfreut, daß er bei seiner Heimkunft dem Joseph Dingenauer weiter zu Willen war und den Dominikanern, die nun unter dem Prior Johannes Bochentzik anrückten, das Kloster mit der oberen Kirche zurückgab. Auch das kleine Dreifaltigkeitskirchlein, das sich die Protestanten unter der friedlichen Herrschaft der Herzogin Sidonie erbaut hatten, mußten sie hergeben, daß sie nun in Teschen überhaupt kein Gotteshaus mehr besaßen. Vergeblich beriefen sie sich auf die vom Kaiser Rudolf in seinem Majestätsbrief zugesicherte freie Religionsübung. Der Herzog erklärte dieses Dokument aus eigener Machtvollkommenheit für null und nichtig und begann, durch den steigenden Trotz seiner protestantischen Untertanen aufs höchste gereizt, mit schärferen Mitteln die Ketzerei zu bekämpfen, obschon er doch selber noch ein Ketzer war.

Der König Matthias, der nach seines Bruders Tode

inzwischen auch die deutsche Kaiserkrone errungen hatte, wandte Adam Wenzel immer mehr seine Gunst zu, verlieh ihm den Titel eines kaiserlichen Rates, gab ihm ein ansehnliches Jahrgeld und ernannte ihn schließlich zu seinem Kriegsobersten.

Doch dieses alles vermochte Adam Wenzel nicht zur offenen Erklärung seines Abfalls vom Glauben seiner Väter zu bringen. Wohl ging er auch zu Skotschau und Schwarzwasser gegen das lutherische Bekenntnis vor, vertrieb die Prediger und belegte die Grenzläufer mit harten Strafen. Allein er weigerte sich standhaft, öffentlich zur katholischen Kirche überzutreten, begnügte sich vielmehr damit, seinen Sohn und dereinstigen Nachfolger Friedrich Wilhelm den Jesuiten in München zur Erziehung zu übergeben.

Nun holte Joseph Dingenauer zum letzten Streiche aus und da er ihn wohlüberlegt und sehr geschickt führte, traf er nicht daneben.

Er hatte in Olmütz, woher er stammte, eine entfernte Verwandte namens Ludmilla Prichnert wohnen, eines reichen Schusters Witwe, die danach strebte, ihre Tochter Susanna, deren Schönheit Ruf weit über die Grenzen der Stadt reichte, hoch über ihrem Stande zu verheiraten. Diese beiden Frauen, die überaus fromm und der katholischen Kirche ergeben waren, brachte Joseph Dingenauer dazu, daß sie nach Teschen übersiedelten, wo Ludmilla Prichnert auf dem Ringe ein ansehnliches Haus erwarb und einen Laden einrichtete, darin sie Tuch, Spitzen und allerhand Flitterwerk verkaufte. Die Kunde von Susannens Schönheit breitete sich schnell in der ganzen Stadt aus, und der Laden fand reichen

Zuspruch, also daß der Herzog gar bald auf Susanna aufmerksam wurde.

Durch Joseph Dingenauers Vermittlung wurden Mutter und Tochter, die von ihrer Verwandtschaft mit ihm kein Wörtlein verlauten ließen, zu einem Fest ins Schloß geladen.

Wie eine Prinzessin gekleidet, erschien Susanna auf diesem Bankett und erregte durch ihre Schönheit und Züchtigkeit sofort den Neid und die Eifersucht der adeligen und bürgerlichen Frauenzimmer, die sich bisher der fürstlichen Gunst erfreut hatten.

Adam Wenzel, der einen flatterhaften Sinn hatte, begehrte sofort die schöne Olmützerin für sich, wollte sie sogar in sein Schloß nehmen und wie seine Gemahlin halten. Er kürzte die Tafel ab und bestellte Musik, um sich während des Tanzes dem schönen Mädchen unauffällig nähern zu können.

Susanna wußte in ihrer Unschuld nicht, wozu sie ausersehen war, und sonnte sich in den Artigkeiten des Herzogs, die er ihr vor aller Augen erwies.

Ihre Unschuld hinwegzuräumen, schien Joseph Dingenauer ein leichtes Spiel zu sein. Er wies auf das hohe Verdienst hin, das sie sich im Himmel erwerben könnte, wenn sie durch ihre Liebe den Herzog ganz von der ketzerischen Lehre abzöge, und die fromme Mutter unterstützte dieses Begehren mit allen Kräften ihrer Eitelkeit.

Doch Susanna widerstand diesen Lockungen und wollte keine Sünde begehen.

„Keine Sünde ist so groß, als daß sie nicht vergeben werden könnte!" belehrte sie Joseph Dingenauer sal-

bungsvoll. „Und so du nur in deinem Herzen die Unschuld bewahrst, bist du rein vor Gott und der Kirche. Du erringst dir vielmehr einen Ehrenkranz, der tausendmal wertvoller ist als dein grünes Jungfrauenkränzlein, das doch einmal verwelken muß."

Aber erst, als der Herzog ihr seine Liebe offenbarte, war sie geneigt, ihn anzuhören. Sie heischte seinen Übertritt zur katholischen Kirche und eine Trauung zur linken Hand.

Nun war Adam Wenzel endlich so weit, daß er, geblendet von der Schönheit Susannens, in den offnen Abfall willigte. Allein die Trauung zur linken Hand wagte er nicht vorzunehmen, aus Scham vor seinen Landständen, die zum größten Teil der lutherischen Lehre treu geblieben waren.

Doch Joseph Dingenauers Verschlagenheit wußte auch diesen Stein aus dem Wege zu räumen. Zuerst redete er dem Herzog, der auf sein leibliches Wohl immerdar sehr bedacht war, ein, daß bei ihm alle Anzeichen einer schweren Krankheit, so man das Liebesfieber nannte, da wären. Bestürzt schaute Adam Wenzel in den Spiegel und glaubte daran, daß er hart vor dem Tode stünde. Sofort spürte er ein Zittern in allen Gliedern, legte sich ins Bett und ließ den Hofmedikus rufen. Der fühlte ihm den Puls, verschrieb ein Pülverchen und brachte es bald in der Stadt herum, daß der Herzog auf den Tod darniederliege.

Die guten Teschener Bürger aber hoben die Hände empor und wünschten ihrem Fürsten, von dem sie sich nichts Gutes mehr erhofften, ein schmerzloses und seliges Abscheiden.

Nun ging Joseph Dingenauer zu Susanna und sprach: „So der Herzog stirbt, trägst du allein die Schuld, denn er kann nur durch deine Liebe genesen."

Die ganze Nacht rang sie unter Tränen und Seufzen mit sich, ging am Morgen zur Beichte, ließ sich für die vergangenen und die zukünftigen Sünden Ablaß erteilen und wurde am Abend, wie eine Braut geschmückt, von Joseph Dingenauer in des Herzogs Gemach geleitet.

Und alsobald ward Adam Wenzel wieder gesund.

Von diesem Tage an wohnte Susanna Prichnert auf dem Schlosse und verließ es nicht wieder. Die Stände wandten sich von ihrem Herzog ab, und nur die Schelme, Ohrenbläser und Schmeichler blieben bei ihm.

Um die hochmütigen Grafen und Herren zu kränken, erhob Adam Wenzel noch in demselben Jahre die Mutter Susannens in den Adelsstand und schenkte ihr ein schönes Gütchen hinter Skotschau, das sie allerdings mit ihrem eigenen Gelde einlösen mußte.

Am Sonntag Lätare des Jahres 1613 trat er in der Schloßkapelle zur katholischen Kirche über und schwor den Glauben seiner Väter ab.

An diesem Abend verschwand Joseph Dingenauer aus Teschen spurlos, wie er aufgetaucht war.

Auf dem nächsten Ständetage, der im Schlosse abgehalten wurde, fielen scharfe Worte, und Adam Wenzel bekam über die Olmützer Schusterstochter gar manches zu hören, was ihm nicht lieblich in den Ohren klang.

Darüber erfaßte ihn ein solcher Grimm, daß er beschloß, seine Geliebte zur rechtmäßigen Gemahlin und Herzogin zu erheben. Er gebot, die Schloßkapelle für

die Hochzeit zu richten, und lud alle Standesherren dazu ein.

Und sie kamen alle und füllten die enge Kapelle bis auf den letzten Platz.

Als Susanna im weißen Unschuldskleide, mit dem jungfräulichen Kranze geschmückt, an der Hand des Herzogs die Stufen zum Altar emporschritt, entstand plötzlich ein scharfes Gedränge. Sie verwickelte sich in ihre lange Schleppe und wankte. In diesem Augenblicke schlug einer der schweren Leuchter um, die auf den Altarstufen standen, das Kleid der herzoglichen Braut fing Feuer, also daß sie am Altar bei lebendigem Leibe verbrennen mußte.

„Das ist Gottes Finger!" sprachen die frommen Bürger.

Die Standesherren aber wußten es besser, gingen heim und machten über diesen Unglücksfall nicht viele Worte.

Adam Wenzel starb schon zwei Jahre darauf an einer Krankheit, die ihn sechs Monate lang ans Bett fesselte und langsam seine Kräfte verzehrte, am 13. Juli 1617 und wurde im Jahre darauf, als der große Krieg in Prag anhub, in der Dominikanerkirche beigesetzt.

Sein Sohn Friedrich Wilhelm regierte nur sieben Jahre und war der Letzte seines Geschlechts.

Die Teschener Protestanten aber mußten noch neunzig Jahre in Geduld harren, bis sie durch die Vermittlung König Karls XII. von Schweden, der dem Kaiser Joseph I. die Altranstädter Konvention abtrotzte, sich ein eigenes Gnadenkirchlein in die Obervorstadt setzen durften.

Peter und Maria

Als der große Krieg, der in Böhmen und Schlesien seinen Anfang genommen hatte, über die deutschen Fluren stampfte, wuchsen in Scheibsdorf im Herzogtum Liegnitz zwei Nachbarkinder auf, die einander in herzlicher Liebe zugetan waren. Wo Peter war, da war auch Maria. Schon von frühester Jugend an mochten sie nicht voneinander lassen, hielten sich, wenn sie beisammen waren, stets an den Händen gefaßt, und die Leute im Dorfe sagten: Das wird einmal ein Brautpaar!

Nur Christian Winkler, Marias Vater, war nicht dieser Meinung, denn er war reich, und Peters Eltern waren arm. Aber er war gutmütig genug, das unschuldige Spiel der beiden Kinder nicht zu stören.

Als aber aus dem Spiel Ernst zu werden drohte, fuhr er mit rauher Faust dazwischen und trieb den verstockten Peter, der nicht im guten weichen wollte, mit Gewalt zum Hoftor hinaus. Er war damals fünfzehn Jahre alt und wohl an Mut, doch nicht an Kraft dem festen, breitschultrigen Bauern gewachsen.

Aber Peter und Maria ließen doch nicht voneinander. Nur mieden sie das Licht und trafen sich seitdem heimlich. Und da Peter nicht mehr zu Maria kommen durfte, schlich sie von nun an zu ihm. Auch der strenge Vater erfuhr nichts davon, obschon er die Augen offen hielt. Schließlich aber meinte er, die beiden hätten von-

einander gelassen, und fand wieder seinen ruhigen Schlaf.

Mittlerweile aber schoß Peter immer mehr in die Höhe, seine Kraft wuchs, und im Vertrauen darauf mied er allmählich die Heimlichkeit.

Und als Christian Winkler eines Abends aus dem Scheunentor trat, erblickte er im Nebengarten Maria neben Peter sitzen, und sie hielten sich innig umschlungen. Da griff der Bauer im Zorn einen Stecken, stieg über den niedrigen Zaun und schickte sich an, die beiden auseinanderzutreiben. Diesmal zielte er auf Maria, aber er traf keinen andern als Peter, der sich schützend vor sie hingestellt hatte.

Christian Winkler tat nur einen Schlag, denn Peter hatte ihm, ehe er sichs versah, den Stecken entrissen und stand nun mit geballten Fäusten vor ihm. Und der Bauer hütete sich wohl, mit dem empörten Burschen anzubinden, der ihn um Haupteslänge überragte.

„Komm hierher," befahl er Maria und wich vor Peter einen Schritt zurück.

„Bauer!" drohte Peter. „Schlagt Ihr sie, dann schlage ich Euch, bei Gott, wieder!"

„Du Wicht willst dich an mir vergreifen?" schalt ihn Christian Winkler. „Wahre dich, daß ich nicht meine Knechte über dich schicke. Du wagst die Augen zu Maria zu erheben! Schau dich lieber unter den Mägden um, die mögen einem Hungerleider wie dir besser anstehen."

Maria weinte in ihre Schürze hinein und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. Wohl liebte sie ihren Peter von ganzem Herzen, aber auch den Vater, der ihr nie ein böses Wort gesagt hatte, ehrte und achtete sie.

„Maria!" sprach er sanft. „So weißt du nicht, wie das vierte Gebot lautet?"

Da schluchzte sie laut auf und folgte dem Vater, ohne Peter noch einmal anzusehen.

Der ging die nächsten Tage wie taumelnd umher und sprach mit sich selber, als sei er seiner Sinne nicht ganz mächtig. Wie er auch harrte, Maria kam nicht zum Vorschein. Der Vater hatte sie in das obere Giebelstübchen seines Hauses verschlossen und dem Gesinde strengen Befehl gegeben, sie scharf zu bewachen, also daß sie nicht entweichen konnte. Beruhigt, das Rechte getan zu haben, nahm er am Morgen die Sense und ging auf seine Wiese. Kaum hatte er die ersten Schwaden gemäht, sah er auf dem Nachbarfelde Peter, der mit einer scharfzinkigen Gabel das trockene Heu auf den Wagen lud. Der Bauer hielt ihn scharf im Auge, da er sich von ihm nichts Gutes versah.

Nach einer kleinen Weile, als er mit seiner Arbeit fertig war, wich Peter von seinem Wagen, faßte die Gabel mit beiden Händen und trat auf den Rain zu, der die beiden Felder trennte. Christian Winkler machte eine Wendung und hob die Sense, bereit zum Zuschlagen.

„Komm mir nicht herüber!" drohte er.

Da stieß Peter seine Gabel in den Erdboden, daß sie stehenblieb und trat doch über den Rain.

„Bauer!" keuchte er.

„Hab keine Zeit für dich!" erwiderte Christian Winkler, wandte sich wieder seiner Arbeit zu und ließ die Sense durch das hohe Gras zischen.

„Ich muß mit Euch reden!" rief Peter und machte

noch ein paar Schritte, daß er mitten in der Mahd stand.

„Weg da!“ herrschte ihn Christian Winkler an, ohne die Sense ruhen zu lassen. „Oder ich treff dich!“

Und immer näher fraß sich das blanke Eisen an Peters Füße heran.

„Haut zu!“ sagte Peter traurig. „Schlagt mir aber gleich den Kopf ab, denn ohne Maria kann ich nicht leben.“

Da ließ der Bauer die Sense ruhen, stützte sich darauf und sah ihn an.

„Du bist wohl toll geworden?“ meinte er leichthin und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Warum wollt Ihr mir Maria nicht geben?“ fragte Peter, und in seinen Worten rannen Tränen, obschon seine Augen heiß waren und flackerten.

„Weil du mir nicht anstehst,“ gab der Bauer kurz zurück. „In deiner Sippe sind arme Häusler und Tagelöhner, die mir dann alle auf der Tasche lägen.“

„Also ist es nur meine Armut!“ erwiderte Peter aufatmend. „So will ich in die Fremde wandern und ein reicher Mann werden. Wollt Ihr mir Maria dann geben?“

„Und wenn du im Golde säßest bis an den Hals,“ rief der Bauer erbost und trotzig, „du solltest sie doch nicht haben! Was ich einmal gesagt habe, darauf lebe und sterbe ich.“

„So muß ich mir das Leben nehmen!“ sprach Peter dumpf.

„Das ist deine Sache!“ antwortete der Bauer verächtlich. „Es stirbt sich nicht so leicht! Schlag dir die

Dirne aus dem Kopfe, das rat ich dir im guten. Und nun gehe deiner Wege, sonst gibts ein Unglück."

Wieder hob er die Sense. Und Peter wich zurück, ging über den Rain, nahm die Gabel auf und fuhr mit seinem armseligen Kuhgespann heimwärts.

Christian Winkler war trotz seiner Starrköpfigkeit ein braver, rechtlich denkender Mann und trug sich einen ganzen Tag mit schweren Sorgen. Tat sich Peter wirklich etwas an, dann trug Christian Winkler zwar nicht vor der Welt, aber vor seinem eigenen Gewissen die Schuld an dem Unglück. Als er aber Peter am nächsten Morgen gesund und mit graden Gliedmaßen über die Straße kommen sah, warf er die Sorgen von sich und ging geruhig an seine Hantierung. Maria jedoch ließ er nicht aus dem Hause und schloß sie jeden Abend in die Giebelstube ein, deren kleines Fenster hoch über dem breitästigen Nußbaum hing.

Peter hatte endlich den Ort entdeckt, wo Maria verborgen gehalten wurde, und kletterte eines Abends auf den Nußbaum, lockte sie ans Fenster und hielt leise Zwiesprache mit ihr.

„Ach, Peter!" seufzte sie. „Was wird aus uns werden?"

„Ach, liebe Maria!" klagte Peter. „Daß ich nicht bei dir sein kann, darüber bricht mir noch das Herz. Ich kann nicht ohne dich leben, und soll doch von dir lassen!"

„Mitnichten, lieber Peter," tröstete sie ihn. „Viel lieber würde ich mit dir in die Welt hinausziehen, als hier mein Brot in Tränen essen."

„Wie soll ich es hier aushalten ohne dich!" tat ihr Peter sein Elend kund. „Ich wollte in die Welt hinaus-

gehen und ein reicher Mann werden, aber es kann nichts helfen."

„Ziehe nur hinaus, lieber Peter," begütigte sie ihn, „wir sind noch so jung an Jahren. Und so du wieder heimkehrst, will ich dir folgen, wohin du auch begehrst."

„So es mir aber nicht gelingt, Reichtümer zu sammeln?" warf er mutlos ein.

„Auch dann will ich dir folgen," tröstete sie ihn zärtlich, „und müßten wir beide Bettelbrot essen."

„So willst du auf mich harren, bis daß ich wiederkomme?" fragte er leise.

„Ich bleibe dir treu," schwur sie ihm zu. „Darum sollst du dich nicht grämen, daß ich dich jemals verlassen könnte."

„So er dich aber zwingt, einen andern zu nehmen!" warf er ein.

„Das hat gute Weile," meinte sie zuversichtlich, „bis dahin bist du wieder daheim."

So schieden sie nach vielen Seufzern und Lebewohlsagen voneinander. Der Bauer aber hatte von unten das Gespräch belauscht und ließ, als Peter vom Baume herabstieg, den großen, wilden Hofhund von der Kette. Kaum aber hatte das Tier erkannt, daß es Peter war, der ihn mit Maria zusammen aufgezogen hatte, sprang es an ihm empor und leckte ihm die Hände.

„Faß an, Phylax!" schrie der Bauer und wies auf den Eindringling.

Allein der treue Hund lief freudebellend hin und her.

„Der Hund hat ein weicheres Herz als Ihr!" sprach Peter und streichelte ihm den zottigen Kopf.

Der Bauer aber war über den Ungehorsam des Tieres so aufgebracht, daß er es schlug, bis es winselte.

Und er härtete sein Herz nur noch mehr und ließ Maria mit keinem Schritte aus dem Hause gehen, bis Peter seine Wanderschaft antrat.

Am vierten Tage, als die Sonne aufging, brach er auf, nachdem er von seinen Eltern Abschied genommen hatte. Als er über den Hügel hinter dem Dorfe schritt, grüßte ihn ein weißes, flatterndes Tüchlein über einer grünen Baumkrone.

Tränenden Auges riß er sich los und lief ohne Ziel in die weite Welt hinein.

Am dritten Tage kam er nach Steinau. Das kleine Städtchen war voller Angst und Unruhe, da der Graf Mansfeld mit seinen wilden Scharen von Guhrau her im Anzuge war, um das wehrlose Schlesien anzufallen und eine Brücke nach Ungarn zu schlagen, wo er sich mit Bethlen Gabor gegen den Kaiser verbünden wollte. Peter aber fürchtete sich nicht, denn er hatte nichts zu verlieren als das nackte Leben, das ihm gar nichts wert war, und ging über die Oder nach Stroppen, wo er auf die Spitze des Mansfeldschen Heeres stieß.

Am Abend war der kleine Ort von Truppen überschwemmt. Was in den Häusern keine Unterkunft fand, machte es sich auf dem abschüssigen Marktplatz bequem. Feuer wurden angesteckt, die Kochtöpfe darangerückt, Kannen mit Bier und Wein kreisten, und die Knobelbeine kollerten hurtig über das straffe Trommelfell. Jeder der Soldaten hatte Gold und Silber in Menge, und keiner machte sich etwas daraus, wenn er verlor.

Mit geducktem Nacken schlich Peter umher. Wenn

ihm auch die überlaute Lustigkeit und das gotteslästerliche Fluchen der Soldaten nicht sehr behagten, so zog ihn doch das blinkende Gold, das sie sich achtlos zuwarfen, gar mächtiglich an. Hier war das Handwerk, bei dem er ein reicher Mann werden konnte!

Und stracks trat er vor den Korporal und ließ sich für drei blanke Taler Handgeld anwerben.

In Eilmärschen gings über Trebnitz nach Oberschlesien hinein. Das schwachbesetzte Teschen wurde nach kurzer Belagerung gewonnen. Aber der Aufenthalt war kurz, und aufs Plündern verstand sich Peter nicht. Wenn sich jemand vor ihm niederwarf und ihn anflehte, sonderlich eine Frau oder eine Jungfrau, da dachte er sofort an Maria und wurde weichmütig. Auch sein Sold, der überdies recht unregelmäßig ausgezahlt wurde, wollte ihm nicht in der Tasche bleiben. Immer fielen ihm die Würfel unglücklich.

Mit Gewalt steigerte Graf Mansfeld die Märsche, bis er vor Pest stand. Denn der Herzog von Friedland war ihm schon dicht auf den Fersen, um ihn an seiner Vereinigung mit den aufständischen Ungarn zu hindern. Er hätte es sich ruhig sparen können, denn Bethlen Gabor trug auf beiden Schultern, gab nichts als gute Worte und war froh, als sich die Mansfelder wieder nach Norden zurückzogen. Unter dem tapfern Obersten Mitzlaff eroberten sie sich in Oberschlesien ihre Winterquartiere.

Peter kam mit seinem arg zusammengeschmolzenen Regiment nach Kosel zu liegen, hatte es längst aufgegeben, bei den Mansfeldern ein reicher Mann zu werden, und gedachte mit Sehnsucht Marias.

Die Wallensteiner dagegen bezogen in Niederschlesien ihre Winterquartiere und hausten hier ärger als des Kaisers Feinde. Auch die Scheibsdorfer mußten eine Abteilung durchfüttern und verarmten darüber. Nur Christian Winkler, der genug Taler hatte, um sich die Offiziere in guter Affektion zu erhalten, kam etwas besser durch die allgemeine Not.

Maria aber hielt er wie einen köstlichen Schatz verborgen, bis die Truppen im Frühjahr nach Oberschlesien zogen, um die Mansfelder zu Paaren zu treiben.

Die aber hielten sich wacker hinter den Mauern der Städte und erzwangen sich fast überall eine ehrenvolle Kapitulation. Nur in Kosel, wo sie an der ihnen freundlich gesinnten Bürgerschaft einen festen Halt hatten, wurden sie erst nach tapferer Gegenwehr gefangengenommen.

Wallenstein ließ sie wählen: entweder über die Klinge springen oder des Kaisers Handgeld nehmen! Da keiner eines unrühmlichen Todes sterben wollte, und die Mansfeldische Sache überdies aus und zu Ende war, weil der Graf unterdessen in Bosnien gestorben war, so traten sie alle zu Wallenstein über.

Aber auch hier blühte Peter kein Glück, wenn er auch durch das halbe deutsche Reich bis nach Stralsund hinaufkam. Als Wallenstein abgesetzt wurde, zog Peter in dem Montecuculischen Regiment unter den Fahnen des alten Tilly weiter und machte die Affäre von Magdeburg mit. Hier half er einem alten Prediger aus der brennenden Stadt flüchten und wurde von ihm mit einem Beutel Dukaten belohnt, den er schleunigst auf der Brust barg.

Jetzt war er endlich ein reicher Mann geworden!

Stracks wollte er sich heimwärts wenden und bat um seinen Abschied. Allein er wurde ihm nicht gewährt, weil Tilly erst die Schweden aus dem deutschen Lande treiben sollte.

Doch es kam bei Breitenfeld ganz anders. Gustav Adolf warf die kaiserlichen Regimenter in die Flucht, und Tilly mußte sich in Halberstadt am narbigen Heldenleibe die frischen Beulen bepflastern lassen.

Peter hatte das Unglück, von den Schweden gefangengenommen zu werden, wobei er seines Beutels verlustig ging. Als man ihm darauf anbot, in das siegreiche Heer zu treten, sagte er zu, um sich den Hals zu wahren, ging aber schon in der andern Nacht auf und davon.

Am Michaelistage des Jahres 1631 traf er nach vier schweren Kriegsjahren wieder in Scheibsdorf ein. Rauher und wilder, aber auch sicherer und beherrschter war sein Wesen geworden, und Christian Winkler mochte sich wohl hüten, wenn er sich inzwischen nicht eines Bessern besonnen hatte!

Peter vermied die Dorfstraße und suchte sich hinter den Gartenzäunen den Weg. Der breite Nußbaum mit dem kleinen Giebelfenster darüber wies ihm die Richtung. Und als er durch seines Vaters Gartenpforte trat, sah er Maria am Zaune stehen, wie sie mit der Hand ihre Augen beschattete und sehnsüchtig die Straße hinabschaute. Da schritt er zu ihr hin, und sie erkannte ihn auf den ersten Blick.

„Ach, Peter!“ seufzte sie und schloß selig die Augen. „Nun bist du endlich da!“

Und er breitete seine starken Arme aus, umschloß sie innig und küßte sie.

„Hab nicht viel Glück in der Fremde gehabt!“ entschuldigte er sich.

„Was tuts!“ lächelte sie. „So du nur wieder bei mir bist, ist alles gut.“

„Und der Vater?“ fragte er gespannt.

„Er ist älter geworden,“ erwiderte sie tonlos und schlug den Blick zu Boden. „Er hat nie wieder ein Wörtlein über dich verlauten lassen.“

„So wird er es schon morgen tun müssen!“ sagte er fast fröhlich, umarmte und küßte sie immer wieder, bis sie endlich voneinander schieden.

Er ging zu seinen Eltern, die beide noch am Leben und bei guter Gesundheit waren, zeigte aber wenig Lust, von seinen Kriegszügen zu erzählen, und suchte bald sein Lager auf.

Am nächsten Morgen trat er vor Christian Winkler, der ihn aber nicht ins Haus ließ, sondern im Hofe mit ihm verhandelte. Maria stand hinter der Tür und lauschte.

„Habt Ihr Euch besonnen, Bauer?“ fragte Peter mit einem recht herzhaften, kernigen Soldatenton. „Vier Jahre hab ich Euch Zeit gelassen, aber keinen Tag länger. Wie ists mit Maria?“

„Wo hast du dich die Zeit herumgetrieben!“ erwiderte der Bauer und musterte Peters kriegerisches Kleid. „Bist wohl mit dem Landverderber Wallenstein marschiert und hast die Bauern geschunden?“

„Dies eben nicht,“ rechtfertigte sich Peter etwas betroffen, „freilich bin ich der Fahne gefolgt, hab viktori-

siert und bin geschlagen worden, wie es eben das Kriegsglück mit sich bringt."

„Nun aber bist du entlaufen und willst wieder ein Bauer werden?" fragte ihn Christian Winkler höhnisch.

„Brauche erst keiner zu werden," wies ihn Peter zurück, „bin immer einer gewesen, auch wenn ich marschiert bin, und habe immerdar ein Herz für den Bauernstand gehabt."

„Aber ich glaub dirs nicht!" meinte Christian Winkler trocken. „Ein entlaufener Soldat wird niemals ein rechter Bauer. Wer das Saufen und Luderleben einmal gelernt hat, dem schmeckt die Arbeit hernach gar bitter. Geh also, woher du gekommen bist!"

„So wollt Ihr mir Maria nicht geben?" rief Peter und wurde zornrot.

„Maria?" fragte der Alte und sah Peter von der Seite an, als könne er sich nicht besinnen. „Hast du sie dir noch nicht aus dem Sinn geschlagen? Sie wird den George Lüssel heuren und das balde."

„Sie wird den George Lüssel nicht heuren!" schrie Peter wild. „Schon weil er ein Witwer ist und drei Kinder hat. Und wenn Ihr nicht von Euerm Starrsinn lasset, so wird sie mit mir gehen in die weite Welt."

„Wüßt nicht," sprach der Bauer ruhig, „wie ich das um sie verdient hätte?"

„Sie hat mirs vor vier Jahren, als ich davonzog, geschworen!"

„Vier Jahre?" schüttelte Christian Winkler ungläubig den Kopf. „Eine gar lange Zeit! Glaubs nicht, daß meine grauen Haare, die ich bis heute in Ehren getragen habe, mit Schande bedeckt in die Grube fahren sol-

len. Das übrige mach in Gottes Namen mit George Lüsseln ab."

Damit schritt er ins Haus zurück. Maria aber saß auf der Ofenbank und schluchzte, daß sie am ganzen Körper bebte.

Peter aber kam zu George Lüssel. Der war ein Witwer, der längst über die besten Jahre hinaus war. Das Haar stand ihm dünn auf dem schiefen Kopfe, sein Rücken war krumm, und seine Finger waren gichtgeschwollen.

„Ei je!" grinste er und zeigte dabei seine schwarzen Zahnstumpfen. „Das ist ja der Peter!"

„Bist du der Bräutigam der Maria Winklerin?" fragte er ihn und hob den Finger.

„Bins nicht!" sagte George Lüssel erschreckt, und das Grinsen verging ihm auf der Stelle. „Bins nicht! Hab nur bei ihrem Vater um sie gefragt. Hat mir bis heute keine Antwort gegeben. Fragen kann schließlich jeder!"

„Du nicht!" schrie ihm Peter ins unholde Gesicht. „Und wenn du dich nur in ihre Nähe wagst, stech ich dich nieder wie einen tollen Hund."

Dann schritt er heim.

George Lüssel aber lief, so schnell ihn seine gichtigen Knie trugen, zu Christian Winkler und berichtete ihm zitternd die Drohung, die Peter ausgestoßen hatte.

„Sei ohne Sorge," beruhigte ihn der Bauer, „wer droht, der sticht nicht. Ist Soldatenmanier. Schon vor vier Jahren wollte er sich umbringen, und siehe, er lebt noch heute."

„Gehts um mein Leben," sprach George Lüssel ängstlich, „so will ich lieber um Gottes willen ledig bleiben."

„Schwatz nicht!“ fuhr ihn Christian Winkler an. „Geh zum Pfarrer und bestell das Aufgebot.“

Am nächsten Sonntag nach der Predigt wurde es kund, daß sich der Witwer Lüssel entschlossen hatte, mit der Jungfrau Maria Winklerin in den christlichen Ehestand zu treten.

Als Peter das erfuhr, kam über ihn eine heiße, flammende Wut. Denn er meinte nicht anders, als daß ihn Maria schnöde verraten hätte und mit George Lüssels Werbung einverstanden sei. Doch als er am Abend in den Garten trat, wartete sie schon am Zaune.

„Hast du dich mit George Lüsseln versprochen?“ fragte er sie hart.

„Ach, Peter!“ klagte sie unter strömenden Tränen. „Ich habe es nicht getan. Der Vater hat mich dazu gezwungen.“

„So mußt du wieder absagen!“ heischte er unerbittlich.

Da weinte und schluchzte sie noch heftiger und sagte: „Ich wollte lieber tot als lebendig von dem Hofe geführt werden.“

„Mach dich fertig,“ drängte er sie plötzlich, „mit mir in die weite Welt zu gehen.“

„Ich kann nicht!“ stöhnte sie auf. „Der Vater tut sich ein Leids an, so ich mit dir fortlaufe. O wäre ich doch tot und läge in der kühlen Erde!“

Da stand Peter, ließ seine Schultern hängen wie unter einer schweren Last und wußte weder aus noch ein.

„So muß ich den George Lüssel noch heute erstechen!“ rang er sich endlich ab.

„O Peter, tue es nicht!“ flehte sie mit aufgehobenen Händen. „Du bringst dich damit ins Unglück.“

„Unglück?“ lachte er kurz auf. „Können zwei Menschen noch unglücklicher sein als wir es sind?“

Da hörte Maria des Vaters Stimme und eilte davon.

Am nächsten Morgen war Peter verschwunden. Er wollte wieder in die weite Welt hinausziehen. Aber von einer inneren Gewalt getrieben, kam er am achten Tage wieder nach Scheibsdorf zurück. Ohne Ruhe zu finden, war er durch die Wälder geirrt.

Erst als er wieder bei seinen Eltern eintraf, fiel die Unruhe von ihm. Ohne ihnen ein Wort zu sagen, barg er am Abend ein scharfes Messer in der Tasche und stieg über den Zaun. Auf einer Leiter kam er an Marias Fenster. Leise klopfte er an, und es ward ihm aufgetan.

Und sie herzten und küßten sich zum letzten Male und weinten gar sehr.

„Ach, Peter!“ seufzte Maria, die an seinem Halse hing. „Wenn ich doch an deiner Seite sterben könnte, so wäre alles gut.“

„So bete!“ sprach er rauh und griff nach dem Messer.

Und während sie betete, stach er ihr das scharfe Eisen in den Hals, daß das rote Blut heraussprang.

„Ach, Peter, was tust du?“ flüsterte sie und sank zusammen.

Davon erwachten die Mägde in der Nebenkammer, liefen herbei und sahen Peter, wie er, das blutige Messer in den gefalteten Händen, an Marias Leiche kniete und ein Vaterunser sprach.

„Kommt,“ sagte er dann mit ruhiger Stimme, „und sehet, da liegt Maria. Ich aber verlange auch zu sterben, in der Hoffnung, ewig mit ihr in der Seligkeit zu leben!“

Dieses freiwillige Bekenntnis brachte ihn in Haft. Und da er jeden, der zu ihm trat, flehentlich um seinen Tod bat, ward nach dem Angstmann geschickt.

Bevor Peter dahinschied, sah er tränenden Auges an seinem Gefängnis den Leichenzug Marias vorüberkommen.

„Liebe Maria," sprach er laut, „wandere nur voran. Morgen will ich dir folgen und dich nur mit Freuden in jenem Leben wiedersehen."

Am nächsten Morgen, als die Sonne aufging, fiel sein Haupt unter dem Richtschwert, und alle, die gekommen waren, ihn abscheiden zu sehen, weinten und jammerten gar bitterlich über sein junges Leben.

Die beiden Pappenheimer

In Pappenheims Regimentern ritten zwei Hauptleute, Otto von Steinau und Berthold Hammer, getreulich nebeneinander und führten ihre Fähnlein tapfer in die Schlacht von Lützen. Die Schweden jedoch, durch den Tod ihres Heldenkönigs aufs höchste erbittert, hieben unter der Führung des Herzogs Bernhard von Weimar wie die Löwen drein und warfen Pappenheims Reitergeschwader nach hartem Ringen in die Flucht. Otto von Steinau wurde von seinem Fähnlein gerissen und wäre unfehlbar in die Gewalt der schwedischen Dragoner geraten, wenn ihn sein Freund und Blutsbruder Berthold Hammer nicht mit seinen Kürassieren herausgehauen hätte.

Die Schweden behaupteten das Schlachtfeld, und Wallenstein konnte erst hinter Leipzigs Mauern seine zersprengten Scharen sammeln. Hier fanden auch die beiden Pappenheimschen Hauptleute ihre Fähnlein wieder, ließen ihre Wunden verbinden und setzten sich hinter den Weinkrug.

„Du hast mir das Leben gerettet," sprach Otto von Steinau ernst. „Das will ich dir ewig gedenken."

„Was ist da groß zu gedenken!" lachte Berthold Hammer, der ein offnes Gemüt und ein leichtes Herz besaß. „Als Kamerad habe ich getan, was meine Schuldigkeit ist. Hättest dich auch nicht lange besonnen, wenn

ich in der Klemme gesessen hätte! Sind wir nicht Milch- und Blutsbrüder von Jugend auf!"

„Milch- und Blutsbrüder!" wiederholte Otto von Steinau, der von verschlossenerer Gemütsart und kälteren Herzens war. „Mein Leben gehört von nun an dir!"

„Und mein Leben gehört dir!" schwur Berthold Hammer

„Also soll es bleiben!" bekräftigte Otto von Steinau.

Und sie tranken darauf.

Wallenstein, der sich in Leipzig nicht lange halten konnte, bezog seine alten Winterquartiere in Böhmen. Er gab sich hier mit allerhand Plänen und Anschlägen ab, die des Kaisers Argwohn erregten, brach mehrmals auf und setzte sich wieder fest. Die ganze Kriegsführung wurde zögernd und schwankend. Im zeitigen Frühjahr schob er seine Truppen in die schlesischen Gebirge vor, wo er besonders die Grafschaft Glatz mit Einquartierung belastete.

So kam es, daß am Freitag vor Palmarum des Jahres 1633 die beiden Pappenheimischen Hauptleute Otto von Steinau und Berthold Hammer mit ihren Fähnlein in das kleine Städtchen Neurode einrückten, das, hinter Bergen und dichten Wäldern versteckt, noch nicht so schwer unter dem großen Kriegssturm gelitten hatte, wie die schlesische Ebene.

Auf dem Markte wurden die Pappenheimer vom Bürgermeister und den Schöffen mit Devotion empfangen, und die beiden Hauptleute nahmen als des Rates Gäste Wohnung im alten Stadthause, einem düstern, gotischen Bau hinter der Pfarrkirche. Die Soldaten dagegen wurden unter die Bürger verteilt und

mußten wohl oder übel aufgenommen und gut verpflegt werden.

Zum Willkomm sandte der Bürgermeister sechs Krüge feurigen Ungarweins und 300 Dukaten in das Quartier der Hauptleute.

„Sieh da!“ lachte Berthold Hammer gut gelaunt. „Scheint ein munteres Örtchen zu sein und ein freundliches Völkchen drinnen. Hier wollen wir uns brav restaurieren!“

„Ein herzhafter Tropfen!“ meinte Otto von Steinau befriedigt, nachdem er den Wein gekostet hatte. „So die Bürger unsere Mannschaft ebenso bewirten, werden wir allhier ein geruhiges Quartier haben.“

Da trat der Bürgermeister herein, neigte sich tief und fragte, ob es den Herren gefiele, hier zu hausen.

„Über die Maßen!“ rief Berthold Hammer und klopfte ihm freundlich auf die Schulter. „Fahret nur so fort, und wir werden der guten Stadt immerdar wohl affektioniert bleiben.“

„Wofür ich den edlen Herren meinen und der Stadt geziemenden Dank sage!“ erwiderte der Bürgermeister froh. „Denn wir wissen die Ehre zu schätzen, des Kaisers Elitetruppe in unsern Mauern zu haben. Anno 1628 hatten wir hier die Liechtensteinschen Dragoner, die haben uns gar sehr bedrückt und gequält!“

„Weiß, sie haben sich keinen guten Namen in Schlesien gemacht,“ sprach Otto von Steinau finster. „Aber seid ohne Sorge. Die Pappenheimer haben die rechte Soldatenehre im Leibe. Ist auch unser Anführer gefallen, es lebt sein hoher Geist in seinen Regimentern weiter. Schelme und Diebe werden bei uns nicht gelitten.

Und die Pappenheimer wissen gar wohl den Unterschied zu machen zwischen Freund und Feind."

„Nehmt auch noch dieses zum Gedächtnis!" sprach Berthold Hammer lächelnd. „Gönnet dem Soldaten auch ein wenig Freude, wenn er im Quartier liegt. Gibt er doch in der Feldschlacht freudig sein Blut dahin, daß ihr hernach sicher wohnen könnt. Gefällt ihm etwas, so schenkt es ihm. Und wenn eine Dirne das Sprödesein ablegt, so erhebt darüber nicht gleich ein großes Zetermordio."

„So aber einer Gewalt anwendet," schloß Otto von Steinau und faßte an sein Schwert, „dann bringt uns unverzüglich die Meldung. Denn unsere Kriegsartikel sind nicht nur ein Fetzen Papier."

Mit diesem tröstlichen Bescheid zog der Bürgermeister davon.

Bevor es zu dunkeln begann, gingen die beiden Freunde durch die Stadt, trennten sich auf dem Markte, um hier und da nach den Quartieren zu sehen und trafen sich vor der Stadtmauer, da sie sich noch ein wenig im Freien ergehen wollten.

Da tauchte plötzlich aus der Dämmerung eines umbuschten Hohlweges ein sonderbarer Mann auf, der das graue Haupt vor ihnen beugte.

„Gott zum Gruße, ihr edlen Kriegsknechte!" sprach er beinahe fröhlich. „Also lebet der große Krieg noch immer!"

„Wills hoffen!" erwiderte Berthold Hammer lächelnd und besah sich den wunderlichen Alten genauer; die rechte Schulter stand ihm spitz nach hinten, ein grauer Bartzwickel hing ihm am Kinn, und sein rechtes Bein ruhte auf einem Klumpfuß.

„Ei, ei," spottete er seiner selbst, „Ihr haltet mich wohl für den leibhaftigen Gottseibeiuns, wie es die alten Weiblein von Neurode tun! Bin aber ein ehrlicher Christenmensch und sogar selber einmal ein Kriegsknecht gewesen."

„Ihr ein Soldat!" lachte Berthold ungläubig.

„Unter dem Grafen Thurn hab ich zu Glatz als Stückmeister gestanden," bestätigte der Alte kopfnickend, „ist mir da eine Kugel ins Bein gefahren, und der Feldscher hat mir stracks einen Hinkefuß zurechtgeschnitten. Nun tauge ich nur noch zum Leichenbitter und Totengräber. Ist auch ein ehrliches Handwerk."

„Doch nicht so vornehm wie das Kriegshandwerk!" wies ihn Otto von Steinau zurück.

„Darin mögt Ihr recht haben!" lächelte der Alte. „Es ist um den Krieg gar eigen bestellt. All die jungen Leute, die darin totgeschossen werden! Sie dauern mich. Wärs doch viel besser, sie stürben alt und hochbetagt auf ihrem Lager. Hätten doch wenigstens die Leichenbitter einen Gewinn davon."

„Laß den Narren!" sprach Otto von Steinau und wandte sich zum Gehen.

„Ei, ei," lachte der Alte höhnisch, „ein Narr macht viele!"

Und schon war er verschwunden, als hätte ihn die Erde verschluckt.

„Ein kurioser Kauz!" meinte Berthold leichthin. „Wir sollten ihn einmal zum Weine laden."

Bevor der Freund eine Antwort geben konnte, fuhr plötzlich ein starker Wind daher und stieß durch das Gebüsch des Hohlweges, daß es sich ein wenig ausein-

andertat. Und durch die Lücke schauten sie den Friedhof, auf dessen Kreuzen und Grabmälern das Mondlicht glänzte. Dann legte sich der Wind ebenso schnell, wie er gekommen war, und die Büsche taten sich wieder zusammen.

„Ein unheimlicher Ort!" sprach Otto von Steinau schaudernd und eilte zur Stadt zurück.

Berthold Hammer folgte ihm und schwieg betreten.

Kaum saßen sie daheim beim Wein, schüttelte Berthold die trübe Stimmung rasch von sich. Otto jedoch blieb in sich gekehrt, obschon er scharf trank.

„Hättest du mich bei Lützen nicht herausgehauen," sprach er dumpf, „so läge ich jetzt auch in der kühlen Erde."

„Bläst du schon wieder Trübsal?" lachte ihn Berthold aus. „Und bist doch über zehn Schlachtfelder geritten!"

„Blut und Wunden machen mir nichts," erwiderte Otto. „Doch einen Garten voll Gräber und Kreuze kann ich nicht sehen, ohne daß mir das Herz schwach wird."

„Ich aber will morgen wieder durch den Hohlweg gehen und den Alten suchen!" rief Berthold wohlgemut. „Ist ein schnurriger Gesell, der mit uns zechen und uns die Zeit vertreiben soll."

„Laß ihn!" sprach Otto unwirsch.

„Kannst ihn auch selbst zu Gaste bitten!" schlug Berthold vor. „Ist die beste Arznei für deinen Trübsinn."

„So hältst du mich gar für einen Feigling!" brauste Otto auf.

„Bruderherz!" lachte ihn Berthold aus und trank ihm zu.

Darüber beruhigte sich Otto schnell. Als sie die zwei=

te Kanne geleert hatten, war er sogar damit einverstanden, daß Bertholb den alten Totengräber zu Gaste lud. Auch kamen sie überein, die Runde abwechselnd zu gehen.

Während Otto am nächsten Abend beim Weine sitzen blieb, hob sich Berthold von dannen, machte seinen Weg durch die Quartiere, schlichtete mit leichter Mühe ein paar Streitsachen und kam zuletzt durch den Hohlweg am Friedhof vorüber.

Wie er so unschlüssig dastand, taten sich wieder die Büsche auseinander, und ein schwarzhaariges, wunderschönes Mädchen schaute mit scheuen Augen hindurch.

„Seid mir herzlich gegrüßt, schönste Jungfrau!" rief Berthold erstaunt.

Und das Mädchen nickte ihm freundlich zu.

„Wollt Ihr mit mir ein wenig lustwandeln durch den Abend?" fragte er höflich und trat an die Hecke.

Doch sie schüttelte neckisch den Kopf, daß ihre schwarzen Locken flogen, wich zurück und ließ die Büsche wieder zusammenschlagen.

Berthold Hammer besann sich nicht lange, brach durch die Hecke und suchte die Fliehende zu haschen. Allein sie war schneller als er, und schließlich mußte er den Wettlauf aufgeben. Hochatmend stand er da und stützte sich auf ein verwittertes Brett, das aus einem kleinen Erdhügel ragte. Und als er sich umschaute, sah er sich mitten auf dem nächtlichen Friedhof.

„Ei, ei!" rief da plötzlich hinter ihm eine wohlbekannte Stimme, und der alte Leichenbitter hinkte mit dem Spaten auf der schiefen Schulter herbei. „Junger Herr Hauptmann, ist wohl noch ein wenig zu zeitig für Euch?"

„Was wollt Ihr!" herrschte ihn Berthold an.

„Ist hier nicht Sitte," lächelte der Alte, „daß die, so hier wohnen wollen, von selbst herkommen. Ich muß sie vielmehr holen und mühsam heranfahren."

„Werdet an mir keine Arbeit haben!" spottete Berthold trocknen Tones. „War hier eben eine schöne Dirne auf dem Gottesacker."

„Wird wohl ein Geist gewesen sein!" flüsterte der Alte furchtsam.

„War ein Dirnlein von Fleisch und Blut!" erwiderte Berthold. „Dort an der Hecke ist es gestanden, und dahier ist es mir entwischt, weiß nicht wohin."

„Ei," meinte der Alte schmunzelnd, „so hättet Ihr besser achtgeben müssen."

„Es hatte schwarze Locken und ein Gesicht wie Milch und Blut," fuhr Berthold fort und malte sich mit geschlossenen Augen das liebliche Bild vor die Seele. „Kennt Ihr die Dirne?"

„Bin ein alter Mann und lebe vom Tode!" wich der Alte vorsichtig aus. „Wie sollte ich mich um das blühende Leben kümmern? Streift manches Mädchen aus der Stadt in der Dämmerung um die Gräber. So Ihr es aber begehrt, will ich von nun an meine Augen offen halten."

„Nun wohl!" sprach Berthold befriedigt. „Ich werde sie mir schon fangen!"

„Scheint nicht eben so leicht zu sein," gab ihm der Alte zu bedenken. „Ist ein hurtig Ding, das wohl seine Schlupflöcher hat."

„Die Dirne hat mich brav in Hitze gebracht!" gab Berthold zu. „Ist wie ein Schmetterling davongeflattert, dieweil ich über die Gräber gestolpert bin."

„Ja, ja!“ lächelte der Alte grimmig. „Die Toten haben es gar leicht, einem ein Bein zu stellen.“

„So Ihr mir zu der Dirne verhelft,“ sprach Berthold leiser, „so will ich Euch reichlich belohnen.“

„Ist eben nicht nötig,“ lehnte der Alte ab, „habe mein Handwerk, das mich nährt, und brauche auf kein anderes zu sinnen. So ich aber etwas spüre, will ich es Euch schleunigst vermelden.“

„Ihr seid ein Mann, der lebt und leben läßt!“ rief Berthold fröhlich. „Wenn Ihr einen guten Tropfen zu schätzen wißt, so sprecht bei uns vor, wir werden Euch wacker bewirten.“

„Wills nicht versäumen!“ erwiderte der Alte und verneigte sich dankend. „Kann es aber nicht sagen, wann ich kommen kann. Denn die Leute tuen es mir nicht vorher kund, wenn sie zu sterben gesonnen sind.“

Damit schwang er den Spaten, um ein frisches Grab zu stechen.

Frohgelaunt kehrte Berthold zu Otto zurück, der noch immer den Kopf hängen ließ und in den Krug starrte.

„Wächst ein wundersames Pflänzlein auf dem Gräberacker!“ rief Berthold lustig. „Nächstens will ich es mir pflücken.“

„Was tatest du es nicht gleich?“ fragte Otto verwundert.

„Es ist mir davongeflogen,“ seufzte Berthold.

„Ich habe keine Lust, Rätsel zu raten!“ rief Otto ärgerlich. „Sprich wie andere Leute oder schweig.“

„Eine Dirne!“ rief Berthold, und seine Augen leuchteten.

„Eine Dirne?“ erwiderte Otto verächtlich. „Nur eine Dirne? Es gibt deren gar viele auf der Welt.“

„Diese Dirne ist schöner als alle andern!“ schwur Berthold begeistert und begann sie dem Freunde mit so feurigen Worten zu beschreiben, daß sich seine Kälte allmählich daran entflammte.

„Wo ist sie?“ rief er und sprang auf.

„Das grade ist der Kernpunkt der Frage!“ erwiderte Berthold achselzuckend. „Indes, sie muß mein werden, und wenn der Satan selber ihr Großvater ist. Das sollte doch mit allen Teufeln zugehen, wenn ich sie nicht fände.“

„Hast morgen Zeit genug,“ entgegnete Otto und setzte sich, obschon unter seiner Ruhe das jache Feuer weiterglomm. „Die Runde gehe ich. Viel Glück auf die Suche!“

„Und sollte ich die ganze Stadt umkehren müssen!“ rief Berthold. „Die Dirne muß mein werden!“

„Vielleicht gelingt es mir, sie zu greifen,“ sprach Otto obenhin.

„Dann bringst du sie mir!“

„Daß ich ein Narr wäre!“

„Dies nennst du Blutsbrüderschaft?“ schäumte Berthold auf. „Hätte ich dir nur nichts von der Dirne erzählt!“

So kamen sie zum ersten Male miteinander in Streit. Der starke Ungarwein trieb sie aufeinander. Aber als sie sich erhoben, um sich mit gezückten Degen anzufallen, schwankten sie so stark, daß sie einander in die Arme fielen. Und die Versöhnung ließ nicht lange auf sich warten.

Am nächsten Morgen brach Berthold in der Frühe auf, strich durch die zahlreichen Hecken des Gräberfeldes und fand endlich ein verstecktes Häuschen, das sich hinten an eine hohe Mauer lehnte. Herrisch pochte er an, und nach einer kleinen Weile streckte der Totengräber seinen grauen Kopf durch das Fenster.

„Ihr habt es eilig!" lächelte er freundlich. „Wäret Ihr nur ein wenig früher gekommen. Vor einer Stunde strich das Mägdlein über den Friedhof der Stadt zu. So Ihr eilet, mögt Ihr es noch vor dem Tore erwischen."

Sofort machte Berthold kehrt und stob zum Stadttor hinauf. Aber wie er auch forschte, keiner seiner Soldaten hatte die Dirne gesehen. Auch die Bürger schienen nichts von ihr zu wissen. Da er aber fest davon überzeugt war, daß sie in der Stadt sein müsse, ließ er nicht ab zu forschen und zu suchen, bis der Abend dämmerte. Dann erst kam ihm der Gedanke, daß ihn der alte Totengräber mit Absicht in die Irre geleitet haben könnte, und er strebte wieder mit starken Schritten dem Friedhof zu.

Ebendahin war gegen Abend auch Otto von Steinau gegangen, hatte den Schauder überwunden und schritt nun an den Gräbern entlang, um die Inschriften zu lesen. Plötzlich stand der Alte vor ihm.

„Ei, ei," lächelte der Alte verschmitzt, „habt wohl einen alten Bekannten gefunden? Liegt sich gut da unten in der Kühle. Oder wollt Ihr Euch etwa selbst ein Plätzchen aussuchen?"

„Laßt Eure Späße, Mann!" brauste Otto auf.

„Nichts für ungut, edler Herr!" bat der Alte unterwürfig. „Ich wollte Euch die gute Laune nicht ver-

derben. Ihr scheint mir aus anderem Holze geschnitzt, als Euer Freund. So Ihr Euch den Garten besehen wollt, so laßt Euch in Gottes Namen von mir führen. Denn ich bestelle ihn schon seit zehn Jahren redlich und mit allem Fleiß."

„Wohlan, so gehen wir!" befahl Otto von Steinau.

Der Alte schritt voran, wies mit dem dürren Finger bald da, bald dorthin und sprach: „Hier liegen die 48, die Anno 1606 an der Pest dahinstarben. Hier die 96, die Anno 1624 das Zeitliche segneten. War ein schlimm Jahr, weit schlimmer als das Pestjahr, als der Graf Dohna die Festung Glatz bezwang und die ganze Grafschaft katholisch machte. Gar manchem ist darüber das Herz gebrochen. Nun gehet hier daher, edler Herr, durch diese Hecke. Da stehet ein feines, wohlgebautes Häuschen, darin zwei Edelleute lagen, die von den Liechtensteinern Anno 1628 in ihrer Ruhe gestört wurden. Da diese wackern Krieger bei den Lebendigen nichts mehr fanden, pochten sie bescheidentlich bei den Toten an. Tretet nur ein, es mag noch immer eine gute Wohnstätte sein für alle, die ihre Geschmeide und goldnen Ringe draußen lassen. Stehen zwei feste, dauerhafte Eichensärge darin, mit zierlichen Wappenschildern geschmückt. Weiß Gott, wo die Gebeine geblieben sind."

Als Otto aus der beraubten Gruft wieder ins Freie trat, atmete er auf.

„Der Krieg, der große Krieg!" sprach der Alte nachdenklich, als er die schwere Eisenpforte schloß. „Es ist keine Freude, ihm zu dienen."

„Aber eine Ehre!" rief Otto von Steinau laut und schritt voran.

Da raschelte es in den nahen Büschen ganz leise und furchtsam.

„Da ist sie ja, die schöne Dirne!" rief Otto und wies auf die Zweige, die sich noch ein wenig bewegten, obschon kein Wind zu spüren war.

„Wo, edler Herr?" fragte der Alte, und seine Stimme zitterte plötzlich. „Ihr träumtet wohl?"

Aber Otto von Steinau sprang mit einem Satz hinzu und riß die schützenden Zweige auseinander. Da fuhr das Mädchen, das dahinter gelauscht hatte, mit einem leichten Schrei des Schreckens auf und davon. Otto eilte ihr hastig nach, bis sie in der Tür des kleinen Häuschens an der Mauer verschwand.

„Nun entkommst du mir nicht!" frohlockte er und drang durch die Tür.

Am Anfang der Treppe, die auf den Hausboden führte, erhaschte er sie und hielt sie trotz ihres Sträubens fest. Als sie sah, daß sie ihm nicht mehr entrinnen konnte, stieß sie einen lauten Schrei aus, der durch das kleine Häuschen und weit über den Friedhof gellte. Darüber ward Otto von Steinau so verdutzt, daß er sie wieder fahren ließ. Schnell huschte sie die Treppe hinauf. Allein er folgte ihr und griff sie auf dem Boden zum zweiten Male, zwang sie in die Arme und wollte ihr einen Kuß rauben.

In diesem Augenblicke schrie sie noch einmal.

Da bebte die schmale Treppe unter polternden Tritten, und Berthold Hammer, von dem Schrei angelockt, stürmte herauf.

„Laß die Dirne los!" keuchte er zornig.

„Tor, der du bist," wies ihn Otto rauh zurück, „ich fing sie mir."

„Laß sie los, oder ich schlage dich nieder!" brüllte Berthold, der wie von Sinnen war, und zog den Degen.

Otto mußte das Mädchen fahren lassen, und ehe sie sichs versahen, war es entschlüpft.

Nun beschuldigten sie sich wechselseitig an dem Entspringen der schönen Beute und kamen scheltend und mit gezogenen Degen die Treppe hinunter.

„Nennst du dies Blutsbrüderschaft!" rief Otto wild und wollte auf Berthold eindringen.

„Verschieben wirs!" sprach der ruhiger, weil ihm das Mädchen aus den Augen war. „Erst müssen wir die Dirne wiederhaben."

Also schlossen sie einen Waffenstillstand und gingen zusammen auf die Suche, aber sie fanden weder das Mädchen noch den Alten. Es war, als seien sie spurlos in die Erde versunken.

Voll Ingrimm und übelster Laune setzten sie sich daheim hinter den Krug, erhitzten sich am Wein und an bittern Vorwürfen und waren drauf und dran, sich wütend anzufallen, als sich die Tür auftat und der Alte erschien.

„Edle Herren!" sprach er mit gutem Anstand. „Ihr habt mich zu Gaste gebeten. Da bin ich nun und harre eurer Bewirtung."

„Setzt Euch!" sprach Berthold finster.

„Und trinkt!" fügte Otto hinzu.

Der Alte ließ sich den guten Wein munden und schaute die beiden Gastgeber, die sich weder Blick noch Wort gönnten, verwundert an.

„Ei, ei," begann er klug lächelnd und wollte sich erheben, „mich dünkt, ich bin zu einer unrechten Stunde gekommen."

„Bleibt!" befahl Otto kurz. „Wo wart Ihr, als mir die Dirne entsprang?"

„Als Ihr so durch die Büsche dahinstürmtet und nicht wiederkamt," versetzte der Alte ruhig, „bin ich heimgegangen. Also habt Ihr die Dirne doch erwischt?"

„In meinen Händen hielt ich sie," rief Otto, „als sie in das kleine Häuschen flüchtete hinten an der Mauer."

„Ei, ei, dies höre ich mit Verwunderung!" meinte der Alte, „So ist sie also in mein Häuschen geflüchtet?"

„Und Ihr waret in jenem Häuschen!" rief Berthold schnell. „Darum müßt Ihr es wissen, wo sich die Dirne hingewandt hat."

„Nicht übel bemerkt," gab der Alte schmunzelnd zu, „nur wollet Ihr dabei bedenken, daß ich noch ein ander Häuschen in der Stadt habe. Eben dorthin bin ich heimgegangen."

Damit mußte sich Berthold zufrieden geben.

„Wie aber kams," wandte sich der Alte an Otto, „daß Euch das Mädchen entschlüpfen konnte?"

„Da fraget bei diesem an," rief Otto ingrimmig und wies mit dem Finger auf Berthold, der jedoch keine Miene machte zu anworten.

„Wie mich dünket," nahm der Alte das Wort, „sind die Herren um das Mädchen uneins geworden."

„Es ist, wie Ihr saget!" gab Berthold bereitwilligst zu. „Und so Ihr ohne Ansehn der Partei den Streit schlichten wollt, so mögt Ihr unser Schiedsrichter sein."

„Nicht übel!" meinte der Alte und wandte sich an

Otto. „Seid Ihr damit einverstanden, so will ich das undankbare Amt wohl auf mich nehmen."

„Es sei!" erwiderte Otto und nickte dazu.

„Nun saget mir eure Streitsache langsam daher," sprach der Alte, „denn mein Geist ist nicht mehr so rege wie früher, dieweil man bei den Toten das Streiten verlernt."

„Mir gehört die Dirne," rief Otto rasch, „denn ich griff sie."

„Ich aber sah sie zuerst," beeilte sich Berthold hinzuzusetzen, „und ich erzählte ihm, wo sie zu finden sei."

Darauf sann der Alte ein wenig nach, tat einen tiefen Trunk aus dem Becher, um sich zu dem Schiedsspruch zu stärken, und sagte: „Das ist ein gar schwieriger Fall. Aber ich kenne das Kriegshandwerk genugsam, um zu wissen, was hier allein frommen kann. Was tut der Kaiser, wenn er mit seinen Widersachern nicht einig werden kann. Er zieht das Schwert! Schon vor 15 Jahren hat er es gezogen und hat es noch nicht in die Scheide gesteckt. Also tut es ihm gleich als seine getreuen und tapferen Hauptleute. Ziehet den Degen und stecket ihn nicht eher ein, bis der eine von euch recht behält. Bedenket aber vorher, daß ihr um ein Mägdlein streitet, das euern Händen entschlüpft ist. Warum rauft ihr euch nicht lieber um des Kaisers Bart, da er das Kinn doch immerdar geschoren trägt?"

„Die Dirne kann jeden Tag wieder hervorkommen," rief Berthold hitzig.

„Und der Streit hebt von neuem an!" ergänzte Otto und legte die Faust auf den langen Raufdegen.

„Dann also Mut, ihr edlen Herren!" sprach der Alte lächelnd. „Mich dünkt, ihr lieget schon zu lange untätig im Quartier. Da es der Wallenstein nicht tut, so müßt ihr euch eben selbst zur Ader lassen. Ein wenig schröpfen ist gesund. Wer einen Degen trägt, braucht keinen Bader. Nur nicht gezaudert und frisch ans Werk, hernach schmeckt der Wein um so besser."

„Vorwärts!" schrie Otto und riß den Degen heraus.

„Ihr mögt unser Zeuge sein!" rief Berthold und stellte sich in Positur.

„Geduld, ihr Herren!" meinte der Alte und trat zwischen sie. „Der Raum ist ein wenig enge. Gehet hinaus auf das freie Feld. Auch leuchtet der Mond besser als diese tränende Kerze. Oder kommt mit mir auf den Acker Gottes, da ist Raum in Fülle, und niemand stört uns. Vielleicht daß das Mädchen euerm Zweikampf zuschaut und dem Sieger willig folget."

Das gab den Ausschlag. Otto ging voran, der Alte in der Mitte, und Berthold machte den Beschluß. So traten die drei auf den Friedhof.

„Frisch ans Werk!" spornte sie der Alte an und klatschte in die Hände.

Otto von Steinau und Berthold Hammer, die beiden Blutsbrüder, entbanden ihre Klingen, stellten sich, avancierten gegeneinander und kreuzten ihre Schläge wie zwei Erzfeinde. Der Alte, der abseits stand, feuerte sie stetig an. Jeden Streich und Stoß lobte er mit lauter Stimme. Bald floß auf beiden Seiten Blut. Aber die beiden ließen nicht ab mit Schlagen und Stechen.

Da traf Otto von Steinau Bertholds linke Schulter.

„Ei, der saß!" rief der Alte.

„Und der nicht minder!“ knirschte Berthold über die erlittene Schlappe und zeichnete seinen Gegner an derselben Stelle.

„Nur weiter!“ drängte der Alte. „Bald muß es sich entscheiden.“

Aber es entschied sich nicht so bald, denn sie waren gleich geschickt im Fechten.

Da bewegten sich auf der andern Seite des Kampfplatzes die dunklen Büsche, und ein lauter, angstvoller Schrei flog durch das Schwirren der Schwerter.

Einen Augenblick hielten die Kämpfer inne, um sodann mit erhöhter Wut einander anzufallen. Gleichzeitig drangen sie vor, ohne ans Parieren zu denken. Die beiden Degen fuhren zu tödlichen Stößen aneinander vorbei. Otto von Steinau sank mit durchbohrter Brust, Berthold Hammer mit durchschnittener Kehle zu Boden. Und sie starben auf der Stelle.

Der Alte stand eine Weile mit gefaltenen Händen. Dann holte er seine Radbahre und legte die beiden Toten darauf. Friedlich ruhten sie nebeneinander, die blutige Waffe in der Faust.

„Nun kommt, ihr tapfern Kriegsknechte!“ sprach er und fuhr sie langsam durch die Büsche. „Kommt, ihr sollt ein gar fürstliches Begräbnis haben.“

Knirschend wand sich die eiserne Pforte der ausgeraubten Gruft in den rostigen Angeln. Das Mädchen, das den Schrei ausgestoßen hatte, sah verstohlen und furchtsam durch die Zweige.

„Komm, komm!“ lockte sie der Alte heran. „Sie sind stille geworden und können dir fürder kein Leides mehr

tun. Pflücke Blumen und winde Kränze, wir wollen sie zur letzten Ruhe betten."

Darauf trug er sie in die Gruft und legte sie in die beiden leeren Särge. Das Mädchen aber kam und füllte schweigend die Särge bis obenhin mit gelben Primeln, blauen Veilchen und hellgrünen Birkenblättern.

„Sie sind stille geworden," flüsterte der Alte, indem er die Pforte schloß, „ganz stille wie alle die andern, die hier liegen."

Und das Mädchen seufzte tief, kniete auf der Schwelle nieder und bewegte die Lippen im leisen Gebet.

„Wolle Gott," sprach der Alte und strich dem Mädchen die dunklen Locken aus der Stirn, „der Krieg würde sich selbst umbringen, wie es diese beiden seiner Jünger getan haben. Das tiefste Grab würde ich ihm graben und einen Stein darauf wälzen, zwölf Klaftern im Geviert, daß er sich nimmermehr erheben könnte."

Bald danach ritten die beiden Pappenheimschen Fähnlein ohne Hauptleute davon, und der große Mörder zog mit ihnen und zertrat die blühenden Städte Reichenbach, Nimptsch und Goldberg. Hinter ihm aber schlich die Pest und erwürgte, was er übriggelassen hatte.

Hans Ulrich von Schaffgotsch

I

Er war ein fester und getreuer Protestant und der reichste von allen schlesischen Untertanen des Kaisers Ferdinand. Als des Herzogs Wallenstein General befehligte er unter dem Grafen Gallas die Reiterei und warf am 11. Oktober 1633 durch seinen ungestümen Angriff die vereinigten Sachsen und Schweden aus den Steinauer Schanzen, wobei der Graf Thurn gefangengenommen wurde.

Nun lag Hans Ulrich von Schaffgotsch zu Ohlau im Quartier und bewachte auf des Herzogs Befehl die feindlichen Besatzungen von Breslau und Brieg.

Ende November machte er einen Angriff auf die Breslauer Dominsel, mußte aber, durch einen unerwarteten Ausfall der Belagerten überrumpelt, das Feld räumen.

So saß er am Ende des Jahres voller Unmut auf dem Ohlauer Schlosse und trank mit seinem Hauptmann und Freunde Constantin von Wegrer, einem verarmten Adeligen, der ihm die Dienste des Kammerdieners leistete, roten Ungarwein.

„Es will nicht mehr vorwärts gehen mit den Aktionen!“ sprach der Freiherr ärgerlich. „Es ist bei diesem Geplänkel nicht viel Ruhm zu gewinnen. Wolle Gott, daß der Herzog bald seine Armada zusammenzöge und wieder eine rechte Feldschlacht lieferte wie zu Lützen, wo er den schwedischen Siegeslauf hemmte.“

„Und wo der Held aus Norden, der willkommene Heiland aller Protestanten, fiel,“ setzte Constantin hinzu.

„Wohl beklage ich seinen frühzeitigen Tod. Und so ich nicht des Kaisers Untertan wäre, hätte ich mit Freuden unter des Königs Fahnen gefochten. Doch der Herzog ist gewaltiger. Hätte ihm sonst der Kaiser solch stattliche Konditionen bewilligt und die Summe der Kriegsgeschäfte in seine Hand gelegt?“

„Hat es eben tun müssen, konnte ihm kein anderer helfen.“

„Es ist dem Kaiser soviel an dem Herzog gelegen, wie an einem großen Teil der Armee. Und unter seinen Fahnen ist es eine Ehre, zu viktorisieren.“

„So sprecht Ihr, ein Protestant und ein Schlesier!“

„Sollte ich gegen den Kaiser, als meinen mir von Gott bestimmten Oberherrn rebellieren? Der Herzog hat mir beteuert, daß er nichts als den Frieden suchen, das Restitutionsedikt kassieren, die Religion freilassen und dem Kurfürsten von Sachsen alle Satisfaktion geben wolle. Haben wir nicht zu dem Ende den ganzen Junius bei Schweidnitz gelegen und mit Armin unterhandelt?“

„Nur daß der Kaiser dabei gefehlt hat, dieweil ihm der Friede mit den Ketzern gegen das erzkatholische Gewissen gehet.“

„Und hat doch selbst seine rechte Hand, den Hofkriegsratspräsidenten Schlick, zu den Unterhandlungen geschickt.“

„Der aber gar balde wieder davonfuhr, weil ihm der Herzog bös vor den Kopf gestoßen hat. Ist auch mit Protest gegen den Waffenstillstand davongegangen und

hat dem Herzog zu Wien ein Feuerchen angesteckt, das heute noch brennt, und mich dünkt, ärger als jemals."

„Dies sind müßige Gedanken, mein lieber Constantin! Der Herzog hat annoch das Heft in der Hand und wird es nicht gutwillig fahren lassen."

„Soll auch im Schweidnitzer Feldlager seinen Degen auf die Erde geschleudert und gesagt haben: Der müsse ein Erzschelm sein, der ihn wider die Krone Schwedens und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg aufheben wolle. Und hat dabei sehr deutlich auf den Grafen Schlick gewiesen. Aus alledem erhellt, daß der Herzog in Wien bald ausgespielt haben wird. So es sich überdies erweist, daß er nach der böhmischen Krone trachtet."

„Narrenspossen! Wenn er den Grafen Schlick mit dem Erzschelm vor den Kopf gestoßen hat, so hat er solches dreifach verdient. Und daß er dem Maximilian von Bayern keinen guten Tag gönnet, hat er sich zu Regensburg, als er des Herzogs Abdankung erzwang, wohl erworben. Darum bleibet der Herzog des Kaisers getreuer Lehnsmann und Generalissimus und wird niemals mit hochverräterischen Plänen umgehen. Hat sich der Kaiser doch sehr gnädig wider ihn gezeigt, ihm Sagan, Glogau und Mecklenburg geschenkt. Wird ihm nach dem Frieden noch mehr Länder geben müssen, denn seine Schatzkammer ist leer wie ein umgekehrter Topf. Und so der Krieg noch ein paar Jahre länger währt, wird der Kaiser mehr Schulden haben, als Haare auf dem Kopfe. Ja, wäre er ein Kriegsmann und führte er wie Gustav Adolf die Armada selber an den Feind. Aber

er sitzt zu Wien, wie der Dachs im Bau, und regiert nicht mit dem Schwerte, sondern mit dem Gänsekiel."

„Der wiederum vom Pater Lämmermann regiert wird."

„Das sei Gott geklagt!" sprach der Freiherr und stützte das lockige Haupt in die Hand.

„Und ist keiner außer Gott, der es bessern kann!" warf Constantin ein.

„Der Herzog wird es bessern! Er ist den Jesuiten grimmig feind und wird diesen Bestien in Schafskleidern, wie er sie nennt, einen Strich durch ihre Pfaffenschlüsse machen. Hat er doch alle Macht in den Händen, und der Kaiser muß ihm zu Willen sein. Darum müssen wir Schlesier uns an den Herzog halten, es komme, was da will."

„So meint Ihr, daß ihm der Kaiser die Konditionen weiter gewähren wird? Hat er ihm doch schon einmal das Generalat genommen!"

„Nun aber kann er es ihm nicht mehr nehmen, bis der Friede geschlossen ist."

„Er hat es ihm gegeben, er kann es ihm auch wieder nehmen. Wer will ihn daran hindern?"

„So wird der Herzog die Armada entlassen und den Kaiser in die Hände seiner Feinde liefern. Er hat sich einmal seiner kaiserlichen Gewalt begeben."

„Und Ihr meinet, es hätte ihn nicht schon längst gereut?"

„Das mögen die verantworten, so ihm dazu geraten haben. Ich stehe in des Herzogs Diensten."

„Und seid doch des Kaisers Untertan. Und so der

Kaiser wider den Herzog ist, wie wollet Ihr es dann mit Euerm Gehorsam halten?"

„Ich bin ein Kriegsmann und kein Diplomat!" rief der Freiherr unwillig, denn er fühlte sich in die Enge getrieben. „Und so man mich von dem Herzog locken will, werde ich ihm doch immerdar die Treue halten."

„Bis Ihr des Kaisers Gnade verscherzt habt," warnte der besorgte Freund. „Und da Ihr ein Protestant und der reichste Herr in Schlesien seid, wiegt diese Ungnade doppelt schwer."

„Mag sie mich denn treffen! Ich stehe und falle mit dem Herzog. So der Kaiser sein kaiserliches Wort bricht."

„Er wäre nicht der Kaiser, wenn er es hielte," rief Constantin, „gedenket an Regensburg und an den Dresdner Akkord."

„So werde ich meine Regimenter entlassen, auf meine Güter gehen und nimmermehr auf die Clemenz des Erzhauses Österreich bauen."

Da wurde ein eiliger Kurier gemeldet, der ein Schreiben des Generalissimus brachte. Hastig erbrach es der Freiherr, las den kurzen Befehl und erbleichte.

„Was beweget Euch so?" fragte Constantin.

„Wir müssen morgen nach Pilsen reiten. Es wird wegen der Schlappe sein, die wir uns vor Breslau geholt haben."

„Darum seid getrost!" lächelte der treue Freund. „Wir haben des Herzogs Befehl ausgeführt. Wenn die Fortuna gegen uns gewesen ist, wie könnte er uns daraus einen Vorwurf machen? Hätte er auch der Fortuna befehlen sollen!"

Am nächsten Morgen ritten sie auf Prag zu. Nir-

gends nahmen sie längeren Aufenthalt, als unbedingt nötig war, und kamen abends am 5. Januar nach Pilsen. Sofort meldete sich Schaffgotsch beim Herzog, wurde gnädig empfangen, wegen seiner Tapferkeit vor Breslau belobigt, aber sehr bald mit der Weisung entlassen, einige Zeit in Pilsen zu verziehen und sich bei dem Feldmarschall von Ilow die näheren Instruktionen zu holen.

Durch des Herzogs gnädigstes Bezeigen von allen Sorgen befreit, eilte der Freiherr zu Ilow, der ihn mit offnen Armen empfing.

„Ihr wißt," begann er in seiner lebhaften Art, „daß man in Wien dem Herzog einen Stein nach dem andern in den Weg wirft. Mitten im Winter sollen wir auf Regensburg marschieren. Auch ist der trockne Federfuchser, der Questenberg, herübergekommen, um uns die böhmischen Quartiere zu beschneiden. Ist alles darauf angelegt, die Armada von Grund aus zu ruinieren. Obschon der Herzog zu Wien sehr bewegliche Vorstellungen gemacht hat, ist der Befehl nicht zurückgenommen worden. Darum sind sämtliche Kommandanten und Obristen der Armee nach Pilsen berufen worden, um ihr Urteil abzugeben. Denn der Herzog ist bereit, auf das Generalat zu verzichten, so er seine Konditionen nicht unverkürzt behält. Wie es alsdann mit unsern Vorschüssen aussehen wird, das mag der Teufel wissen. Seid Ihr nun bereit, zum Herzoge zu stehen?"

„Mit Leib und Seele!" sprach der Freiherr. „Und ich bin gewiß, daß ihn keiner der Kommandanten im Stiche lassen wird."

Darauf setzten sie sich mit dem General Terzka, des

Herzogs Schwager, zum Weine nieder und waren fröhlich und guter Dinge.

Im Laufe der nächsten Tage trafen die andern Generale und Obristen ein, und sie alle waren einmütig darin, treu zum Herzog zu halten und die kaiserliche Armada nicht ruinieren zu lassen.

Da wurde Schaffgotsch zum zweiten Male zum Generalissimus befohlen und fand ihn in großer Erregung.

„Ihr seid nun in die Aktion eingeweiht," rief er und lief wie ein Leu im Käfig hin und her. „Wir müssen den Kaiser, der sich von jedem Pfaffen und Bärenhäuter an der Nase herumführen läßt, zu seinem Glücke zwingen. Und so er sich weigert, mir weiter meine Konditionen zu halten, werde ich mich, ohne ihn weiter zu fragen, mit der sächsischen Armee vereinigen, den Schweden den Frieden diktieren und die Ruhe im Lande aufrichten."

„Dies wird Euer Fürstlichen Gnaden reichen Ruhm eintragen!" erwiderte der Freiherr. „Insonderheit bei den Schlesiern, die gar so arg geplagt werden wegen ihrer Religion."

„Die Schlesier sind brave Leute, und ich will mich ihrer von ganzem Herzen annehmen," sagte der Herzog huldvoll. „Und so der Kaiser sich weiter von der jesuitischen Bestie aufhetzen läßt, werde ich mein Schwert in die Wagschale des Rechts werfen. Denn die Gewissensfreiheit ist das Privilegium aller Deutschen."

„Wollen Euer Fürstlichen Gnaden gegen den Kaiser marschieren?" rief der Freiherr erschreckt.

„Darum seid ohne alle Sorge!" antwortete der Herzog finster. „Nicht gegen den Kaiser geht diese Aktion,

sondern gegen seine falschen Ratgeber, insonderheit gegen den Bayer, der ihm immerdar die Ohren vollbläst. Ich bleibe auf meinen Konditionen stehen, die mir der Kaiser bewilligt hat, und die mir erlauben, Krieg zu führen und Frieden zu schließen, wie es mir gut dünkt. Daß ich dem Kaiser keinen schimpflichen Frieden schließen werde, dafür bürgen meine Siege, die ich bisher für ihn erfochten habe, und meine Ehre. Stehen nur meine Kommandanten getreulich zu mir, dann bin ich wohl geborgen. Und nun geht und haltet Euch gewärtig, denn ich will Euch vor Eurer Abreise noch einmal rufen lassen, um die Geschäfte in Schlesien zu ordnen."

Am 12. Januar gab der Feldmarschall von Ilow allen anwesenden Offizieren ein Bankett. Nach dem Essen, als die hitzigen Köpfe durch den Wein, den man nicht sparte, noch mehr erhitzt waren, trug ihnen Ilow noch einmal alle Klagen vor.

„Zu Wien verachtet man uns und unsere tapferen Soldaten. Man will uns unsere Vorschüsse nicht bezahlen, wir sollen im Gegenteil abrechnen, daß wir wohl noch etwas herauszahlen müssen. Dem Generalissimus soll die Gewalt genommen werden, damit uns die Pfaffen wieder kommandieren können. So man aber dies tut, wird das Unheil wiederum und zwar mit größerer Macht als jemals über den Kaiser hereinbrechen. Also müssen wir Generale, Obristen und Lieutenants zu dem Generalissimus stehen und ihm wegen seiner Person und der Armada Konversation schwören."

„Ein Schelm, der das nicht tut!" rief der Herzog Julius Heinrich zu Sachsen mit Ungestüm. „Man soll ihn von der Erde vertilgen!"

Darüber fühlte sich der Obrist Peter Losy getroffen, weil er in seinem scharfen Trunk die Worte nicht mehr genau unterscheiden konnte, und ging mit gezücktem Degen auf den Herzog los. Nun entstand ein allgemeiner Tumult, der durch den ungeschickten Vermittlungsversuch des tollen Kroatengenerals Isolani schnell auf den Höhepunkt getrieben wurde.

Mittendrin saß Octavio Piccolomini und merkte auf jedes Wort, um es nach Wien zu melden.

Terzka, der ihn haßte, schrie ihn in der Trunkenheit an: „Hundsfott und Verräter!"

„Wir sprechen uns noch!" meinte Piccolomini gelassen und ließ den Degen stecken.

„Ruhe, ihr Herren!" rief Ilow durch den Lärm. „Hier ist das Dokument. Wer es mit dem Herzog redlich meint, der unterschreibt."

Und es unterschrieben den Pilsener Schluß alle 49, die anwesend waren, voran Herzog Julius Heinrich zu Sachsen, Generalfeldmarschall von Ilow, Hans Ulrich von Schaffgotsch und Octavio Piccolomini. Fünfmal mußte jeder seinen Namen schreiben, da das Dokument in fünf Exemplaren auf dem Tische lag.

„Verzeih, Bruderherz!" rief Terzka und fiel Octavio Piccolomini um den Hals. „Es war nicht so arg gemeint. Du bist kein Hundsfott."

„Schon gut!" sprach der Italiener und blieb sitzen, denn er war doch ein Verräter.

Erst am Morgen trennte man sich. Die meisten Kommandanten reisten schon am nächsten Tage zu ihren Regimentern zurück. Nur Schaffgotsch, der zuerst in

Pilsen eingetroffen war, verließ es auch zuletzt. Er wurde noch einmal zum Herzog gerufen.

„Nehmt eins von diesen Dokumenten," sprach er freundlich zu ihm, „und laßt es alle Eure Obristen und Offiziere unterschreiben, auf daß ich ihrer Treue versichert sei. Reitet über Glogau heim. Daselbst ladet den Generallieutenant Graf Gallas zu mir. Bringet ihm dieses Schreiben. Solange er von Glogau abwesend ist, sollt Ihr das Oberkommando in Schlesien führen. Gehabt Euch wohl, Herr Nachbar, bis wir uns wiedersehen."

Kaum ließ ihm der Herzog Zeit, für die soeben erwiesene Gnade und hohe Auszeichnung zu danken. Eilends brach er mit dem getreuen Constantin von Pilsen auf. Als sie zum Tore hinausritten, trafen sie Octavio Piccolomini.

„Haltet an, Exzellenz!" rief er ihm schon von ferne zu. „Ihr reitet nach Glogau, Herr Kamerad! Erweist mir die Ehre, dem Generallieutenant Graf Gallas diesen Brief auszuhändigen."

„Ich bin Euch immer gern zu Diensten!" sprach der Freiherr, barg den Brief auf seiner Brust und ritt davon.

Über Reichenberg kamen sie am zweiten Abend in Kemnitz an, wo Hans Ulrich von seinen fünf Kindern jubelnd empfangen wurde. Ihre Mutter Barbara Agnes, eine Tochter des Herzogs von Liegnitz, war vor zwei Jahren plötzlich von dieser Welt abgeschieden und ruhte im Erbbegräbnis zu Greiffenberg.

„Ich habe bisher geschwiegen," sprach Constantin von Wegrer, als sie am Abend allein beim Mahle saßen, „nun aber, da wir wieder in der Heimat sind, will ich

ein freies Wort wagen. Ihr werdet mir darum Eure Gnade nicht entziehen."

„Sprich getrost!" erwiderte der Freiherr. „Du meinst den Pilsener Schluß."

„Den eben meine ich!" bestätigte der treue Diener und nickte traurig. „Mich will es bedünken, daß es Euch wenig Ehre einbringen wird, bei diesem Werke zu stehen."

„Dies ist meine Sorge, die mich schon lange quälet," sprach der Freiherr seufzend. „Was brauchte es eine Unterschrift, wo Wort und Handschlag vollauf genügt hätten! Es ist ein schlechtes Beispiel für die Soldateska und schädlich für die Disziplin. So es gar dem Kaiser kund und zu wissen wird, mag das Ding übel genug ablaufen."

„Gebet das Kriegshandwerk auf!" bat der treue Diener, und die Tränen traten ihm dabei in die Augen. „Es lieget darauf kein Segen. Sehet an Eure fünf Kindlein. Es sind Waisen, denn sie haben ihre gute Mutter verloren. Bleibet bei ihnen und seid ihnen ein rechter, lieber Vater. Mir drücket es das Herze ab, wenn ich sehe, wie Ruhm und Ehre Euerm Herzen näher stehen als Euer eigen Fleisch und Blut. Es ist aus Schlesien noch niemals ein großer Kriegsheld hervorgegangen."

„So werde ich der erste sein!" rief der Freiherr und reckte seine hohe Gestalt. „Oder willst du, daß ich den Herzog verlasse, grade jetzt, wo er mich am nötigsten brauchet! Falle ich von ihm ab, wie stehe ich dann vor ihm da und vor den andern Generalen und Obristen! Und so die Aktion gelingt und dem Herzog die Kon-

ditionen bestätigt werden, wird er dann nicht Rache nehmen an den ungetreuen Knechten?"

„Ich rede nicht von offnem Bruch und Abfall," lenkte Constantin ein. „Mit ein wenig Schlangenklugheit kommt Ihr diesmal weiter als mit Eurer Arglosigkeit. Bleibet hier zu Kemnitz, als sei es Eurer Gesundheit hoch vonnöten, und laßt den Oberst von Freiberg für die Regimenter sorgen. Er ist in allen Stücken als ehrlich erprobt und wird Euch nicht betrügen. Und gebet mir die beiden Briefe, daß ich sie nach Glogau bringe."

„Du sprichst gut, allein ich darf nicht auf dich hören. Der Herzog hat seine Späher überall und würde bald dahinterkommen, was es auf sich hat mit meinem Zögern. Und wie soll ich mich dann rechtfertigen? Soll ich mich zu dem Ende ins Bett legen und den Medikus bestellen? Der Stein ist im Rollen und nicht mehr aufzuhalten. Wir reiten morgen nach Glogau!"

Am 21. Januar trafen sie in des Generallieutenants Gallas Hauptquartier ein. Schaffgotsch wurde höflich, aber kühl empfangen, übergab dem Grafen die Einladung nach Pilsen und den Brief Piccolominis und schloß seine Rede mit den Worten: „Ich bin beauftragt, bis zu Euer Exzellenz Wiederkunft das schlesische Kommando zu übernehmen."

„In diesem Briefe stehet es anders," erwiderte Gallas, ohne mit der Wimper zu zucken. „Hiernach soll der Feldmarschall Rudolf von Colloredo das Kommando haben."

„Dann bescheide ich mich!" sprach Schaffgotsch betroffen. „Der Generalissimus wird seine guten Gründe haben."

„Was gab es sonst noch zu Pilsen?“ fragte Gallas leichthin, denn für ihn war Schaffgotsch ein verlorener Mann.

„So ist Euch dieses nicht zu Ohren gekommen?“ erwiderte er arglos und legte ihm den Pilsener Schluß vor.

Gallas las ihn flüchtig durch und reichte ihn achselzuckend zurück.

„Es ist mir bereits bekannt,“ versetzte er gleichgültig, war er doch längst mit Piccolomini zur kaiserlichen Partei abgeschwenkt. „Eine Bagatelle, nichts weiter!“

„Ihr nehmt mir eine Last von der Seele!“ rief Schaffgotsch aufatmend. „Dachte ich doch, daß dieses Werk dem Kaiser großen Schaden stiften könnte.“

„Dies dachtet Ihr?“ fragte Gallas und zog die greisen Brauen in die Höhe.

„Nur eben am Anfang!“ beeilte sich Schaffgotsch hinzuzusetzen. „Bis daß mir der Generalissimus selber versichert hat, daß diese Aktion nicht gegen Seine Kaiserliche Majestät und das Erzhaus Österreich gerichtet sei. Aber meine Sorgen sind mir auf dem Wege wiedergekommen, was leicht künftig durch diesen Schluß entstehen und verursacht werden könnte.“

„Tröstet Euch!“ antwortete Gallas und erhob sich mit einem Ruck. „Das Erzhaus Österreich stehet fester als Ihr glaubt.“

„Dies vernehme ich mit Freuden!“ rief Schaffgotsch und reichte ihm die Hand. „Man wird Euch sicherlich zu Pilsen den Schluß zur Unterschrift vorlegen.“

„Kanns nicht ändern, wenn es geschieht,“ erwiderte Gallas kühl und ließ die Hand des Freiherrn fahren,

„So habet gute Reise und seid zu Pilsen glücklicher, als ich es war," sprach Schaffgotsch und ging.

Darauf nahm er Abschied von Colloredo und Hatzfeld, die auch im Hauptquartier zu Glogau lagen, und ritt nach Ohlau zurück. Aber seine Unsicherheit wurde er nicht mehr los, er schwankte, fand nirgends Anschluß, weil er für den Vornehmsten unter den Vertrauten des Herzogs gehalten wurde, und unterließ es, den Pilsener Schluß seinen Offizieren zur Unterschrift vorzulegen.

Um diese Zeit unterzeichnete Kaiser Ferdinand zu Wien ein Patent, worin er Wallenstein von seinem Posten absetzte, alle hohen und niedern Offiziere zu Fuß und zu Roß von jeder Verpflichtung gegen ihn entließ, sie anwies, dem Grafen Gallas zu gehorchen und den Unterzeichnern des Pilsener Schlusses bis auf die beiden Rädelsführer Ilow und Terzka Generalpardon bewilligte. Allein dieses Patent wurde geheimgehalten und nur den schon von Wallenstein abgefallenen Offizieren bekannt gegeben. Colloredo und Hatzfeld, von denen der eine nach des Freiherrn von Schaffgotsch Regimentern, der andere nach seinen Gütern trachtete, hielten ihm diesen kaiserlichen Erlaß geflissentlich vor, also daß er über die weiteren Maßnahmen völlig im unklaren blieb.

Wohl fühlte er, daß die unhaltbare Kampfstellung zwischen Kaiser und Herzog zur Entscheidung drängte. Als weichmütiger Schlesier suchte er es mit keiner Partei zu verderben, also daß er den Rückhalt auf beiden Seiten verlor. Er schrieb nach Pilsen an Terzka und bewies dem Herzog seine Ergebenheit in wohlgesetzten Worten, während er die Ausführung der Pilsener Be=

fehle nach Möglichkeit hinausschob, um nichts gegen den Kaiser unternehmen zu müssen.

Der allmächtige Hofkriegsratspräsident Graf von Schlick in Wien war mit seinem Urteil über den Freiherrn von Schaffgotsch längst fertig geworden.

Da kam der Oberst von Freiberg, der die Schaffgotschen Regimenter, soweit sie in Troppau lagen, kommandierte, nach Ohlau geritten und bat um Gehör.

„Hol mich der Kuckuck," polterte der alte Haudegen los, „wenn ich hier noch durchfinde! Bald kommt von der, bald von jener Seite ein Wisch. Ihr seid mein General, sagt mir also, wem ich folgen soll. Regiert der Kaiser noch immer oder schon der Herzog?"

„Wem habt Ihr Treue geschworen?"

„Euch und dem Generalissimus."

„Und wessen Untertan seid Ihr?"

„Des Herzogs von Braunschweig."

„So habt Ihr mit dem Kaiser nichts zu schaffen," entschied Schaffgotsch, weil er glaubte, daß man ihm von Pilsen aus eine Falle stellen wollte.

Der Oberst von Freiberg ritt stracks nach Troppau zurück und dankte seinem Herrgott, daß ihm der General von Schaffgotsch eine schwere Last vom Herzen genommen hatte.

Kurz darauf, am 24. Februar, saß Schaffgotsch in Ohlau mit seinem getreuen Constantin von Wegrer nach dem Mittagsmahl noch ein wenig beim Wein und besprach die schlimme Lage in der Armee.

„Mir ist, als stäke ich mit dem Kopf in einem dunklen Sack!" klagte der Freiherr. „Es geht allerhand vor,

und ich weiß nichts davon. Den Obersten Borey, Nidrum und de Vres traue ich nicht mehr über den Weg."

„Ich hab hier und da gehorcht," antwortete der treue Diener unruhig, „allein ich hab nichts erkunden können. Sie schweigen, wenn ich komme, und stecken die Köpfe zusammen, wenn ich gehe. Doch so viel ist sicher, sie schmieden ein Komplott gegen Euch."

„Mögen sie es immerhin tun, ich bin mir keines Fehlers bewußt," rief der Freiherr und erhob sich. „Laß mir das Roß satteln, ich will die Feldwachen bereiten."

Noch ehe Constantin die Treppe hinab war, wurde der Generalmarsch durch das kleine Städtchen geschlagen, und die drei Obersten Borey, Nidrum und de Vres erschienen mit dem Spanier d'Espaigne, der direkt aus Wien gekommen war, und mit einer starken Abteilung Fußvolk vor dem Schlosse.

„Was ist das?" rief der Freiherr aufgebracht. „Hab ich solches anbefohlen?"

„Ihr habt hier nichts mehr zu befehlen," erwiderte der Oberst Nidrum, der an der Spitze der andern in die Gemächer drang.

„Ich will Euch zeigen, wer hier General ist!" schrie Schaffgotsch zornig und suchte, zum Glück vergeblich, nach seinem Degen.

„Hier ist der Befehl des Kaisers!" sprach d'Espaigne gemessen und entfaltete ein Pergament. „Ihr seid gefangen. Wir haben Euch lebend oder tot nach Glatz zu liefern."

Da ergab sich der Freiherr. Während der Wagen angespannt wurde, legten sie auf seine Briefschaften Beschlag. Dann wurde er unter Bedeckung von 500 Rei-

tern fortgebracht und kam am Morgen nach Franken-
stein und am Nachmittag nach Glatz.

Kaum erfuhr der Oberst von Freiberg in Troppau die Gefangennahme des Freiherrn von Schaffgotsch, so zog er unverzüglich seine Soldaten zusammen, rief die Bürgerschaft herbei und ließ sie dem Herzog von Friedland und seinen Konföderierten huldigen.

Allein diese Treue kam zu spät.

Noch an demselben Tage, da man Hans Ulrich Freiherrn von Schaffgotsch als des Kaisers Gefangenen in Glatz einbrachte, war der Herzog unter dem mörderischen Partisanenstoß des irischen Hauptmanns Deveroux zu Eger gefallen.

II

Kaiser Ferdinand saß in diesen Tagen rundlich und feist auf seinem goldnen Stuhle, ließ die übergroße Unterlippe hängen und fand keinen Schlaf. Sein Beichtvater, der Luxemburger Lämmermann oder Lemormain, wie er sich lieber nennen hörte, durfte ihm nicht von der Seite weichen. Je länger die Nachrichten ausblieben, um so mehr bedurfte die bekümmerte Majestät des römischen Reiches des geistlichen Zuspruchs und der kirchlichen Stärkung. Am Morgen des achtundzwanzigsten Februars erschien endlich der Hofkriegsratspräsident Graf von Schlick mit den längst erwarteten Stafetten. Da zeigte es sich denn, daß überall, bis auf Troppau, die kaiserliche Politik dank der ihr eigenen List und Verschlagenheit obgesiegt hatte.

Sofort fand der Kaiser seine österreichische Gemüt-

lichkeit wieder und setzte sich an den Tisch, um zu regieren. Pater Lämmermann nahm zur Rechten, der Graf zur Linken des Kaisers Platz.

„Die heilige Mutter Gottes hat mich nicht in Stich gelassen!“ sagte er hochbefriedigt. „Den Waldstein bin ich auf eine gute Art losgeworden. Wir wollen im Dom eine große Messe lesen lassen.“

Pater Lämmermann nickte wohlwollend.

„Der Buttler und der Deveroux haben sich meinen kaiserlichen Dank verdient!“ fuhr der Kaiser fort, während seine gute Laune stetig wuchs. „Was sie fordern, soll ihnen bewilligt werden.“

Und der Hofkriegsratspräsident verbeugte sich untertänigst.

„Was den Oberst von Freiberg betrifft,“ meinte der Kaiser nachdenklich und zupfte sich an der Unterlippe, „dem soll der Götz gut zureden und ihm Pardon bewilligen. Dann wird er schon von Troppau lassen. Ist überdies ein possierlich Männlein, das mir eine heitere Stunde bereitet hat. So er sich weigert, soll ihm der Götz die Tasche spicken, auf daß er von seiner Narrheit kuriert werde.“

„Majestät, er ist ein Ketzer!“ gab der Pater zu bedenken.

„Da soll man ihn halt auf ein Jährlein oder ein halbes einsperren,“ schlug der Kaiser vor, „bis er mürbe geworden ist. Und die anderen soll man laufen lassen.“

Da zuckte der Pater ein klein wenig zusammen.

„Was ists?“ fragte der Kaiser verwundert.

„Majestät,“ erlaubte sich jetzt der Graf zu bemerken, „meine untertänigsten Bedenken —“

„Weiß schon, weiß schon,“ schnitt ihm der Kaiser die

lange Rede ab. „Der Viper ist das Haupt zertreten, also kann sie nicht mehr beißen. Was wollen wir noch mehr Blut vergießen? Wer in dieser schweren Zeit dem Hause Habsburg die Treue gehalten hat, wird belohnt, und wer es mit dem Herzog gehalten hat, der soll von meiner Gnade ausgeschlossen bleiben. Die Strafe ist hart genug für die verirrten Schäflein.“

„Die Gnade ist ein kaiserliches Vorrecht,“ sprach Pater Lämmermann mit einer sanften Stimme, „das andere aber ist die Gerechtigkeit. Und diese gehet billig der Gnade voran!“

„Vollkommen recht habt Ihr!“ stimmte ihm der leicht lenkbare Kaiser bei. „Wie immer habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen, mein lieber Herr Pater. Aber ob bei einem Prozeß etwas Gescheites herauskommen wird, das will mir nicht gar so sicher scheinen. Am Ende muß ich diese Hundsfötter doch allzumal laufen lassen, eben um der Gerechtigkeit willen. Halten wir sie lieber ein wenig in Verhaft, bis über die ganze Geschichte Gras gewachsen ist. Ich danke ja Gott und der Jungfrau Maria, daß sie mir den Waldstein nicht lebendig nach Wien gebracht haben. Das hätte einen schönen Rumor gegeben! Denn wer weiß, ob wir ihn seiner Verräterei hätten überführen können. Mit seinen ihm bewilligten Konditionen konnte er alles verteidigen, was er getan hat.“

„Majestät dürften seiner Verurteilung ganz getrost gewesen sein,“ sprach der Graf. „Denn er hat offensichtlich den kaiserlichen Befehlen zuwidergehandelt und dadurch seine Rebellion bewiesen.“

„Mein lieber Graf,“ erwiderte der Kaiser stirnrun-

zelnd, „mir könnt Ihr schon gar nichts vormachen. Nach den bewilligten Konditionen hatte ich dem Waldstein nicht die Bohne zu befehlen. War freilich ein Krebsschaden. Und Ihr, mein lieber Graf, seid mit schuld daran gewesen."

„Wie aber wird das Urteil der Nachwelt fallen, so die andern Verschwörer freikommen?" fragte lispelnd der Pater, ohne daß eine Fiber seines glatten Gesichts zuckte. „Wird es nicht heißen, man fürchtet sich zu Wien vor der Wahrheit."

„Dies eben ist auch mein fürsichtiges Bedenken!" fiel der Graf ein, der sich inzwischen von dem kaiserlichen Stirnrunzeln etwas erholt hatte. „Der böse Wille der ketzerischen Reichsstände wird geschwind das Urteil fällen, daß der Waldstein ohne Grund und Ursache und nur auf eine falsche Anschuldigung hin ermordet worden ist, was aufs deutlichste damit belegt werden kann, daß Euer Majestät sich dem Buttler und dem Deverour gnädig erzeigen wollen."

Wieder ließ der Kaiser die große Unterlippe hängen und wußte weder aus noch ein.

„Wen haben wir denn da alles gegriffen?" fragte er endlich.

„Herzog Julius Heinrich zu Sachsen-Lauenburg."

„Muß passieren!" entschied der Kaiser.

„Johann Ernst Freiherr von Scherffenberg, Ernst Georg von Sparr, Franz Wilhelm Mohr vom Waldt, Peter Losy, Bernhard Hämerle —"

„Kommen alle unschuldig dazu," meinte gutmütig der Kaiser, „sind verführt worden von des Waldsteins Suprematie."

„Und Hans Ulrich von Schaffgotsch!" fuhr der Graf fort. „So der gerecht ist, muß Gott ungerecht sein. Man hat Briefe von ihm aufgefangen, die ihn aufs schwerste belasten. Noch kurz vor seiner Gefangennahme hat er an Terzka geschrieben. Gallas, Colloredo und Hatzfeld zeugen wider ihn. Und daß der Freiberg in Troppau sitzt und die Bürgerschaft dem Waldstein huldigen läßt, hat kein anderer verschuldet als dieser General von Schaffgotsch, der des Waldsteins vornehmster Vertrauter war zu Pilsen."

„Außerdem ist er ein Ketzer!" bemerkte der Pater sanftmütig.

„Also der Schaffgotsch!" seufzte der Kaiser und begann sofort zu schwanken. „Ist bis auf seine Ketzerei ein braver Mann, hat einen großen Anhang in Schlesien und hat sich bei Steinau schöne Meriten geholt. Er ist mir vorzeiten ein gar angenehmer und treuer Diener gewesen."

„So mag er beweisen, daß er es auch bis heute geblieben ist!" flüsterte der Pater.

„Er kann es nimmermehr beweisen!" trumpfte der Graf auf. „Man wird ihn vielmehr mit seinen eigenen Worten leichtlich überführen, daß er ein Meuterer und ein Rebell ist, der sich des Crimen laesae Majestatis schuldig gemacht hat."

„Diesen Verbrecher zu strafen wird für die kaiserliche Gerechtigkeit ein großer Ruhm sein," flüsterte der Pater weiter. „Desgleichen für die heilige Kirche! Denn so ein Ketzer der Gerechtigkeit überantwortet wird, freuen sich die Engel doppelt. Dem Waldstein kann nichts mehr abgepreßt werden, wohl aber dem Schaff-

gotsch. Zudem ist er der reichste Mann in Schlesien. Und man wird gar bald einige Latifunden nötig haben, um sich der Treue der Getreuen weiterhin versichert zu halten. Die Güter des Herzogs von Friedland reichen dazu nicht aus."

Der Kaiser zupfte stärker an seiner Unterlippe und schwieg, die Entscheidung fiel ihm nicht leicht.

„Ist es sicher," fragte er zögernd, „daß er sich nicht herausreden kann?"

„So sicher wie die Wunder Christi!" beteuerte der Graf.

„Denn so er freikommt," gab der Kaiser zu bedenken, „wird es ein mißlich Werk für uns. Dieweil es dann offenbar wird, daß der Waldstein gar nicht nach der böhmischen Krone gestrebt hat und dergleichen Fama mehr, die ich um der Gerechtigkeit willen nicht möchte entkräftigt sehen."

„Dies soll immerdar meine äußerste Sorge sein!" versicherte der Graf.

„Dann soll mit ihm verfahren werden, was Rechtens ist!" entschied der Kaiser, kniete vor dem Muttergottesbild nieder und flehte um dessen Segen.

Hans Ulrich von Schaffgotsch wurde nach Wien überführt und mehrfach verhört. Allein er konnte keine Geheimnisse gestehen, weil er keine wußte. Seinen Brief an Terzka erklärte er aus der Not der Zeit, da er nicht gewußt hätte, wohin er sich wenden solle. Er war seiner Unschuld gewiß und gar getrosten Mutes.

Der Hofkriegsratspräsident ließ ihn noch einige Male pro forma verhören und schickte ihn mit den sechs andern Gefangenen ins Pilsener Hauptquartier. Hier hat-

ten sie ziemliche Freiheit, durften ein- und ausgehen, wann es ihnen beliebte, konnten sich Diener und Pferde halten, ein jeder nach seinem Stand und Vermögen, und luden sich gegenseitig zu fröhlichen Banketten. Der Freiherr, der von heiterer und leichter Gemütsart war, ließ am allerwenigsten den Kopf hängen und wartete auf des Kaisers Gnade.

Constantin von Wegrer war in der ganzen Zeit nicht von seinem Herrn gewichen und hatte im Laufe des Jahres mehrmals in Wien heimlich nach dem Stande der Dinge geforscht. Doch seine wenig tröstlichen Nachrichten, die er nach Pilsen brachte, wollte der Freiherr niemals glauben. Als im Juli 1635 die Stadt Pilsen von dem schwedischen General Banér, der in Nordböhmen eingefallen war, ernstlich bedroht wurde, brachte man die Gefangenen nach Budweis. Auch hier vergnügten sie sich und hofften auf ihre baldige Freiheit, ritten zusammen über Feld und feierten fröhliche Feste, wobei es an Musik und schönen Damen nicht fehlte.

Inzwischen arbeitete man in der Wiener Hofkanzlei an den Akten. Sie schwollen so lange an, bis der Graf Schlick einen dicken Strich machte und von dem Generalauditor Ludwig von Sestich einundfünfzig Anklagepunkte ausziehen ließ.

Constantin von Wegrer war es gelungen, einen Kopisten der Hofkanzlei zu bestechen und erlangte auf diese Weise Kunde von dem Vorhaben, daß es dem reichen Freiherrn von Schaffgotsch an den Hals gehen sollte. Eilends kehrte er nach Budweis zurück und beschwor ihn auf den Knien, sich dem längst geplanten Justizmord durch schleunigste Flucht zu entziehen.

„Man wird dich falsch berichtet haben," wehrte sich der Freiherr gegen diese entsetzliche Nachricht. „Das kann des Kaisers Wille nimmermehr sein. Er kann mir wohl seine Gnade entziehen, aber nicht das Leben nehmen."

„Und doch ist es so," rief Constantin. „Euer Untergang ist beschlossen. Machet Euch noch heute zu den Schweden davon. Wer weiß, was der Morgen bringt. Eure Kindlein will ich wohl in Hut nehmen und schleunigst aus des Kaisers Ländern führen!"

„Auf daß sie ihr Leben in Armut dahinbringen!" sprach der Freiherr.

„Lieber ein Leben in Armut, als ein schimpflicher Tod!"

„Ich bin mir keiner Schuld bewußt," entschied der Freiherr nach kurzem Schwanken. „Entwiche ich, müßte jedermann an meine Schuld glauben. Lieber will ich unschuldig mein Leben lassen, als meine Ehre verlieren!"

Da ging der treue Constantin beiseite und weinte bitterlich.

Schon am andern Tage mußten die Angeklagten Budweis verlassen, fuhren zu Schiff die Donau hinauf und trafen am 18. Februar 1636 in Regensburg ein, wo sofort das Kriegsgericht zusammentrat.

Der Feldprofoß Niklas Staffier verlas die Anklage, und beschuldigte darin den Herzog von Friedland, daß er, ohngeachtet ihn der Kaiser mit Guttaten, Gnaden, Freiheiten, Hoheiten und Dignitäten begabt und geziert, dennoch willens gewesen sei, seinen erlauchten Wohltäter nicht allein von dessen Erbkönigreichen und Landen zu vertreiben, sondern ihn und sein Haus gänzlich auszurotten und Kron und Zepter sich eidbrüchigerweise

selbst zuzueignen. Mit solchem Manne hätten sich die Angeklagten heimlich zusammengetan, nachher als Rädelsführer andere zu verlocken und die schändliche Aktion auszuführen gesucht, also daß sie zu wohlverdienter Strafe an Leib und Leben zu verdammen und hinzurichten seien.

Unter dem Vorsitz des Feldmarschall-Lieutenants Freiherrn Johann von Götz verwarf das Kriegsgericht Schaffgotschs Verteidigung, hielt ihm die handgreiflichen Unwahrheiten seiner Aussage vor Augen und vermahnte ihn allen Ernstes, auch mit Drohung der Schärfe, den rechten Grund zu sagen. Allein er blieb, als der Hauptangeschuldigte, hartnäckig und verstockt.

Darauf tat das Kriegsgericht den Spruch: „Zur Erhaltung guter Kriegsdisziplin, ihm zur wohlverdienten Strafe und andern zu einem abscheulichen Exempel ist er dem Freimann zu überantworten, welcher ihm gehörenden Orts als einem Meineidigen erstlich die rechte Hand abhauen, folgends ihn als einen Meutmacher, Verräter und Beleidiger der kaiserlichen Majestät mit dem Schwerte vom Leben zum Tode dergestalt hinrichten wird, daß der Kopf der kleine und der Leib der größere Teil verbleiben. Daran geschieht der kaiserlichen Malefiz ein Genügen."

Dieses Urteil brachte der Hofkriegsratspräsident Graf von Schlick eines Morgens dem Kaiser zur Unterschrift. Des Verurteilten Gnadengesuch hatte er unbeachtet beiseite gelegt.

Nachdem der Kaiser das Urteil gelesen hatte, sprach er mißbilligend: „Es ist viel zu geringe. Seit mehr als einem Jahre warten einheimische und fremde Na-

tionen mit Verlangen auf die Enthüllungen über die Friedländische Verschwörung. Also ist es nötig, daß dieses Werk ex fundamento examiniert und durch allerlei zulässige Mittel die rechte Wahrheit ergründet werde."

„Darum hat das Kriegsgericht ins gnädige Belieben Euer Kaiserlichen Majestät gestellt, ob gegen die Inkulpaten, insonderheit gegen Schaffgotsch die scharfe Frage anzuwenden sei."

„Ist dawider etwas geltend zu machen?" fragte der Kaiser und ergriff den Gänsekiel.

„Der zum Tode Verurteilte ist bereits als ein Cadaver mortuum anzusehen, mit dem man nach Belieben verfahren darf," erklärte der Graf. „Der geringe Schmerz des peinlich Befragten wiegt nichts gegen die Wichtigkeit, ein mehreres über die begangene Verräterei zu erfahren."

„Also mag der eine für sie alle büßen!" entschied der Kaiser und unterschrieb das Urteil gegen Hans Ulrich Freiherrn von Schaffgotsch. Die andern Urteile gab er im unveränderten Zustande zurück.

Am Mittwoch nach Pfingsten wurde der Freiherr aus seiner Wohnung auf der Regensburger Heide ins Rathaus gebracht, wo man ihn in einem engen Gelaß streng bewachte. Am vierten Abend führte man ihn drei Treppen hinunter in ein Gewölbe tief in der Erden.

Dort faßte ihn zum ersten Male der Henker an, band ihm die Hände und Füße und zog ihn mit einem Seil gegen die Decke, daß ihm die Arme ausgerenkt wurden. Trotz des Schmerzes blieb er beharrlich bei seiner Aussage, nichts entdecken zu können, und antwortete

auf alle Fragen des Auditors nichts, als daß man ihm das Leben nehmen möchte, denn er begehre nicht mehr zu leben.

Nach dreistündiger Marter löste der Henker die Bande, renkte ihm die Gliedmaßen wieder ein und ließ ihn auf das Stübchen führen. Als Constantin von Wegrer seinen Herrn erblickte, fiel er auf sein Angesicht und weinte laut.

„Sieh," sprach der Freiherr, „wie mich diese henkersmäßigen Schelme für meine dem Kaiser treu geleisteten Dienste zugerichtet haben!"

Erst nach drei Wochen vermochte er seine Arme wieder zu gebrauchen.

Inzwischen ging der Bericht über die erfolglose Tortur nach Wien, und das Kriegsgericht stellte es wiederum dem Kaiser anheim, ob die scharfe Frage weiter anzuwenden sei. Allein der Kaiser wollte der Sache ein Ende machen und befahl, daß das Todesurteil gegen Schaffgotsch unverzüglich vollstreckt werden solle. Die andern Angeklagten wurden begnadigt.

Nun ergab sich Hans Ulrich von Schaffgotsch in sein Schicksal, nahm brieflich Abschied von seinen Kindern, beteuerte ihnen seine völlige Unschuld und empfahl sie dem Schutze Gottes. Dann machte er sich zum Sterben bereit, betete inbrünstig und sah den Abgesandten, die ihm die Stunde der Hinrichtung mitzuteilen kamen, gefaßten Gemütes entgegen.

Als sie mit höflichem Gruß eintraten, wagte keiner von ihnen, seine Stimme zu erheben.

„Wenn euer Kommen", redete sie der Freiherr an, „die Absicht hat, mir das Leben abzusagen, so wäre

mir das die angenehmste Post. Denn ich bin mit Freuden bereit zu sterben."

Darauf sprach er wohl eine Stunde lang vom seligen Sterben, daß der Rittmeister Granus, der über ihn mit zu Gericht gesessen hatte, sagte: „Ach, Herr, Ihr machet, daß einer bald mitsterben möchte."

Am Nachmittag erschienen der Pfarrer der Dreifaltigkeitskirche, Magister Samuel Lentz, und der Diakonus Donauer, um die er gebeten hatte, und sprachen ihm Trost zu. Nach ihnen kamen die Jesuiten, die schon öfters während seiner Gefangenschaft versucht hatten, seine ketzerische Seele für die katholische Seligkeit zu gewinnen, aber er fertigte sie kurz und stumpf ab und ließ sich, da sie nicht gutwillig weichen wollten, eine Bibel reichen. Vor dieser entflohen sie.

„Wecke mich in der Frühe!" sprach er am Abend zu Constantin von Wegrer und tat seinen letzten Schlaf, der war tief und ruhig, dieweil er ein gutes und vortreffliches Gewissen hatte.

„Gott gebe mir nach diesem Lichte das ewige Licht!" rief er, als er sich vom Lager erhob, legte einen schwarzen Rock, Sporenstiefel und das Reiterkoller aus Elenshaut an, küßte den Geistlichen, die ihn zum letzten Gange bereiten kamen, die Hände und folgte dem Generalprofoß. Auf dem Flur des Rathauses empfing ihn der Rat mit entblößten Häuptern und tiefen Reverenz-Komplimenten.

„Ich danke euch, ihr Herren," sprach er zu ihnen und reichte einem jeden die Hand, „daß ihr mir meine letzte Ruhestätte in der Dreifaltigkeitskirche vergönnen wollet."

Worauf sie ihm die ewige Seligkeit wünschten und ihr Herzeleid darüber kundgaben, daß sie ihm nicht einen besseren Liebesdienst erweisen könnten.

Als er auf den Markt trat, hub alles Volk laut zu weinen und zu schluchzen an. In einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, neben dem Constantin von Wegrer ging, fuhr er langsam durch die Straßen, indem er freundlich alle Grüße erwiderte, auf die grüne Heide hinaus, wo im Gasthaus zum goldnen Kreuz das Kriegsgericht versammelt war.

Hier mußte er absteigen, um die Verlesung des Urteils zu hören, wobei ihm die kaiserliche Gnade mitgeteilt wurde, daß das Abhauen der Hand unterbleiben sollte.

Als man ihn aber in dem Urteil der Untreue beschuldigte, brauste er auf im Zorn, schlug mit der rechten Hand auf seine Brust, hob den Schwurfinger und rief: „Ich bin kein Rebell. Es hat mir nichts Unrechtes erwiesen werden können. Ich sterbe so unschuldig wie Jesus Christus und als ein treuer Diener des Kaisers. Das will ich vor Gott mit meinem Blute bezeugen. Diejenigen aber, die an meinem Tode Ursach haben, absonderlich dich, Götz, will ich an jenem Tage der Auferstehung vor das Jüngste Gericht zitiert haben!"

Nun trat er die Treppe hinab, verscheuchte die beiden Jesuiten, die sich noch einmal an ihn zu hängen versuchten, und bestieg das Schafott. Zwei Fähnlein Soldaten hielten es besetzt, rührten die Trommeln und schwangen die Fahnen. Der treue Constantin blieb auch hier an der Seite seines Herrn und wies ihm den Stuhl, auf dem er Platz nehmen sollte.

„Nun so will ich mich mit Leib und Seele meinem lieben Gott zu eigen geben!“ rief er und setzte sich aufrecht hin.

Da trat von hinten der Henker heran und schlug ihm mit einem Streich, ehe es jemand ahnte, das Haupt herunter, daß das Blut hochauf sprang.

Constantin von Wegrer nahm den Kopf, küßte ihn und hüllte ihn in ein schwarzes Tuch. Unterdessen hatten die andern Diener den Sarg heraufgetragen. Ungewaschen, wie es der Freiherr befohlen hatte, legten sie den Leichnam hinein. Er wollte so, wie man ihn in Regensburg zugerichtet hatte, vor Christi Stuhl dereinst dem Kaiser gegenübertreten.

Unter denen, die der Hinrichtung zusahen, waren auch der Oberstlieutenant von Freiberg und der Oberst von Sparr, der schon vor einigen Wochen wieder auf freien Fuß gesetzt worden war.

„Ich bin ein Schelm gegen diesen da!“ rief der Oberstlieutenant von Freiberg so laut, daß es viele hören konnten. „So dieser Gerechte den Tod erleiden muß, so habe ich ihn zehnfach verdient. Denn ich bin von dem Kaiser in Wahrheit abgefallen. Da ich aber ein armer Hund bin, darum läßt man mich leben!“

„Schweigt, Kamerad!“ riet ihm der Oberst von Sparr. „Es ist einmal der Lauf dieser Welt, daß man die Gerechten tötet, damit man habe zu geben den Ungerechten.“

Constantin von Wegrer ließ durch einen Maler von seinem toten Herrn ein Brustbild anfertigen. Dann wurde der Leichnam in der Nacht beim Scheine der Fackeln zur Gruft getragen, die man in aller Eile neben der Dreifaltigkeitskirche gemauert hatte.

Des Freiherrn schlesische Güter nahm der Kaiser, als der Erbe aller Hochverräter, in Besitz. Die Trachenberg-Prausnitzer Herrschaft gab er bald darauf an den Fürsten Melchior von Hatzfeld.

Die Schaffgotschen Kinder waren noch bei Lebzeiten ihres Vaters nach Olmütz gebracht worden, wo sich die Jesuiten ihrer annahmen. Adam Gotthard, der zweitjüngste Sohn starb allda, weil er sich gegen seine neuen Lehrmeister gar nicht akkommodieren konnte. Die anderen aber wurden sämtlich zum katholischen Glauben bekehrt, worüber sich der brave Pater Lämmermann am meisten freute.

Im Jahre 1641 wurde Hans Ulrich von Schaffgotschs ältestem Sohne Christoph Leopold die Herrschaft Greiffenberg zurückgegeben. Dies war die kaiserliche Gnade, die nun an die Reihe kam, nachdem der Gerechtigkeit mehr als hinreichend Genüge geschehen war.

Der Hexenrichter

Kurz nach dem Dreißigjährigen Kriege sprach Ignatius Kube, Doktor beider Rechte, auf des Bischofs Gerichtsvogtei zu Neiße das Recht. Er war ein gerechter Richter, von Milde und Strenge gleichweit entfernt, und errang sich durch seine Unbestechlichkeit einen hohen Ruhm. Ohne Ansehen der Parteien das Recht zu suchen und zu finden und die Schuldigen zur verdienten Bestrafung zu bringen, war sein einziges Bestreben.

Um diese Zeit brach im Fürstentum Neiße eine Hexenverfolgung aus, wie sie schlimmer noch niemals das schlesische Land heimgesucht hatte. Die geistlichen Gerichte griffen überall alte und junge Weiber auf, überführten sie mittelst der Tortur der Teufelsbuhlschaft und heischten von dem weltlichen Gericht die Aburteilung und die Verbrennung der Übeltäterinnen. Denn die geistlichen Gerichte mußten Gnade walten lassen, wenn nur die Sünder ihre Taten aufrichtig bereuten. Und sie bereuten und flehten alle gar erbärmiglich um Gnade.

Ignatius Kube, der als weltlicher Gerichtsvogt keine Gnade üben durfte, mußte dem geistlichen Gericht zu Willen sein. Und es fiel ihm nicht gar so schwer. Denn wie die meisten seiner Zeitgenossen glaubte auch er an das Vorhandensein des leibhaftigen Satans, und unter den Büchern, in denen er sich juristische Belehrung

holte, stand der fürchterliche Hexenhammer von Heinrich Justitoris und Jakob Sprenger nicht an letzter Stelle.

Auf sein Geheiß und mit des Bischofs Segen flammten nun allerorten, besonders in Freiwaldau und Zuckmantel, die Scheiterhaufen empor. Im Jahre 1651 gingen im Fürstentum Neiße an 200 Hexen in Feuer und Rauch auf. Es hub ein Sengen und Brennen an und wollte noch immer kein Ende nehmen, daß es schließlich Ignatius Rube über die Kraft ging. Also kam er um seinen Abschied ein, der ihm auch huldvollst gewährt wurde.

In Neiße aber blieb man beim Brennen. Es wurde sogar in der Nähe des Hochgerichts ein eigener Hexenofen errichtet, der die fromme Stadt bei der ganzen Christenheit in einen schlechten Ruf brachte.

Der Pfarrer Pedewitz, ein aufgeklärter Mann, wetterte zwar von der Kanzel wider dieses unvernünftige Brennen und verstieg sich sogar zu der freimütigen Behauptung: „Ich glaube, wenn man die Richter auf die Folter legte, so würden sie auch bekennen, daß sie Hexen seien, geschweige denn die alten und schwachen Weiblein."

Wenn er nicht das geistliche Kleid getragen hätte, wäre er um dieser ketzerischen Äußerung willen ohnfehlbar selbst auf den Scheiterhaufen gekommen.

Als man aber nicht umhin konnte, der Gerechtigkeit zuliebe die Frauen zweier Ratsherren zu verbrennen, stellte man plötzlich die Verfolgungen ein, da sich, wie man zur Entschuldigung meinte, das Laster zu hoch, zu weit und zu breit erstreckte. Die ganze Stadt hätte

man schließlich verbrennen müssen, wenn nicht der Kaiser auf den Rat weiser Männer dieser Art zu verfahren Einhalt geboten hätte.

Nicht lange danach erhielt Ignatius Kube die königliche Gerichtsvogtei in Ratibor. Hier saß er mit den sechs Schöffen der Stadt auf der Bank, schlichtete und strafte, wie es Kaiser Karls Halsgerichtsordnung heischte, und führte ein unsträfliches Leben. Denn er war trotz seiner unbeugsamen Gerechtigkeit ein Mann von sanfter und stiller Gemütsart, in dessen Herzen niemals die Rachsucht und die Grausamkeit eine Herberge gefunden hatten. Von Hexen und Teufelsgesellen war weder in Ratibor noch in den umliegenden Dörfern, über die sich die Gewalt der Vogtei erstreckte, etwas zu spüren, also daß er vorderhand von dem, was ihn aus Neiße vertrieben hatte, verschont blieb.

Zu Pfingsten 1663 ehelichte er die Witib Sophia Schubert, die zweite Tochter Daniel Freunds, der ein reicher und angesehener Bürger war. Sie war noch jung an Jahren, wohlgebaut und von schönem Antlitz, von stolzem, doch nicht hoffärtigem Wesen, führte einen frommen, untadeligen Wandel und tat den Armen und Bresthaften viel Gutes. Sie brachte ihrem neuen Eheherrn, dem sie wegen seiner Tugenden von Herzen zugetan war, aus ihrer ersten Ehe zwei Kinder mit und schenkte ihm bald noch zwei dazu. So lebten sie dahin in Eintracht, Treue und Zucht vor Gott und den Menschen bis ins vierte Jahr.

Am Tage Laurentii des Jahres 1667 kam Matthäus Schimek, der Sohn eines Schusters zu Syrin, vor die Schöffenbank gelaufen und bezichtigte die Catharina

Mazur aus Kornowatz, seine ihm ehemals verlobte Braut, daß sie ihm untreu geworden sei und mit dem Teufel Buhlschaft treibe.

„Höre, du Bursch!" warnte ihn der Vogt. „So du von der Wahrheit weichst, wird es dir den Hals kosten."

Allein Matthäus Schimek beteuerte bei Gott und allen Heiligen, daß er die lautere Wahrheit spräche, und daß der Teufel auf Walpurgis in dem Grenzbusch zwischen Syrin und Lubom erschienen sei und die Catharina Mazur nebst vielen andern Bauerndirnen und Weibern zur höllischen Unzucht verführt, ihnen Zaubersalben und teuflische Tränklein gegeben und mit ihnen einen Hexensabbat gefeiert hätte.

„Seit wann tanzt der Satan zwischen Syrin und Lubom?" fragte Johann Czermak, der jüngste Schöffe, der nicht vom Hexenwahn befangen war. „Hat er doch zu Walpurgis genug auf dem Blocksberg zu tun!"

„Dies will nichts besagen," erwiderte der eisgraue Schöffe Leopold Krieger, für den jedes zweite Weib eine ausgemachte Hexe war. „Es wird vielleicht ein Unterteufel sein, der da sein Unwesen auf eigene Faust treibet."

„Nein!" rief der Syriner Schustersohn eifrig, „es ist der oberste der Teufel, trägt Hörner wie ein Ziegenbock und einen Bocksbart, hat ein zottig Fell und einen Pferdefuß, hält den Schlüssel der Hölle in seinen Händen, schlingt Feuer in sich hinein und läßt es wieder aus seinem Munde herausgehen. Hat auch zwölf Diener bei sich, die er seine Kavaliere nennt. Die decken die Tafel, schenken Branntewein und schwingen die Pechfäßlein, so er die höllische Messe liest."

„Du lügst!" rief Ignatius Kube, um ihn zu verwirren.

„Edler Herr Vogt," verteidigte sich Matthäus Schimek, „ich sage die lautere Wahrheit. Bin ich doch gestern abend selbst dabei gewesen, wie der Satan mit Catharina Mazur um das Feuer tanzte."

„Ei, ei!" sprach Leopold Krieger schmunzelnd. „Also bist du auch ein Hexenmeister!"

„Nicht also!" wehrte sich der brave Schustersohn. „Die Catharina Mazur hat mich dahin gelockt. Und weil ich nicht von ihr lassen kann, darum bin ich ihr zu Willen gewesen. Als ich aber sah, daß es der Satan war, mit dem sie sich zu tun machte, bin ich von dannen gelaufen, um ihrer Sünde nicht teilhaftig zu werden."

„Dein eigen Zeugnis zeuget wider dich!" sprach Ignatius Kube ruhig. „Da du dich selbst bezichtigst, bei der satanischen Messe zugegen gewesen zu sein, muß ich dich festhalten, damit dir dein Recht geschehe!"

Matthäus Schimek sank jammernd in die Knie und schwur, daß er unschuldig sei.

„Das wird sich weisen!" antwortete ihm der Vogt. „Hast du die Wahrheit gesprochen, wird dir kein Härlein gekrümmt werden, darum, daß du uns im Kampfe gegen die höllische Gewalt geholfen hast. So du aber gelogen hast, werden die Raben gar balde dein Fleisch fressen!"

Nun fiel von Matthäus Schimek die Furcht ab, und er erhob sich.

„Wie kommts," forschte Johann Czermak, der ungläubige Schöffe, „daß der Satan gestern im Syriner Busch war, da doch Walpurgis längst vorüber ist!"

„Er ist seit Walpurgis noch oftmals da gewesen," gab Matthäus Schimek zur Antwort, „so habe ich es von der Catharina Mazur gehört. Jeden Donnerstag und Sonnabend, sobald die Sonne untergegangen ist, reiten die Hexen nach dem Grenzbusch. Und so der Satan einmal ausbleibt, setzet sich der oberste der Kavaliere auf den Thron."

„Sind dir außer der Catharina Mazur noch andere Hexen mit Namen bekannt?" forschte der Vogt eifriger.

„Nur noch die Hedwig Nowak aus Lubom," erwiderte Matthäus Schimek. „Die beiden sind heute mit mir zur Stadt gegangen und warten auf mich in der Herberge."

Da pochte der Vogt dreimal mit einem Hammer auf den Tisch, daß der ganze Saal dröhnte.

Der Gerichtsknecht trat ein.

„Nimm diesen Mann," befahl ihm der Vogt, „und gehe mit ihm in die Herberge, die er dir zeigen wird. Daselbst werden zwei Mädchen sein, die bringe hierher. Lasse aber auch diesen nicht los!"

Der Knecht gehorchte. Ignatius Kube aber blieb mit den Schöffen zurück, und sie überdachten den Fall.

„Es ist der Satan! Wer will daran zweifeln?" entschied Leopold Krieger. „Man wird sie allesamt mit Feuer verbrennen müssen."

Die andern vier Schöffen, die stets seiner Meinung waren, stimmten ihm auch diesmal bei.

„Glaub eher, daß es mit rechten Dingen daherläuft!" meinte Johann Czermak. „Wird wohl ein Haufe böser Buben sein, die sich für Teufel ausgeben, den Weibern die Sinne verdrehen und ihnen das Geld ablocken.

Läuft genug Diebs- und Raubgesindel aus dem Kriege herum, sonderlich in den Pleßer Wäldern."

„Ex officio müssen wir ohne Zögern einschreiten," entschied der Vogt, der noch niemals ein leichtfertiges Urteil gefällt hatte, „die beiden Angeschuldigten vorladen und befragen. Hernach erst stehet uns an, den Spruch zu suchen."

Und die Schöffen schwiegen und ehrten seine Weisheit.

Inzwischen waren Catharina Mazur und Hedwig Nowak aus der Herberge geholt worden und wurden nun vor die Schöffenbank gestellt. Erst wollten sie überhaupt nichts wissen. Dann aber, als Matthäus Schimek seine Aussagen wiederholte, erhuben sie ein klägliches Wehgeschrei. Weil sie aber noch immer nichts bekennen wollten, bedrohte sie der Vogt mit der peinlichen Frage und ließ aus dem untersten Gemach des Jammerturmes die Daumschrauben holen, und der Marterknecht wies den beiden Weibern, wie die Werkzeuge gebraucht würden.

Da schickten sie sich endlich an zu gestehen, daß Matthäus Schimek die lautere und reine Wahrheit gesagt hätte, und daß an jedem Donnerstag und Sonnabend in dem Grenzbusch zwischen Syrin und Lubom ein Hexensabbat gehalten würde, bei dem viel Unzucht, Lästerung und teuflische Gräul getrieben würden.

Als aber der Vogt die Namen der anderen Weiber, die daran teilgenommen, wissen wollte, verfielen die beiden Angeschuldigten wieder in ihr altes Geschrei, also daß ihnen die Daumen in die Schraublöcher gelegt werden mußten.

„So ihr verstockt bleibt," drohte der Vogt, „wird man euch bittere Qualen bereiten."

Doch sie bekannten nichts anderes, als daß sie die andern Weiber nicht nennen dürften, dieweil der Satan geschworen hätte, ihnen auf der Stelle die Hälse abzudrehen, wenn sie die Namen verrieten.

„Er hat euch wohl eine Salbe gegeben, die fest macht?" fragte Leopold Krieger begierig.

„Dieser Glaube wird euch gar bald vergehen," meinte der Vogt und winkte den beiden Knechten, die Schrauben anzuziehen.

„Ach, edle Herren," rief da Matthäus Schimek unter Tränen, „haltet ein um Gottes willen! Denn ich kann es nicht mitansehen. So ihr aber wissen wollt, wer die andern sind, so will ich euch morgen abend in den Grenzbusch führen. Dort könnt ihr sie ohne Mühe alle zusammen greifen."

Leopold Krieger fuhr entsetzt von der Bank auf, und auch die andern vier Schöffen wiesen dieses Ansinnen mit großer Unruhe von sich. Der Vogt aber erwog den Vorschlag bei sich und war schon daran, ihn zu verwerfen, als sich Johann Czermak hören ließ.

„Das dünkt mich ein wacker Wort!" rief er erfreut. „Und so keiner der Herren mitreitet, will ich es wohl auf eigene Faust wagen."

Die fünf andern Schöffen hoben abwehrend ihre Hände.

„Ex officio ist gegen die Vertagung nichts einzuwenden," entschied der Vogt und rief den Gerichtsknecht heran. „Bringe die drei in den Turm und setze die beiden Weiber in das mittlere Gemach, den Mann in

das obere. Laß ihn aber morgen abend heraus, so es einer der Schöffen begehrt."

„Ich werde es schon begehren!" rief Johann Czermak dem Knechte nach, der nun mit den drei Häftlingen abzog.

„So wollt Ihr es wirklich wagen?" fragte Ignatius Kube ungläubig.

„Und ob ich es wagen werde!" lachte der Schöffe siegesgewiß. „Zwanzig mutige Gesellen sollen mit mir aufsitzen. Vielleicht gelingt es mir gar, den Satan selber zu greifen, den mögt ihr dann nach Herzenslust peinlich befragen."

Da sprangen alle fünf Schöffen entsetzt in die Höhe. Nur der Vogt blieb ruhig sitzen.

„So Ihr uns den Satan in die Hände liefert," sprach er ernst, „werden wir mit ihm tun, wie es das Recht erfordert ohne Ansehen der Person."

Damit schieden die Schöffen voneinander, und Ignatius Kube ging in sein Haus.

Der Knecht aber brachte die drei Gefangenen in den Jammerturm, ein rundes, überaus festes Gemäuer mit schmalen Schießscharten, das dicht bei der Vogtei in der Stadtmauer stand. Dieser Turm hatte drei Pforten, eine an der Erde, die andere in halber Höhe und die dritte dicht unter dem Zinnenkranz. Die Treppe, die bis auf die obere Plattform führte, hing außen am Gemäuer. Über diese Treppe brachte der Knecht die drei Häftlinge hinauf und setzte sie sicher hinter die schwer gefügten Eichentüren.

Am folgenden Abend, als die Sonne gesunken war, ritt Johann Czermak mit zwanzig gewaffneten Knech-

ten durch das Troppauer Tor. Matthäus Schimek, den er sich aus dem Jammerturm geholt hatte, wies ihnen den Weg. So kamen sie bis Kranowitz, wo sie scharf nach der Oder abschwenkten, auf Tworkau zu.

Schon von ferne erkannten sie das helle Feuer, das in dem Grenzbusch zwischen Syrin und Lubom brannte. Nun wurden die Pferde unter Bewachung eines Knechtes zurückgelassen und der Busch von allen Seiten umzingelt.

Auf den lauten Pfiff des Schöffen brachen die Knechte gleichzeitig in das Gehölz ein. Sieben nackte Hexen wurden ergriffen, die anderen entkamen. Auch den Kavalieren des Satans, die sich mit ihnen beim Branntwein vergnügt hatten, gelang es, in der Dunkelheit zu entspringen.

Der Teufel aber, der auf einem aus Feldsteinen gefügten Throne saß, und auf den es Johann Czermak vor allen abgesehen hatte, konnte nicht fort. Ein undurchdringlicher Kreis vorgehaltener Wehren schloß ihn ein. Feuer und Rauch spie er von sich. Aber den eisernen Ring vermochte er nicht zu durchbrechen.

„Ich bin der Teufel!" brüllte er mit schrecklicher Stimme.

„So wirst du auch schußfest sein!" rief Johann Czermak und schlug sein Pistol auf ihn an.

Da zog der Teufel den Kopf ein und duckte sich.

„Faßt ihn!" befahl der Schöffe.

Aber keiner der Knechte, so mutig sie auch waren, traute sich an den Satan heran. Da sprang Johann Czermak selber zu, faßte den Unhold an der zottigen Brust, zerriß ihm das Fell und schlug ihn nieder.

„Der Teufel ist das nicht!" rief Matthäus Schimek laut, „das ist nur der oberste seiner Kavaliere."

Jetzt warfen sich die Knechte auf den vermeintlichen Teufel und banden ihn, daß er kein Glied rühren konnte.

„Ich bin der Satan!" brüllte er wutschäumend.

„So wird dir das Feuer nichts anhaben," tröstete ihn Johann Czermak, „wenn du auf dem Scheiterhaufen brennen wirst."

Mit seinen acht Gefangenen zog Johann Czermak am Sonntag morgen wieder durch das Troppauer Tor.

Die sieben Hexen wurden zu Catharina Mazur und Hedwig Nowak in das mittlere Gemach des Jammerturmes gesetzt, der Teufelskavalier kam in das obere. Matthäus Schimek aber durfte ungekränkt nach Syrin zurückkehren.

Am nächsten Morgen wurden die Hexen vor die Schöffenbank gestellt und scharf verhört. Da sagten sie denn aus, daß sie allesamt mit dem Satan und seinen Kavalieren Unzucht getrieben, dafür Salben und Zaubertränklein eingetauscht und diese Dinge auch gebraucht hätten, um Wetterschaden anzurichten. Sie waren auch mit Hilfe ihres Galans in die Ställe gedrungen, um von des Nachbars Kühen einzumelken, hatten dem Vieh und dem Getreide Schaden zugefügt, waren auf der Ofengabel, auf dem Besen und dem Spinnrocken, die sie zuvor mit Hexensalbe bestrichen hatten, durch die Luft gefahren, kurzum, sie hatten die sechs Monate ein recht gräuliches Hexenleben geführt.

Sie bequemten sich endlich dazu, ihre Namen zu nennen: Es waren Anna Warmuczena, Anna und Dorothea Soboczyna aus Lubom, Anna Koczub aus

Syrin, Helene Ratotka aus Niebotschau, Helene Ruchtowa aus Grabowka und Anna Biertaßka aus Pogrzebin. Sie gaben auch, nachdem man sie mit der Folter bedroht, ihre schuldigen Mitschwestern an. So kamen wohl an die fünfzig Namen zutage.

Leopold Krieger vertrat die Meinung, alle fünfzig Beschuldigten einzutürmen und nach gehöriger Befragung dem Feuer zu überantworten.

„Einer Hexe Zeugnis ist nichts wert!" warf Johann Czermak ein.

„Dreier Hexen Zeugnis gilt so viel als das eines ehrlichen Mannes!" belehrte ihn der Vogt.

Also wurden noch elf Weiber aufgegriffen, die von mindestens drei Hexen beschuldigt worden waren, und zu den andern in den Turm gesetzt. Über den gefangenen Hexenmeister zur Rede gestellt, sagten sie alle zwanzig gleichmäßig aus, daß er des Teufels oberster Kavalier sei und mit Namen Daßmanek heiße.

Nun holte man ihn aus dem Turm, und er ließ seine Lüge, daß er der leibhaftige Satan sei, bald fahren, bestätigte auch, daß er Daßmanek hieße, nannte Buckau als seinen Geburtsort und erzählte ohne Scheu, wie arg er es mit den Weibern getrieben, und daß er mit dem Satan auf dem Zobten und dem Blocksberge schon oft die Walpurgisnacht gefeiert hätte.

„Waren auch viele Hexen aus der Stadt darunter!" setzte er grinsend hinzu und nannte die Frauen aller Ratiborer Bürger, die er mit Namen kannte.

„Deine Rede ist keine Rede!" wies der Vogt diese haltlosen Beschuldigungen zurück.

Auf die Frage, wie seine elf Spießgesellen hießen, erwiderte er, daß er sie nicht mit Namen kenne.

„Wir werden dir dein Gedächtnis schon schärfen!“ drohte der Vogt und ließ ihn den ersten Grad der Folter fühlen. Aber er hielt, obwohl er heftiglich schrie, der Marter stand, also daß man ihn wieder in den Turm bringen mußte.

An demselben Tage kam aus Syrin die Nachricht, daß Matthäus Schimek tot in seinem Bette aufgefunden worden sei. Elf Messerstiche hatte er in der Brust, und das Gesicht stand ihm im Nacken, also daß das Volk steif und fest glaubte, der Satan hätte ihm das Genick herumgedreht.

Darauf wurde der Daßmanek wieder vor das Gericht gebracht und, weil er die Namen seiner elf Gesellen noch immer nicht nennen wollte, gegen ihn der zweite Grad der Folter zur Anwendung gebracht. Aber auch diesmal blieb er fest, obschon ihm vor Schmerz der blutige Schaum vor den Mund trat.

Zwölf Stunden später wurde er in des Jammerturmes unteres Gemach gebracht, dreimal bis an die Decke gezogen, mit brennendem Schwefel beträufelt und mit glühenden Zangen gezwickt, daß er schier von Kräften kam. Da machte er endlich das Zeichen, daß er sprechen wolle, und bezichtigte elf Ratiborer Bürger des Teufelsbündnisses, darunter den Gerichtsvogt und die fünf Schöffen, mit Ausnahme von Johann Czermak.

„Er hat den Tod zehnfach verdient!“ rief Johann Czermak empört.

Und das Gericht beschloß einstimmig, den Unhold

am nächsten Morgen auf dem Ringe zu Staub und Asche zu verbrennen.

In der letzten Nacht aber, da man ihn wieder in das obere Gemach geschafft hatte, gelang es ihm, ein kleines Loch durch den Fußboden seines Gefängnisses zu bohren und mit den zwanzig Weibern, die unter ihm saßen, in Verbindung zu treten. Und er gab ihnen heimlichen Ratschlag, wie sie sich vor dem Scheiterhaufen retten und an ihren Peinigern rächen könnten. Die Weiber, die ihn noch immer für den leibhaftigen Teufel hielten, und vor ihm viel mehr Furcht hatten als vor dem Gericht, merkten genau seine Worte und versprachen, ihm in allen Stücken gehorsam zu sein.

Am nächsten Morgen stand in der Frühe das Volk dicht gedrängt auf dem Ringe, um den Hexenmeister brennen zu sehen. Die Knechte des Angstmannes schleppten ihn heran und banden ihn an den Pfahl, der über den hochgeschichteten Holzstoß hinausragte. Ehe sie aber das Holz in Brand gesteckt hatten, schrie der Daßmanek, daß er noch ein Geständnis zu machen hätte.

„So mache es da oben!“ befahl der Vogt. „Herunter kommst du nicht mehr!“

„Ganz Ratibor steckt voll von Hexen und Hexenmeistern!“ brüllte der Kerl in die atemlos lauschende Menge hinüber. „Ginge es nach Recht und Gerechtigkeit, müßte die ganze Stadt brennen. Und sie wird brennen, noch ehe der Hahn dreimal krähet, dieses sage ich euch!“

„Durchstoße ihm das Herz,“ gebot der Vogt dem Henker, „daß er das Volk nicht noch mehr verwirret!“

Und der Henker nahm einen langen Spieß und gab dem Daßmanek den Gnadenstoß, daß ihm das Haupt

auf die Brust fiel. Bald darauf loderte der Holzstoß empor und verzehrte den Leichnam, daß auch kein Knochen übrigblieb.

Darauf verordnete der Rat auf die Weisung des Gerichtsvogts an allen Stadttoren doppelte Wachen, die jeden Verdächtigen aufgriffen. Johann Czermak war die ganze Nacht unterwegs, die Wachen zu revidieren, daß sie nicht schliefen.

Und so gelang es, die elf Brandstifter zu fassen, ehe der Morgen dämmerte. Ein jeder trug in seiner Tasche Stahl, Feuerstein und Schwefelfäden. Sie gestanden auf der Folterbank, daß sie gekommen wären, die Stadt an allen Ecken und Enden anzustecken, und daß sie den Matthäus Schimek in seinem Bette zu Tode gestochen hätten.

Sie wurden allesamt auf derselben Stelle verbrannt, wo ihr Anführer zur Hölle gefahren war.

Nun mußten noch die zwanzig Hexen abgeurteilt werden.

„Laßt sie auspeitschen und jagt sie aus der Stadt!" riet Johann Czermak, um der ärgerlichen Sache ein kurzes Ende zu machen.

„Es sind Hexen!" entgegnete der Vogt. „Sie haben ihr Verbrechen gestanden und müssen brennen, wie es das Gesetz verlangt."

„Sie wähnen sich Hexen!" warf Johann Czermak ein. „Es sind arme, betrogene Weiber, die einen falschen Teufel nicht von dem wahren unterscheiden können."

„Sie haben selbst eingestanden, daß sie vom Satan verführt worden sind!" trumpfte Leopold Krieger auf. „Also sind es Hexen!"

„Hätte ich diesen Satan hier," erwiderte Johann Czermak sicher, „so wollte ich geschwind erweisen, daß er wohl in die Hölle gehört, aber noch nie in der Hölle war. Er ist ein Mensch wie die zwölf andern."

„Also seid Ihr der Meinung," sprach Ignatius Kube verwundert, „daß solch höllischer Greuel in eines Menschen Hirn entspringen kann?"

„So die Hexen bekennen," sprach Johann Czermak etwas betroffen, „daß sie auf den Blocksberg oder auf den Zobten geflogen sind, will ich mich bescheiden. An die Teufelei im Grenzbusch zwischen Syrin und Lubom aber glaube ich nun und nimmer."

„Also wollen wir sie noch einmal befragen," entschied der Vogt und ließ die zwanzig Weiber holen.

Da sagten denn alle wie aus einem Munde, daß sie auch auf dem Blocksberg und auf dem Zobten gewesen wären, wo sie es noch schlimmer getrieben hätten als in dem Syriner Busch.

„Was bedürfen wir noch anderer Beweise?" sagte der Vogt.

Und Johann Czermak neigte das Haupt und schwieg stille. Darauf wurden die zwanzig Hexen wieder hinausgetan.

Leopold Krieger aber, dem es in seiner frommen Seele bitter leid tat, daß die andern angeschuldigten Weiber noch in der Freiheit waren, beantragte, die Hexen einzeln zu verhören, ob sie auf dem Zobten oder dem Blocksberg Bekannte getroffen hätten.

Diesem Begehren gab das Gericht gegen Johann Czermaks Stimme statt.

Wiederum wurden die Hexen vorgeführt, und eine

jede bejahte bereitwilligst die Frage und nannte zwei oder drei Frauen aus der Stadt Ratibor. Alle aber bezichtigten zuerst Sophia Schubert, des Gerichtsvogtes Frau, als die vornehmste aller Hexen.

Als der Name zum dritten Male fiel, verfärbte sich der Vogt.

„Du lügst in deinen Hals!“ schrie Johann Czermak die Hexe an.

„Dreier Hexen Zeugnis gilt so viel wie das eines ehrlichen Mannes!“ wiederholte Leopold Krieger des Gerichtsvogts Worte.

Und Ignatius Kube nickte.

Am Ende aber standen zwanzig Zeugnisse gegen Sophia Schubert, die von allen Hexen bezichtigt worden war, es schon als Jungfrau mit dem Satan gehalten zu haben, während die anderen Ratiborer Frauen nur einmal oder zweimal genannt worden waren. Denn die Hexen hatten sich nach des Daßmanek Ratschlag untereinander beredet, möglichst viele der ehrbaren Frauen zu beschuldigen, um sich zu rächen oder der Strafe zu entgehen. Nur die Frau des Gerichtsvogts, den sie als den Urheber ihres Unglücks vornehmlich haßten, wurde von allen zwanzig des höllischen Umgangs beschuldigt.

„Ich bürge für meine Ehefrau!“ stöhnte Ignatius Kube auf.

„Das wohl,“ warf Leopold Krieger ein, „aber sie ist Eure Ehefrau erst seit vier Jahren. Könnet Ihr Euch für die Jahre, da sie Witwe, da sie die Frau eines andern, da sie Jungfrau war, in gleicher Weise verbürgen?“

Unter der Last dieser Fragen brach der Vogt zu-

sammen. Das Recht, dem er lange Jahre treu gedient hatte, richtete sich nun gegen ihn selbst.

„Lug und Trug ist alles!" rief Johann Czermak. „Lasset die Hexen laufen!"

„So Ihr die Kraft nicht habt, die Sache weiter zu verfolgen," wandte sich Leopold Krieger an den Vogt, der mit gebeugtem Nacken in seinem Sessel saß, „so mag es an die herzogliche Vogtei in Oppeln gehen!"

„Ich habe die Kraft!" stöhnte Ignatius Kube, ohne sich zu rühren. „Ich werde die Kraft haben, nur laßt mir noch ein wenig Zeit!"

Da standen die Schöffen auf und verließen ihn bis auf Johann Czermak.

„Edler Herr Gerichtsvogt," hub er an und legte ihm tröstend die Hand auf den Arm, „so Ihr meinen Rat nicht mißachtet, so höret mich an. Nehmet noch heute Euer Weib und Eure Kindlein und fliehet dahin, wo Euch niemand kennt."

Allein Ignatius Kube schüttelte das Haupt, denn schon hatte sich der Argwohn in sein Herz geschlichen.

„Kann ein Mann für sein Weib bürgen!" stöhnte er auf.

„So Ihr dieses nicht mehr könnt," erwiderte Johann Czermak traurig, „so seid Ihr der ärmste Mann auf dieser Welt!"

Dann ging auch er leise hinaus.

Zwei Tage blieb Ignatius Kube in seinem Zimmer hinter verschlossener Tür, aß nicht und trank nicht, sprach kein Wort und ließ keinen Menschen vor sich.

Am dritten Tage aber rief er den Gerichtsknecht, ließ sein Weib in das obere Gemach des Jammerturms

bringen und setzte sich auf seinen alten Platz unter die Schöffen. Wieder pochte er mit dem hölzernen Hammer auf den Tisch, daß der Saal dröhnte und befahl dem eintretenden Gerichtsknecht, die Gefangene vorzuführen.

Als Sophia eintrat und die Blicke der Schöffen ernst auf sich gerichtet sah, schlug sie die Augen züchtig nieder. Der Gerichtsvogt aber sah starr geradeaus, und seine Hand zitterte.

„Was ists, mein Herr Gemahl?“ fragte sie betroffen.

„Ihr seid der Hexerei und der Teufelsbuhlschaft angeklagt!“ stieß er rauh heraus. „Was habt Ihr zu bekennen?“

„Ich habe nichts zu bekennen!“ erwiderte sie schlicht. „Mir sind diese Dinge fremd wie jeder anderen ehrbaren Frau.“

„So Ihr nicht bekennt,“ drohte der Vogt, „müssen wir Euch der peinlichen Frage unterwerfen!“

„Was Ihr, mein Herr Gemahl, anordnet,“ sprach sie sanft, „ist gut, und mir, als Eurer Ehefrau, geziemet nur der Gehorsam.“

„Ihr seid beschuldigt,“ fuhr der Vogt mit starker Stimme fort, „daß Ihr es schon als Jungfrau mit dem Satan gehalten habt, daß Ihr in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg geflogen seid, daß Eure Kinder die Früchte der Hölle sind!“

„Das wagt Ihr, mir im Beisein dieser Männer zu sagen!“ rief sie, und die Scham bedeckte ihre zarten Wangen.

„Ihr stehet vor Eurem Richter!“ erwiderte der Vogt, und seine Stimme war hart wie Stahl.

„Wehe mir!" schrie da die Unglückliche auf und brach zusammen.

„Wollt Ihr es noch weiter treiben?" wandte sich Johann Czermak in edlem Unwillen an den Vogt.

„Nicht ich treibe es, sondern das Recht treibet mich," sprach Ignatius Kube unbeirrt, „das Recht, dessen Diener ich bin! Und wüßte ich mich einer Schuld schuldig, ich müßte gegen mich selbst die Hand erheben und mich richten nach dem Gesetz."

Unterdessen war Sophia wieder zu sich gekommen. Entgeistert starrte sie die Richter an.

„Bringt die Daumschrauben herbei!" herrschte der Vogt die Knechte an.

Willenlos ließ sie sich zu dem Marterwerkzeug führen. Aber ihre Augen flackerten, und ihr Atem ging in heftigen Stößen. Der Marterknecht zog die Schrauben an, aber er ging so sanft zu Werke, daß er ihr keinen Schmerz bereitete.

„Stärker!" befahl der Vogt.

Da gehorchte der Knecht mit Zittern und Zagen, daß Sophia bald das Blut unter den Nägeln hervorsprang. Nun aber stieß sie einen gellenden Schrei aus, der sogar dem harten Leopold Krieger ans Herz rührte. Auf seinen Wink beeilte sich der Knecht, die Schrauben zu lösen.

„Wollt Ihr bekennen?" fragte Ignatius Kube.

„Ich bekenne!" seufzte sie auf, nahm dann alle Kraft zusammen und rief: „Ich bekenne, daß ich mit einem Teufel Umgang hatte. Und so Ihr mich fragt, wer er ist, so gebe ich Euch die Antwort: Er sitzet dort auf dem Stuhl des Richters."

Damit hob sie ihre blutigen Hände gegen Ignatius Kube. Der streckte die Linke wie zur Abwehr aus und deckte die Rechte über die Augen.

„Führet sie hinweg!" befahl er dumpf.

Und sie wurde hinweggebracht. Auf seinen stummen Wink verließen ihn die Schöffen. Und er blieb bis zum Abend allein.

Dann traten die Schöffen wieder zu ihm.

„Sie hat ihre Schuld bekannt," sprach Leopold Krieger, als die fünf andern stumm blieben.

„Mitnichten!" brauste Johann Czermak auf, „sie hat nichts bekannt, denn sie ist unschuldig."

Da schlug Ignatius Kube dreimal mit dem hölzernen Hammer auf den Tisch und forderte von dem eintretenden Gerichtsknecht, die Angeklagte noch einmal vorzuführen. Gleichzeitig wies er den Marterknecht an, die Werkzeuge für den zweiten Grad der Folter bereitzustellen.

„Bekennt Ihr Euch schuldig!" fragte er wiederum, und hielt seinen Blick starr in die Luft geheftet.

„Ich bekenne alles, was Ihr wünscht!" sprach sie ruhig und in ihr Schicksal ergeben. „Nur erlaßt mir die Marter."

„Ihr gesteht also, daß Ihr schon seit den Jahren Eurer Jungfrauenschaft mit dem Satan Buhlschaft getrieben habt?"

„Ich gestehe es!" antwortete sie mit gebrochener Stimme.

„Ihr gesteht, daß Eure Kinder aus dieser unnatürlichen Verbindung entsprossen sind."

„Ich gestehe es!" seufzte sie kraftlos.

Darauf sank sie in die Knie und betete leise: „Heilige Mutter Gottes, vergib mir meine Sünden!"

„Führet sie hinweg," gebot der Vogt den Knechten. „Wir bedürfen keines weiteren Beweises!"

Und sie wurde wiederum in den Turm gebracht.

„Also geschehe mit ihr, was Rechtens ist," sprach Ignatius Kube und begann sicher und ohne Hast das Todesurteil zu schreiben.

„Dieweil Sophia Kube, des Gerichtsvogts Ehefrau, des verstorbenen Schubert Witfrau, des Daniel Freund Tochter, sich der Hexerei und des Umgangs mit dem Satan schuldig bekannt hat, soll sie bei lebendigem Leibe vom Feuer zu Staub und Asche verbrannt werden."

„Seid nicht so hart," mahnte ihn Leopold Krieger, „und laßt ihr vorher das Haupt abschlagen!"

„Wollt Ihr das Recht beugen?" sprach der Vogt, ließ das Urteil stehen, wie es stand, und setzte als erster seinen Namen darunter. Darauf gab er es an Leopold Krieger weiter.

Und alle unterschrieben bis auf Johann Czermak. Der zerbrach den Kiel zwischen den Fingern, warf ihn auf den Estrich und schritt hinaus.

Ignatius Kube verließ als letzter den Gerichtssaal, schleppte sich mit müden Schritten die Treppe hinauf bis auf den Boden der Vogtei.

Hier fand er einen Balken und einen Strick und erhängte sich daran.

Am nächsten Morgen loderte auf dem Ringe ein gewaltiger Holzstoß empor, auf dem einundzwanzig Hexen zu Staub und Asche verbrannten. Mitten unter den

schuldigen Weibern stand ihr unschuldiges Opfer Sophia Kube, und die Flammen erfaßten sie zuletzt.

Ihre verwaisten Kinder aber nahm Johann Czermak zu sich und zog sie auf in Liebe und Geduld.

Quirinus Kuhlmann, der Prophet

Anno 1651 am fünfundzwanzigsten Tage des zweiten Monats wurde dem Harnischmacher Kuhlmann zu Breslau mit Gottes gnädigster Hilfe ein Kindlein geboren, das in der Taufe den Namen Quirinus erhielt. Das Knäblein wuchs und nahm zu an Alter und Kraft des Körpers und des Geistes. Und da es sich erwies, daß in ihm ein sonderlicher Geist der Weisheit sein Wesen trieb, wurde er schon in früher Jugend auf das hochberühmte Gymnasium zu Maria Magdalena getan. Hier zeichnete sich Quirinus gar bald vor allen andern Schülern aus, besonders durch sein seltenes Geschick in der deutschen Dichtkunst, daß er ein Liebling seiner Lehrer wurde. Auch war er von Herzen fromm und studierte am liebsten die theologischen Wissenschaften. Neben seinem innigen Streben zu Gott aber besaß er einen scharfen, hellen Verstand, daß er durch seine wunderlichen und vermessenen Fragen den alten Rektor Johann Vechner gar oft in Verlegenheit setzte, so daß er eines Tages zu ihm sagte: „Aus dir wird entweder ein großer Theologe oder ein großer Ketzer werden!"

Christoph Pomarius dagegen, der Konrektor, der die Sprachen lehrte, ermunterte ihn des öftern, fleißig bei der Dichtkunst zu verbleiben, da er darin noch Rühmliches leisten und gewiß ein zweiter Opitz werden könnte.

Am liebsten aber hatte ihn der Sphärista der Schule, Friedrich Metius, der ihn zu seinem Famulus

machte. Dieser Mann hatte ein ruhiges, gottseliges Gemüt und schätzte die Bücher des Görlitzer Schusters Jakob Böhme über alles. So kam es, daß er auch Quirinus Kuhlmann in die geheimnisvolle Wunderwelt dieses erleuchteten Mannes einweihte, aus der er ein Seelenglück, das über alle Grenzen ging, geschöpft zu haben vermeinte.

„Werde ein Mann Gottes!" ermahnte er seinen geliebten Schüler. „Der Glaube allein ist es, der die Wunder tut. Gläube, dann kannst du Berge versetzen und Täler ausfüllen. Siehe es an dem großen Mohammed, dem vornehmsten Afterpropheten. Nur weil er in aller Anfechtung fest an seine Prophetschaft gläubete, darum ward ihm Gewalt gegeben über viele Völker. Wie hoch wäre er gestiegen, so er dem alleinigen und wahren Gott gedient hätte!"

Solche Reden fielen in die Seele des Knaben wie Senfkörner in ein fruchtbares Land. Und als die Zeit gekommen war, daß er ein Studium wählen sollte, gab er seinem Lehrer kund und zu wissen, daß er sich zur Theologia entschlossen habe.

„Die gelehrten Theologen gehen alle in der Irre!" sprach Friedrich Metius. „Halte dich nicht zu ihnen, denn es treibet sie nicht der wahre Geist, vielmehr ist es der Geist des Hochmuts und des Ärgernisses, der sie allesamt beweget. Jeder pochet darauf, den rechten Glauben zu haben. Sie stehen an den Straßen wie Händler und Wechsler, und jeder schilt den andern einen Narren und einen Abgöttischen. Bleibe ihnen fern, so du ein rechter Mann Gottes werden willst. Halte dich vielmehr an die neuen Propheten, die Gott so zahlreich,

besonders in unserm Schlesien, erweckt hat. Jakob Böhme war ein Schuster, und Christoph Kotter war ein Weißgerber zu Sprottau. So sie sich aber auf einer Hochschule der Theologia beflissen hätten, wäre der Geist an ihrer Tür vorbeigegangen. Denn er fähret dahin und dorthin, du hörest sein Brausen wohl, aber du kannst ihn nicht nach deinem Willen lenken. Demütig und einfältig sein und Gott immerdar vor Augen und im Herzen haben und seiner in Geduld harren: das ist der einzige Weg, der aus der Irre hinausführet. So du meinen Rat nicht mißachtest, so wähle das Studium der beiden Rechte. Ein frommer und gerechter Richter vermag Gott besser zu dienen als ein Theologe, der nur darauf sinnet, seinen Nachbarn zu verlästern."

Also entschloß sich Quirinus, ein Jurist zu werden.

Einen Tag vor seiner Abreise nach Jena übergab ihm Friedrich Metius ein blaues Buch mit vergoldetem Schnitt und sprach: „Dieses Werk hat der weltberühmte und hochgelahrte Amos Comenius geschrieben, der zu Lissa ein Bischof der mährischen Brüder und ein großer Schulmann gewesen ist und jetzo in Amsterdam die Ruhe seines Alters genießt. Es enthält die Weissagungen der Jungfrau Christine Poniatovia, des Christoph Kotter und des Nikolaus Drabicius. Gar viele haben den großen Amos darum verspottet, und mancher Freund hat sich um dieses Buches willen für immer von ihm gewandt. „Lux in tenebris" hat er es genannt, das ist: Licht in der Finsternis. Denn die Weisheit, die es in sich begreift, erschleußt in dieser Finsternis ein helles Licht. Sie zielet auf das tausend-

jährige Reich, von dem schon der Apostel Johannes geweissagt hat, das da kommen wird, wenn alle Reiche dieser Welt vergangen sind, das Reich Gottes auf Erden, da Friede und Freude sein wird unter den Menschen ewiglich. Es wird nicht kommen mit Donnern und Blitzen, auch nicht daherfahren mit Kriegsvolk und blutigen Feldschlachten, sondern es wird heimlich kommen wie ein Dieb in der Nacht und die Geister erfassen wie ein himmlischer Wirbelwind. Es wird die Herzen der Mächtigen gleichermaßen wie die Herzen der Niedrigen anrühren, und wird keiner Herr sein und jeder ein Diener. Und darum ist es ein hochverdienstliches Werk, daß Amos Comenius dieses Wunderbuch verfasset und in die Welt hinausgeschickt hat, darum daß alle, die das Brausen des Geistes nicht vernommen haben, es lesen und inne werden, daß das tausendjährige Reich nahe vor der Tür ist, wenn sie es nur recht von Herzen glauben, wollen und hoffen. Ziehe darum hinaus und streite, ein Mann Gottes des Höchsten und ein Prophet des letzten Bundes!“

Quirinus Kuhlmann bewegte diese Worte in seinem Herzen, ging nach Hause und wollte das Buch aufschlagen. Aber es kam ihm darüber ein großes Zittern an, und er verfiel noch am Abend in ein heftiges Fieber. Sechs Tage lag er da wie tot, und sein Geist war von dieser Erde gewaltiglich entrückt, weilte drei Tage in den Schrecknissen der Hölle und drei Tage in der Herrlichkeit des Himmels.

Und als er am siebenten Tag wieder zu sich kam, stand ihm zur linken Seite ein kreisrunder Schein, der, so er den Geist fest darauf heftete, wunderlich in allen

Farben spielte, so er aber die Gedanken von ihm abwandte, zu einem matten Schimmer verblaßte.

Darüber erschrak er aufs tiefste, denn der Schein blieb bei ihm und verließ ihn nicht wieder.

Er reiste mit ihm nach Westen und besuchte in Görlitz das Grab des gottseligen Schusters Jakob Böhme, wo er auf die Knie sank und lang betete. Hier hatte er sein zweites Gesicht. Der Schein zerfloß in viele helle Lichtflammen, die ihn wie einen Mantel umgaben und im Winde hin und her flackerten.

Und eine Stimme rief: „Quirinus, Kyrios, du sollst ein Herr sein über viele!"

Aber er wußte sich das Wort nicht zu deuten und zwang seinen Geist mit Gewalt davon ab, worüber auch der Schein zu seiner Linken zusehends schwächer ward.

In Jena hielt er sich still zu Hause, mied den Umgang der Studenten, die, zumal auf dieser Hochschule, ein wenig gottseliges Wesen hatten, vertiefte sich mit Eifer und Begier in das römische und in das deutsche Recht, blieb der Theologie fern und dichtete in seinen Feierstunden fromme Psalmen. So brachte er drei Jahre hin und errang sich außer dem Titel eines Poeta laureatus den Ruf, ein rechter Sonderling und Bücherhocker zu sein.

Das Buch des Amos Comenius hatte er nicht wieder angerührt, weil er fürchtete, es würde wieder eine schwere Krankheit über ihn bringen. Allein am Ende des dritten Jahres wurde er plötzlich von einer heimlichen Macht hingezogen, daß er es nahm und las.

Je weiter er in diesen dunklen, geheimnisvollen Sprüchen, die von der Not der Kreatur und der Sehnsucht

nach dem Retter erfüllt waren, vordrang, um so leuchtender wurde der Schein, so ihm zur Linken stand. Und er kam endlich an des Drabicius Worte, worin prophezeit war, daß die Fülle des Segens, die alle Unglückseligkeit beenden wird, aus Breslau kommen solle.

Da erschienen plötzlich in dem Schein zu seiner Linken, der nun wie gleißend Silber aufging, drei goldene Kronen. Und sie wechselten ihre Plätze und flossen endlich in eine einzige Krone zusammen, die war köstlicher als alle Kronen dieser Welt.

Quirinus fiel darüber eine große Furcht an, und das Fieber ergriff seinen Geist, daß er keinen Schlaf finden konnte bei sieben Tagen.

Darauf hatte er das vierte Gesicht, und eine Stimme rief ihm zu: „Auf und gürte dich und reise nach Leyden in Holland, allda wirst du mehr hören!"

Und er machte sich unverzüglich auf, kam nach Magdeburg und zu Schiff nach Hamburg, stärkte sich durch heißes Beten und Psalmodieren und traf am 9. September 1673, drei Tage vor der Nardeneroberung, in Amsterdam ein. Hier erfaßte ihn das große Zagen, und er weigerte sich, obschon ihn der Geist heftiger als jemals antrieb, nach Leyden zu gehen.

Bei Isaak Benschuel, einem jüdischen Arzt, der das Goldmachen betrieb und den Stein der Weisen suchte, fand er Unterkunft. Dem half er bei seinen Arbeiten und eignete sich reiche Kenntnisse an von der Wertigkeit der Metalle und der Mischung des roten und des weißen Löwen. Auch in die Kunst der Berechnung und Deutung der Gestirne und ihrer Stellungen und Wirkungen drang er ein, worüber der Schein zu seiner

Linken dermaßen erblaßte, daß er ihn nur noch im Dunkeln auffinden konnte.

Isaak Benschuel aber, dem er seine Gesichte mitteilte, sprach: „Es sind eitel Hirngespinste und Phantasmagorien, die sich gar leicht einstellen, wenn das Blut seine richtige Mischung verloren hat. Laß ab davon, denn das tausendjährige Reich ist eine Utopie, die wider alle menschliche Natur ist!"

„Aber es widerstreitet nicht der göttlichen Natur!" warf Quirinus ein. „Es ist vielmehr aus ihr erzeuget und geboren."

„Wer will sich ermessen, die göttliche Natur zu erkennen?" fragte Isaak Benschuel lächelnd. „So du sie erkennst, hast du deinen Götzen schon gestürzt und bist nach einem neuen auf der Suche, um auch diesen zu erkennen und wiederum zu stürzen. Ein Spiel für Kinder und Narren!"

Da begann der Schein zu Quirinus Linken plötzlich wie die Flammen der Hölle zu glühen, wuchs und deckte gleich einer Scheidewand den, der solche lästerliche Worte ausgestoßen hatte. Daran erkannte Quirinus, daß er auf einen Abweg geraten war, schied sich von Isaak Benschuel und eilte stracks nach Leyden, das er glücklich am Ende des Jahres erreichte.

Allda lebte in der Gemeinde der Erleuchteten ein Prophet Namens Johann Rothe, ein noch junger Mann, der bei allen in hoher Achtung stand. Es webte in ihm ein heftigerer und lauterer Geist, als in Kotter und Drabicius gewirkt hatte, der nicht ruhete, sondern frisch und fröhlich von der goldnen Zeit, die nahe sei, von dem baldigen Fall des großen Babylon und dem Geheim=

nis der neuen Jesus-Monarchie zeugte. Er selbst hielt sich für einen zweiten Johannes den Täufer, der gesandt sei, dem neuen Jesus die Wege zu ebnen und ihn der Welt zu verkündigen.

Diesem frommen Manne legte Quirinus seine Gesichte vor.

Am Abend aber, als die Gemeinde einmütig beieinander war, Gott zu loben und seiner Wunder zu harren, erhob Johann Rothe seine Stimme und rief: „Sehet, er ist mitten unter uns getreten, den der Herr erwählet hat, das vornehmste Werkzeug zur Ausrottung der gottlosen Könige. Er wird drei Kronen tragen, und die drei Kronen werden sein eine Krone, die alle Kronen der Welt an Herrlichkeit und Köstlichkeit überstrahlen wird. Dieser ist es, von dem alle Propheten geweissagt haben, und er ist der letzte und größte von allen. Beuget euch in Demut vor ihm, wie ich mich beuge, und küsset den Saum seines Gewandes!"

Quirinus erschrak, und sein Herz zitterte vor Schreck, daß er ausgewählt sein sollte zu einem Werk, dessen Gewaltigkeit alle Werke der Welt übertraf. Als sie aber alle vor ihm niederfielen, sank er gleichfalls auf die Knie und schloß die Augen.

Da sah er den leuchtenden Schein zu seiner Linken sanft emporsteigen und über seinem Scheitel stehen. Solches geschah zu dreien Malen, bis er wieder seinen alten Platz eingenommen hatte.

Die Gemeinde aber sprach: „Es ist ein neuer Prophet unter uns auferstanden, und Gott will alle Völker durch ihn heimsuchen!"

Daheim aber warf sich Quirinus hin vor Gott den

Herrn, rang mit ihm im Gebet und flehte drei Stunden lang: „Herr, Herr, ich bin viel zu geringe an Macht und Weisheit, wende deine Gnade von mir, denn sie erdrücket mich!"

Doch Johannes Rothe ließ nicht ab, für ihn zu zeugen, salbte ihn zum Propheten, also daß Quirinus wie ein Zweig im Sturm wohl ein Jahr lang hin und her schwankte.

Darauf gewann seine Verzagtheit die Oberhand, und er floh vor dem Herrn, wie einst Moses und Jonas getan hatten, und kam wieder nach Amsterdam. Doch auch hier hatte sich sein Prophetenruf schon ausgebreitet, also daß er sich bald anschickte, seinen Stab noch weiter zu setzen.

Nun lebte in Amsterdam eine erleuchtete Witib namens Magdalena von Lindau, die zwei schöne mannbare Töchter und einen erwachsenen Sohn hatte. Sie fiel in der Gemeinde vor Quirinus Kuhlmann nieder und küßte seine Hände.

„Warum küssest du mir die Hände?" fragte der Prophet.

„Darum, weil du mir im Traume erschienen bist," rief die Witib, „denn du bist der, von dem Drabicius spricht: Er wird eine Ehe mit dir führen, die keine Ehe ist."

Da er sie aber ansah, ward sein Herz verstört, weil sie wohl doppelt so viel Jahre zählte als er selber. Darum entwich er ihr, irrte von Amsterdam nach dem Aufgang der Sonne zu und kam nach Hamburg. Da es ihm hier bald an Mitteln gebrach, dieweil ihn der Herr durch Armut demütigen und zur Umkehr bringen

wollte, versuchte er es mit der Kunst der Alchemie. So ward er mit Isaak Werner bekannt, dem der Sinn danach stand, ohne Mühe reich zu werden. Der lud den Propheten ein, nach Lübeck zu kommen, was er auch tat, und wo er bei Isaak Werners Vater Christian, der einen großen Handel nach Norden trieb, Wohnung nahm.

Dieser Mann, der ein Mennonit war, sprach zu ihm: „Schwöre mir bei Gott dem Allmächtigen, daß es möglich ist, aus Blei Gold zu machen!"

„Wie kann ich solches schwören," versetzte Quirinus Kuhlmann verwundert, „da ich es noch niemals versucht habe!"

Allein die Habsucht Christian Werners ließ nicht ab, ihn zu quälen, und er sprach zum andernmal zu dem Propheten: „Schwöre mir bei Gott dem Allmächtigen, daß du es versuchen willst, aus Blei Gold zu machen!"

„So mir Gott der Herr nicht zuwider ist, will ich es tun!" sprach der Prophet. „Alle Dinge kommen von Gott, als dem Urstoff allen Wesens. So es mir nun gelingt, diesen Urstoff zu erzeugen, der sich in die Substanzen verwandelt, warum sollte ich dir dann nicht zu Willen sein?"

Und er blieb in Lübeck als ein Alchemist und Goldmacher. Doch der Herr war seinem Tun zuwider. Das Gold, das ihm Christian Werner gegeben, verging im Tiegel zu Blei, und der Lichtschein zu seiner Linken verblaßte.

Da trat eines Tages Magdalena von Lindau, die ihm mit ihren Töchtern von Amsterdam nachgereist war, zu ihm herein und sprach: „Der Herr hat mich

zu dir gesandt, daß du von den Werken des Teufels und seiner bösen Geister ablässest!"

Nun schlug er an seine Brust, bekannte seine Sünden und hielt die Witib als seine von Gott bestimmte Ehefrau bei sich, wurde den beiden Töchtern ein Vater, obschon er den Jahren nach nichts anderes als ihr Bruder sein konnte, betete fleißig und sang Psalmen.

Darüber ergrimmte Christian Werner heftig und sprach: „Ich habe dir Gold gegeben. Wo hast du es hingetan?"

„Der Herr hat es vergehen lassen," sprach der Prophet ruhig, „um dich von deiner Habsucht zu heilen. Mich aber hat er aufs neue erwecket!"

„Entweiche!" schrie Christian Werner wütend. „Ich habe keine Lust, einen Narren zu herbergen!"

Nun verließ Quirinus Lübeck, schiffte sich in Hamburg auf der Brigg „Der grönländische Kaufmann" ein und kam am grünen Donnerstag des Jahres 1676 nach London, wo er mit seiner Frau und den beiden Töchtern bei Johann Bathurst auf dem Gute Bromley bei Boo ein ruhiges Wohnen fand. Hier pflegte er jeden Tag auf des Davids Art stundenlang vor seinem Gott zu liegen und zu beten, bis der Schein zu seiner Linken im neuen Glanze erstrahlte.

Daselbst hatte er sein fünftes Gesicht.

Es traten zwei Engel zu ihm und sprachen: „Mache dich auf und ziehe nach Rom, um daselbst das apokalyptische Tier vom Throne zu stoßen. So es dir aber widerstrebt, gehe nach dem neuen Rom und predige allda dem türkischen Kaiser das Wort Gottes, damit er mit seinen Scharen gen Westen ziehe, um den Antichrist

zu vernichten. So er sich aber weigert, dem Herrn zu dienen, soll er vergehen und ein klägliches Ende finden."

Da fiel der Prophet auf sein Antlitz und rief: „Herr, Herr, wer bin ich, daß ich nach Rom gehe und den Antichrist vom Throne stoße?"

„Der Herr wird mit dir sein!" sprachen die Engel und verschwanden.

Nun stand der Prophet auf, zwang sich zum Glauben und reiste mit Magdalena von Lindau und ihren beiden Töchtern durch Frankreich, auf daß er nach Rom käme. Und da er vorgab, eine wichtige Botschaft an den Papst zu haben, fand er in den Klöstern, besonders bei den Karmelitermönchen, Unterkunft und Speise.

Als er aber zu Avignon anlangte, hatte die Furcht seines Herzens den Glauben besiegt, und er wandte sich in seiner Hilflosigkeit allda an den gelehrten und berühmten Jesuiten Athanasius Kircher, mit dem er schon von Leyden aus Briefe gewechselt hatte.

Athanasius Kircher warnte ihn, nach Rom zu gehen, und sprach: „Du hast große und unglaubliche Dinge vor, die alle menschliche Gewalt und Fähigkeiten übersteigen, also daß ich glaube, daß du ebensolche göttliche Erleuchtungen gehabt hast, wie sie die Schrift dem Adam und dem Salomo beileget. Hüte dich aber, solches in Rom verlautbaren zu lassen. Denn dann werden sie dich greifen und scharf anfassen, und du könntest leicht wie ein Märtyrer enden."

Da erschrak der Prophet bis auf den Grund seiner kleinmütigen Seele, und der Glaube, der ihn bis hierher geleitet hatte, wich völlig von ihm.

Also trat er mit seiner Familie vor Marseille in ein

Schiff mit Namen „Dauphin und Joseph", das nach Smyrna wollte, und stach gar bekümmert in die Mittelländische See hinaus. Denn er fühlte wohl, daß diese Reise leicht ein schlimmes Ende nehmen könnte, weil er sich vermaß, Gott zu versuchen.

Und die Fahrt begann mit großem Ärgernis und viel Herzeleid. Es waren auf dem Schiffe eine Menge Kuttenträger und Malteserritter, die sich hinter die beiden Töchter machten und sie, die ein gar leichtes Geblüt hatten, verführten und über den Propheten viel Hohn und Spott ausgossen. Also daß sie ihn auf der Reede von Malta sogar ins Wasser fallen ließen, wobei er ohne Gottes sichtbare Hilfe stracks ertrunken wäre.

Stündlich mehrte sich sein Ungemach auf dieser Reise, die ihn endlich am 23. Juni 1678 nach Smyrna brachte. Daselbst ließ er sich ans Land setzen. Weil aber in dieser Stadt die Pest herrschte, verweigerte man ihm, als er zurückkehrte, wieder auf das Schiff zu treten, gab ihm auch nicht die nötigste Kleidung heraus, daß er wie ein Ausgestoßener durch die Straßen irrte. Auch der holländische Konsul Jacob von Dam wollte nichts von ihm wissen, versagte ihm sogar einen Trunk Wasser und wies ihm schnöde die Tür.

Da fiel der Prophet in seiner Bedrängnis auf die Knie und betete inbrünstig, daß der Herr die Pest von der Stadt nähme. Und es geschah also.

Darauf trat er getrosten Mutes in ein kleines türkisches Schiff und fuhr nach Konstantinopel. Sein einziger Schatz, der ihn auf dieser Fahrt begleitete, war das Buch „Lux in tenebris" des großen Amos Comenius, womit er dem Sultan seine göttliche Sendung zu be-

weisen gedachte. Barhäuptig langte er in der Hauptstadt des türkischen Reiches an und heischte von dem Aga, vor den Kaiser Mohammed, den Fünften seines Namens, gelassen zu werden, da er ihm wichtige Botschaft mitzuteilen hätte.

Und der Aga wagte es nicht, ihm den Wunsch zu weigern.

Also trat der Prophet vor den Gewaltigsten der Türken und Tataren und sprach: „Ziehe dein Schwert und stürze den Antichrist, damit auf Erden eine Herde und ein Hirte werde. Denn der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du dich vor ihm beugest und ihn anbetest als den alleinigen, allmächtigen und allgerechten Gott. Siehe, er hat einen Kometen über die Welt aufgehen lassen, damit sich alle Völker von ihren Götzen zu ihm bekehren und ihm allein dienen. So du aber des Herrn Stimme nicht gehorchest, wirst du gar balde vergehen und ein gar klägliches Ende finden."

„Du Narr von einem Christenhund!" brüllte da der gewaltige Kaiser wütend. „Wohl werde ich gen Westen ziehen, doch zur Ehre Allahs und seines heiligen Zeichens. Bald wird das Strafgericht hereinbrechen über die Völker des Abendlandes, darum, daß sie den Propheten lästern und seine Worte verwerfen. Dir aber, der du dich erkühnst, mit deiner Narrheit vor mich zu treten, soll man hundert wohlgezielte Schläge auf die Fußsohlen geben!"

Und es geschah also.

Bald darauf saß der Prophet mit wunden Füßen und großen Schmerzen auf der Gasse, und die Hunde bleckten lüstern ihre Zähne nach ihm, so daß er sie nur

mit Mühe von sich abwehren konnte. Auf beiden Seiten hinkend fand er endlich einen sichern Winkel, legte sich allda nieder und verfiel in einen tiefen Schlaf.

Und weil seine Seele verzagt war und ihm die Sohlen wie glühende Kohlen brannten, schrie er im Traume zu Gott dem Herrn.

Wiederum traten die beiden Engel zu ihm und sprachen: „Warum schreiest du? Diese Schmerzen hat der Herr dein Gott über dich gesandt, weil du seinem Willen nicht gehorsam gewesen bist! Ertrage sie darum mit Geduld und kehre heim. Dort wird man dir sagen, was du tun sollst."

Darauf verschwanden sie, wie sie gekommen waren. Die Schmerzen aber wuchsen und nahmen zu und wollten ihm schier das Herz abdrücken. Da erglimmte der Lichtschein zu seiner Linken in einem silbernen Glanze, neigte sich dreimal und legte sich kühlend auf die Wunden und heilete sie, daß sie von Stund an nicht mehr weh taten.

Am nächsten Morgen trat er auf ein anderes Schiff, fuhr wieder nach Smyrna zurück und stieg allda, mit dem Trostbuch des Amos Comenius versehen, aufs Trockne. Die Seinen fand er bei dem Konsul Jacob von Dam, der ihm nun um seiner lockeren Stieftöchter willen ein Unterkommen gewährte. Er aß mit ihnen an des Konsuls Tafel und ertrug den Spott, mit dem sie alle seine Abenteuer in Konstantinopel beträuften, mit geziemender Langmut und christlicher Geduld.

Als er aber merkte, daß der Konsul mit den beiden Mädchen schändliche Sachen trieb, erhub er seine Stimme und ging im Zorn davon.

Am Strande fand er ein französisches Schiff mit Namen „Calvaria", das nach Amsterdam unter Segel gehen wollte. Ehe es aber in See stach, kamen die Seinen zu ihm und begehrten mitzureisen, denn der Konsul war ihrer inzwischen überdrüssig geworden und hatte sie gehen heißen.

Der Prophet verzieh ihnen alles, was sie Übles an ihm getan hatten, und nahm sie wieder zu sich. Allein sie waren nur gemacht, von einer Sünde in die andere zu fallen, also daß sie ihm auch die Heimreise durch ihr gotteslästerliches und weltliches Tun verstörten.

Diesmal war es der Kapitän des Schiffes, ein wüster Franzose, der lieber zehnmal den Namen des Satans als einmal den Namen Gottes in den Mund nahm, mit dem die beiden Töchter in schändlicher Lust zusammenhielten.

Da setzte sich denn der Prophet abseits und suchte Licht in dieser Finsternis, indem er eifrig in dem Buche des großen Amos studierte. Denn sein Glaube war wieder klein geworden, und er haderte mit Gott um der Schläge willen, die er in Konstantinopel erlitten hatte, und wegen der Not, die ihm die Seinen bereiteten.

Im zweiten Monat des Jahres 1679 kam die „Calvaria" glücklich in Cadix an, wo der Kapitän mit den beiden Mädchen an Land gehen wollte, um sich mit ihnen zu erlustieren. Der Prophet aber trat ihnen entgegen und sprach ihnen heftiglich ins Gewissen. Jedoch der grobe Franzose, der sich am spanischen Wein berauscht hatte, zog den Degen und wollte seinen Widersacher stracks über den Haufen stechen. Und da man ihm den Degen entwand, ging er ihm mit entblößtem Dolch zu Leibe.

Aber Gott der Herr beschützte den Propheten wunderbarlich, also daß er mit einem langen Riß im Mantel davonkam.

Nun aber wandte er sein frommes Herz völlig von den Seinen ab und fand gar bald dafür einen herzhaften Trost in den Weissagungen des Drabicius, der da prophezeit hatte, daß die Ehe, die keine Ehe sein werde, nur zweiundvierzig Wochen dauern würde. Und diese Zeit war bald verstrichen. Da er dies erkannte, ward er von Herzen fröhlich und heiter und fuhr getrost nach Norden.

Als sie vor Texel schifften, um in die Zuider Zee zu kommen, erhub sich ein großer Sturm, der über alle Maßen heftig daherwehte und das Meer bis auf den Grund zerwühlte. Alle, die auf dem Schiffe waren, verfielen in große Verzagtheit und Furcht, sogar der Kapitän ließ das gotteslästerliche Fluchen und wollte schier vor Angst sterben.

Nur der Prophet, der die unendliche Kraft Gottes in seiner Seele fühlte und zum ersten Male den großen Glauben fand, der Berge zu versetzen und Täler auszufüllen vermag, fürchtete sich nicht, beschwor mit gewaltiger Stimme den Sturm und die Wellen, und sie ließen alsbald von ihrem Toben und glätteten sich.

Darauf warf das Schiff vor Amsterdam Anker, und der Prophet trennte sich von den Seinen, die soviel Kummer und Betrübnis über ihn gebracht hatten.

Und sie wichen von ihm und entsetzten sich über ihn, denn sie hatten ihn noch niemals so zornig gesehen. Dies aber tat der Glaube, der in ihm übermächtig geworden war.

Nachdem er seine Familie verstoßen hatte, harrte er in London der neuen Berufung. Hier zählte er sich zu der bruderliebenden Gesellschaft der Jane Leade, von deren Tochter geweissagt worden war, sie würde den neuen Christus gebären. Der Prophet bekämpfte diese Weissagung, da sie nicht von Gott, sondern vom Teufel stammte.

Darauf ging Johann Bathurst selber unter die Weissager und vermaß sich zu behaupten, daß von ihm und keinem andern der neue Christus, der im tausendjährigen Reich herrschen sollte, gezeugt werden würde. Er tat sich zu diesem Zwecke mit seiner eigenen Stieftochter zusammen. Auch gegen ihn zog der Prophet zu Felde.

Und als das Kindlein das Licht der Welt erblickte, siehe, da war es ein Mädchen!

Da kam zu dem Propheten des Nachts eine Stimme und sprach: „Suche dir eine Jungfrau, Maria mit Namen, denn von ihr soll geboren werden, der in dem Reiche herrschen soll, das du ihm dereinst bereiten wirst."

Und er eilte und fand gar bald eine schöne Jungfrau, mit der er sich vereinigte und der er den Namen Anglicana beilegte. Das Reich aber, das er gründen wollte, hieß er das Kühlmannstum, dessen noch zu gründende Hauptstadt Kühlmannopel, und die Jünger, mit deren Hilfe er Reich und Hauptstadt zu errichten hoffte, Kühlpropheten. Und sein Glaube, der vordem klein und schwach wie ein Senfkorn gewesen war, wuchs und nahm zu und wurde ein Baum, in dessen Zweigen die Vögel wohnten. Gewaltig lehrte und predigte er und psalmte inbrünstig zu London, Paris, Genf und Am-

sterdam, und gewann an all diesen Orten Anhänger, die mit Begeisterung seinen Ruhm und die Herrlichkeit seines zukünftigen Reiches verkündigten.

Anno 1683, am Tage, da der Großvezier des türkischen Kaisers Mohammed V. vor Wien anlangte, um es Allah und dem Halbmond zinsbar zu machen, ward dem Propheten mit Gottes sichtbarer Hilfe von der Maria Anglicana ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Salomo erhielt, zum Zeichen, daß er weiser und mächtiger als alle Könige dieser Welt sein würde. Darüber, daß nun die göttliche Weisung erfüllet war, geriet der Prophet in große Verzückung und gab zu Amsterdam seinen Kühlpsalter heraus, der die Erfüllung aller Kühlpropheten, Kühlweisen und Kühlschriftgelehrten war und daselbst begann, wo der Prophet Drabicius aufgehört hatte.

Allein das Kindlein Salomo starb, ehe es das dritte Jahr erreicht hatte, und auch seine Mutter folgte ihm bald nach. Dies Unglück aber konnte dem Propheten seinen herrlichen und über alle Maßen festen Glauben nicht mehr erschüttern und er sang seine Kühlpsalmen weiter, die er erneut herausgab und sich darin: Quirinus Kuhlmann einen gerufenen Prinzen Gottes der Israeliten, Christen und Jesueliten nannte. Auf dem Titelkupfer bildete er sich selbst ab mit Krone, Schwert und Zepter, mit sieben Sternen um das Haupt und mit Sonne und Mond zu seiner Rechten und seiner Linken.

Da aber dieses zukünftige Reich auch nach ihm einen Herrscher haben mußte, verlobte er sich im Jahre 1687 zu Ackersloot in Holland mit Esther Michaelis, gab ihr

eine Traukette, empfing einen Ring in Lapisgolde von ihr und führte sie seitdem als seine Frau umher.

Und der Lichtschein nahm stetig zu an Glanz und Helligkeit, bis ihn tausend und aber tausend Lichtgeburten umgaben. Die wunderlichsten und schönsten Bildungen, die keine Worte ausdrücken konnten, umschlossen ihn mit unaussprechlicher Klarheit, veränderten sich unaufhörlich in nie gesehenen Farben, glichen großen Weltkugeln, die mit kostbaren Edelsteinen besteckt waren und schossen plötzlich zu heiligen Lichttriangeln zusammen.

Und eine Stimme sprach zu ihm: „Reise zu dem unsichtbaren Volke im Nordwesten hinter Irland."

„Wie soll ich dieses unsichtbare Volk finden?" fragte der Prophet verwundert.

„Reise gen Osten," erwiderte die Stimme, „und wo du dreißig versammelt findest, die auf das Kommen des Reiches warten, daselbst bleibe, denn dort wird sich dein Geschick erfüllen."

Der Prophet machte sich schon am andern Tage in der Frühe auf und reiste nach Osten, begierig, das Wort des Herrn zu erfüllen. Sein Glaube wankte nicht ein einziges Mal, und er fürchtete sich vor niemand.

So kam er zuerst nach Berlin, wohnte daselbst und suchte die dreißig, die im Namen des Herrn versammelt waren. Allein er fand sie nicht. Darum schrieb er hier seinen Kühljubel, womit er die verdrückte Herde herauslocken wollte. Er richtete dieses Schreiben an den alten Kurfürsten Friedrich Wilhelm den Großen, in der Hoffnung, ihn für sich zu gewinnen.

Der Kurfürst, von argen Gichtschmerzen geplagt,

saß im weichgepolsterten Stuhle und ließ den Propheten zu sich rufen. Hochbeglückt eilte er herbei und predigte mit gewaltigen Worten von seiner himmlischen Sendung und forderte den Kurfürsten auf, die reformierte und die lutherische Kirche zu vereinigen, da sie doch nur geringe Unterschiede trennten, zum Segen seines Reiches und zur Erfüllung des Spruches: Es soll eine Herde und ein Hirte sein!

Über diesen Vorschlag verwunderte sich der Kurfürst so sehr, daß er zu denen, die ihn umgaben, sprach: „Dieser Mann ist entweder ein großer Prophet oder ein Narr."

„Ich war ein Narr, da ich nicht gläubete," sprach der Prophet unerschrocken, „nun aber, da ich gläube und ohne Furcht zeuge, ist die Narrheit von mir abgefallen."

„Zeuch weiter!" befahl der Kurfürst nach längerem Bedenken. „Und so du dein Reich aufgerichtet hast, so laß es mich wissen."

Da setzte der Prophet seinen Wanderstab weiter, hielt sich wohl über ein Jahr in Preußen und Livland auf, ohne aber die dreißig, die auf das Kommen des Reiches harrten, zu finden, und kam endlich nach Moskau.

Und hier traf er auf seine verdrückte Herde, ein Häuflein mährischer Brüder und Chiliasten, die ihre Hoffnung in der Stille trugen, weil sie Angst hatten vor der barbarischen Regierung, unter der sie seufzten. Am meisten aber fürchteten sie sich vor dem Patriarchen von Moskau, dem die ganze russische Kirche untertan war. Denn er hielt strenges Gericht über alle, die von der Lehrmeinung abwichen. So hatte er noch bis vor

kurzem auch die Reformierten und Lutheraner bekämpft, war aber schließlich dazu vermocht worden, diese Bekenntnisse zu dulden.

Nur der Prophet zeigte keine Furcht vor ihm und trat ihm in Wort und Schrift entgegen. Durch die Kraft seines Glaubens riß er viele aus der stillen Gemeinde mit sich, vor allen Conrad Nordermann, in dessen Hause er wohnte. Dieser setzte eine Schrift auf, worin er den Propheten als den neuen Messias pries und übertrug auch einige Hauptschriften des Propheten ins Russische, um ihm unter den Eingeborenen Anhänger zu gewinnen.

Und der Glaube an das neue Reich breitete sich aus und ergriff die Herzen mit himmlischer Gewalt.

Da wurde der lutherische Pastor Johannes Meinecke auf diese wachsende Gefahr aufmerksam und ließ den Propheten zu sich fordern.

„Fahre wieder von dannen, woher du gekommen bist, du Schwarmgeist!“ gebot er ihm.

„Wie kannst du es wagen, mich gehen zu heißen,“ erwiderte der Prophet zornig, „da mich Gott der Herr selber hierher gesandt hat, das Reich aufzurichten, von dem alle Propheten gezeuget haben, und das gar balde hereinbrechen wird. Denn siehe, ein Schwert hängt über deinem Haupte, und so ich blase, fällt es hernieder und erschlägt dich und alle, die wider mich sind!“

„So blase!“ rief der Prediger drohend. „Blase die Flamme an, die dich gar bald verzehren wird.“

Also schieden sie voneinander im Grimme.

Nun zeugte der Prophet nur noch lauter von der Herrlichkeit des zukünftigen Reiches, und sein Anhang

mehrte sich von Tag zu Tag. Denn die Botschaft klang dem unterdrückten Volke gar lieblich in die Ohren. Zwar hielten sie sich alle noch still in ihren Häusern und wagten sich nicht auf die Straße. Doch der Prophet war seines Sieges gewiß und machte ihnen zu einem Aufstand Mut durch Wort und Schrift.

Um diese Zeit brachte Conrad Nordermann, der zum Kühlpropheten gesalbt worden war, seine Schriften zu einem Buchdrucker. Da der aber nichts ohne die Genehmigung der geistlichen Gewalt drucken durfte, trug er die Blätter zum Patriarchen.

Der geriet, nachdem er die Schriften gelesen hatte, sofort in eine grenzenlose Wut, sandte zu den Predigern der lutherischen und reformierten Gemeinde und ließ fragen, ob ihnen dieser Prophet zugehöre.

Und sie antworteten: „Wir wissen nichts von ihm, er gehört nicht zu uns, ist auch nicht unseres Bekenntnisses."

Darauf erfüllte sich des Propheten Geschick.

Er wurde mit seinem Freunde Nordermann in den Kerker geworfen und auf die Folter gelegt. Doch sie blieben beide, trotz ihrer Schmerzen, bei ihrem Glauben und drohten ihren Peinigern mit Gottes Gericht.

„Sage, daß du ein Narr bist!" rief der Patriarch. „Und man wird dich auf der Stelle freilassen."

„Ich bin Gottes zweitgeborner Sohn!" erwiderte der Prophet ruhig, während er auf der Qualbank gestreckt wurde. „Mir ist von Gott gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden."

Als halsstarrige Ketzer wurden sie noch an demselben Tage dem Feuer überantwortet. Man brachte sie

in eine Hütte, die man mit Pechtonnen angefüllt hatte, und setzte sie in Brand. Und auch jetzt blieb der Prophet fest in seinem Glauben, erhob seine Stimme und sang den fünfzehnten seiner Kühlpsalmen.

„Triumph! Ein Feur entzünd! Triumph! mir Leib und Glieder!
Triumph! Ich stimme an! Triumph! die Hochzeitlieder!
Triumph! zu ehren Gott! Triumph! und Gottes Sohn!
Triumph! den Heilgen Geist! Triumph! im Himmelsthron!

Triumph! Die Engel sind! Triumph! im Triumphieren!
Triumph! weil wiederbracht! Triumph! mit größern Zieren!
Triumph! dem Jesuel! Triumph! der Königstuhl!
Triumph! weil Lucifer! Triumph! im Schwefelpfuhl!

Triumph! Der Erdkristall! Triumph! trägt heilge Früchte!
Triumph! unfehbar sind! Triumph! die Lichtsgesichte!
Triumph! o Freudenfreud! Triumph! so gar behend!
Triumph! Triumphstriumph! Triumph! der sonder End!"

Dann erstickte die qualmende Glut seine Stimme. Am nächsten Morgen aber erhob sich ein Sturmwind, riß die Asche empor, entführte sie nach Westen und streute sie über alle Länder.

Die zwölf Abschiede des Dichters Johann Christian Günther

An einem Frühlingstage des Jahres 1709 fuhr der würdige und fromme Schweidnitzer Physikus Thieme von Liegnitz heim und pochte in Striegau auf der Neugasse bei seinem Kollegen Günther an. Von der Magd in den Garten gewiesen, traf er allda den Doktor Günther nebst der Doktorin. Es war dies seine dritte Ehefrau, die er erst vor zwei Jahren heimgeführt hatte. Zwischen ihnen stand Johann Christian, sein Sohn aus zweiter Ehe, ein vierzehnjähriger Knabe von mittelmäßiger Statur und wohlproportionierten, gesunden und geschickten Gliedern. Sein freundliches und annehmliches Angesicht hatte etwas Reizendes an sich, was besonders aus seinen tiefen, träumerischen, schwarzbraunen Augen sprach. Auch trug er dunkle Locken, so daß er dem Physikus wohl auf den ersten Blick gefallen konnte.

Die beiden Eltern aber schienen dem Knaben weniger wohlgesinnt zu sein, denn ihre Mienen zeigten deutlich, daß sie ihn eben heftig ausgescholten hatten. Nun aber, angesichts des Gastes, schwiegen sie etwas betroffen.

„Ei, ei," sprach der Physikus, „ich komme doch nicht zur Unzeit? Ist dies Euer Sohn, Herr Kollege? Tut er nicht gut?"

„Er ist ein Taugenichts!" rief die Doktorin erbost. „Den ganzen Tag liegt er auf den Büchern, ob er gleich

kräftig genug ist, schon etwas mitzuverdienen. Ruft man ihn, hockt er hinter den Büschen oder gar drüben auf dem Kirchhof und träumt. Und wir können ihn durchaus nicht studieren lassen. Dazu reicht es nicht und andere Kinder sind auch noch da."

„Packe dich, du ungeratener Sohn!" herrschte ihn der Vater an und entriß ihm ein Blatt Papier.

Johann Christian sprang davon, froh diesmal so leichten Kaufes davongekommen zu sein, die beiden Doktoren aber traten in das Haus und setzten sich bei einem Krug Striegauer Bitterbier nieder.

„Hier lest," seufzte der Doktor Günther schmerzlich. „Dies Papier hat er eben wieder hinter dem Busch vollgeschmiert. Auf solche brotlose Bettelkunst ist er mit allen Sinnen erpicht. Alle Ermahnungen schlägt er in den Wind. Im guten und im bösen habe ich es schon mit ihm versucht. Er verspricht es hoch und heilig, treibt es aber hinterher ärger als zuvor. Denn er hat einen schwachen, schwankenden Charakter. Es ist ein Hang, den man ausrotten muß, sonst wird er noch ein Tagedieb. Und dabei hat er einen ganz vortrefflichen Kopf und ist zum Studium sonderlich geschickt."

Inzwischen hatte der Physikus das Blatt eingehend geprüft und hob nun verwundert seine Augen.

„Ein Poeta!" rief er vergnügt. „Es ist ein ganz artiges Poem, ein geistlich Lied, wie es unser Pastor Schmolcke kaum besser macht. Habt Ihr es denn schon gelesen?"

Der Doktor hob abwehrend seine Hände.

„So will ich es Euch vorlesen!" lächelte der Physi-

kus, klärte mit seinem roten Nastüchlein das Augenglas und begann:

„Aria von der Geburt Christi.

Eilt ihr Völker aus der Nacht
Zu dem neugebornen Lichte,
Das den Stall zum Himmel macht!
Eilt und zeigt Vergnügungsfrüchte,
Dort wo sich der Herr der Welt
Uns zum Reichtum arm gestellt.

Diese Windeln, dieses Stroh,
Werden unser Freiheitszeichen:
Es gefällt der Vorsicht so,
Satans Arglist zu beschleichen,
Dem der Schein der Dürftigkeit
Schimpf und Gram und Fall verleiht.

Jetzo werden Wölf und Schaf,
Rind und Löwen sicher spielen;
Und der Zorn, der Adam traf,
Muß sich in den Tränen kühlen,
Deren Strom voll Lieb und Geist
Von des Heilands Wangen fleußt."

Der Doktor Günther schüttelte ärgerlich den grauen Kopf.

„Mich dünkt," meinte der Physikus, „Ihr tut Euerm Sohn unrecht. Sein Sinn ist vielmehr auf die Frömmigkeit und den Glauben gerichtet. Freuet Euch vielmehr dieses Kindleins, wer weiß, wozu es der Herr aufgespart hat?"

„Wie gerne wollt ich ihn auf die Schulen schicken," lenkte der Vater ein, „allein der Mangel, seine Wohlfahrt weiterhin zu fördern, läßt es nicht zu. Sein fertiger Kopf, sein aufgeräumtes Gemüte und seine eif-

rige Begierde zu lernen, sind genugsam Zeugnisse, daß aus ihm durch gute Führung ein vortrefflicher Merkurius könnte geschnitzt werden. Allein hier in Striegau ist keine Gelegenheit dazu."

„So gebet ihn nach Schweidnitz," schlug der Kollege vor, „helft ihm mit dem geringen, was Ihr entbehren könnt. Und so er nur fleißig und strebsam ist, werden sich Freunde und Gönner genugsam finden. Als Kirchen- und Schulvorsteher bin ich wohl imstande, ihm eine Freistelle zu verschaffen. Es gibt in unserm Stande gar zu viel Windmacher, als daß man einen fähigen Kopf von dem Studium zurückhalten dürfte. Er kann in meinem Hause wohnen, und ihm außerdem ein paar Freitische zu schaffen, wird nicht sonderlich schwerhalten. Und so er erst tiefer in die Wissenschaften eindringt, wird er das Versemachen ganz von selbst dahinterlassen."

Diesem freundlichen Drängen vermochte der Doktor auf die Dauer nicht zu widerstehen, obschon die Doktorin sehr dagegen war und es zuletzt gar mit Tränen versuchte.

„Was Ihr wollt, tuet bald!" mahnte der Physikus, der wohl merkte, daß den Kollegen die Zusage schon reute. „Sitzet mit auf und fahret mit mir hinüber."

Als man Johann Christian, den man aus dem hintersten Winkel des Gartens holen mußte, den Entschluß seines Vaters mitteilte, fiel er vor ihm auf die Knie, küßte seine Hände und rief unter Freudentränen: „Lieber Herzensvater, ich will Euch dieses ewiglich gedenken!"

Der Physikus aber fuhr ihm über die braunen Locken

und sprach: „Werde ein tüchtiger Medikus, das wird uns alle baß erfreuen!“

Noch vor dem Abend kamen sie in Schweidnitz an.

„Ruhet Euch aus, lieber Kollege!“ sagte der Physikus. „Und bringet ihn morgen früh zum Rektor Leubscher. Gehet auch zum Herrn Pastor Schmolcke und zum Primarius Fuchsius. Auch ein Gang zu dem Herrn Advokaten Crusius, dem der Kaiser den Titel eines Polyhistors verliehen hat, wird nur nützen, dieweil er eine große Bibliothek besitzt, woraus er generös jedem, dem er wohlwill, das Nötige herleiht.“

Bei dem Rektor Leubscher stellte sich Johann Christian erst etwas einfältig, wollte nicht mit der Sprache heraus und tat auf die Frage: „Bist du der neue Schüler?“ nur mit einem recht kleinstädtischen Kratzfuß Bescheid.

„Du hast“, fuhr der Rektor fort, „gar ein aufrichtiges und munteres Gesicht, sei nur unerschrocken, wir werden einander schon besser kennen lernen.“

Darauf prüfte er ihn und ließ ihn einen Abschnitt aus dem Curtio übersetzen, wobei Johann Christian ohne Scheu seine regen Kräfte zeigte und besonders auf die natürliche Ordnung der deutschen Wörter Acht nahm.

„Kannst du auch was vom Griechischen?“ fragte der Rektor erstaunt und sagte ihm einen Spruch aus dem Euripides, den der neue Schüler mit solcher Leichtigkeit wiederholte und übertrug, daß der Rektor sich höchlichst darüber verwunderte und zu dem Vater sagte: „Herr Doktor! Sie sind nicht einer von denen Vätern, die ihre Kinder als ungehobelte Klötzer in die Schule

schicken und den Lehrmeistern eine unsägliche Arbeit an ihren dummen und unverständigen Kindern überlassen. Ich sehe, daß bei ihm der Grund vollkommen gut gelegt ist, wir wollen itzo darauf weiter bauen. Ich kann ihn auch nicht anderswohin tun, als zu mir in die oberste Klasse nehmen."

Der Doktor bedankte sich vielmals bei dem Rektor, gab Johann Christian noch ein halb Schock gute Lehren mit auf den beschwerlichen Weg der Wissenschaften und ging zu dem Polyhistor Crusius.

Das war ein kleines, verhutzeltes und vertrocknetes Männlein, ein Bücherwurm und Stubenhocker, von einer so großen Gelehrsamkeit besessen, daß er zum Beispiel alle Gelehrten, die mit dem Vornamen Johannes hießen, an den Fingern herzählen konnte.

„Ei, ei," sprach er etwas spöttisch, nachdem ihm der Doktor mit wohlgesetzten Worten den neuen Lateinschüler ans Herz gelegt hatte, „ein Ingenium von vierzehn Jahren! Ist das nicht ein wenig zu hoch gegriffen? Aber dem getreuen Vater mag es verziehen sein. Sehet, ich liege schon vierzig Jahre an den Brüsten der Weisheit, so mich aber einer ein Ingenium nennen würde, möchte ich ihm sehr höflich danken. Seid aber getrost, ich will ein wachsames Auge auf den Buben haben, damit er nicht etwann auf Abwege gerät."

Darauf trat der Doktor zu dem Pastor Benjamin Schmolcke, der in ganz Schlesien einen lauten Ruf als Kirchenliederdichter hatte.

Er hörte den Vater ruhig an, legte das Doppelkinn selbstgefällig auf das blütenweiße Bäffchen und sagte: „Ei, ei, ein Poeta? Und das mit vierzehn Jahren! Und

er scheut sich nicht, die heiligen Dinge zu bedichten! Ich habe mit vierzehn Jahren den Katechismo gelernt und in der Heiligen Schrift geforscht. Es ist ein Geist der Vermessenheit und der Überhebung in die heutige Jugend gefahren, und man wird gut tun, ihn mit Sanftmut und Geduld wieder auszutreiben."

Beglückt eilte der Doktor nun zu dem alten, weißhaarigen Pastor Fuchs, der keine langen Worte machte, sich den Namen notierte und dem Vater eine glückliche Heimfahrt wünschte.

So kam Johann Christian auf die Lateinschule nach Schweidnitz, gewann sich seine Lehrer durch Fleiß und Geschicklichkeit zu Freunden, insbesondere den Primarius Fuchsius, blieb fünf Jahre allda und ließ nicht vom Versemachen, nur daß er gar bald die weltlichen Dinge bevorzugte. Und als er erst auf einer Hochzeit, zu der er das Karmen gedichtet hatte, die holde Jungfrau Magdalena Eleonora Jachmann kennen lernte, da wurde ihm endlich kund, daß es zweierlei Geschlecht gab und daß Liebe Leben war, und er wußte nun, an wen er seine Lieder zu richten hatte.

II

Kurz bevor er die lateinische Schule verließ, wurde sein Schauspiel: „Die von Theodosio bereute Eifersucht" von der Schweidnitzer Schuljugend dargestellt. Es war dies eine Auszeichnung, zu der ihm der Primarius verholfen hatte. Leider aber schloß er noch vor der Aufführung die Augen für immer, und Benjamin Schmolcke rückte an seine Stelle auf. Dieser war dem jungen

Dichter nicht wohlgesinnt, weil er sich im Laufe der fünf Jahre allmählich seiner väterlichen Zucht entzogen hatte und nun seine eigenen Wege wandelte. Nicht viel anders verhielt es sich mit dem Polyhistor Crusius. Dem war der aufkeimende Ruhm des jungen Dichters, der zu jedem Ereignis in den Mauern der Stadt ein Gedicht machen mußte, so sehr in die Krone gefahren, daß er gewiß im Verein mit dem neuen Primarius die Aufführung des Güntherschen Stückes hintertrieben hätte, wenn es nicht schon zu spät gewesen wäre.

Also wurde das Schauspiel am 24. September 1715 öffentlich dargestellt, und alle, die es anhörten, waren des Lobes voll. Nur die beiden Feinde Günthers übten scharfe Kritik, der eine an der historischen Treue, der andere an den Versen. So kam zum ersten Male der Neid, der ihre Herzen schon seit langem erfüllte, ans Tageslicht und unter die Leute.

Johann Christian aber, der sich mit seinen neunzehn Jahren schon als ein rechter Mann und als ein erwählter Jünger der Musen fühlte, dichtete alsobald auf diese beiden nicht nur in Schlesien hochberühmten Männer einige scharf gepfefferte Stachelreime, die zur unstillbaren Wut der Betroffenen gar schnell von Mund zu Mund flogen.

Auf den Polyhistor Crusius.

Wer wacker schwatzen kann, Registerschreiber braucht,
Mit Namen um sich wirft, davon die Ohren gellen,
Den unverschämten Kiel in Gall und Lügen taucht,
Zehn alte Schinken liest, den elften darzustellen,
Der heißt galant gelehrt, dieweil das Eselsohr
Ihm unter seiner Staatsperücke guckt hervor.

Auf den Prediger Bav.

Bav meint, ich glaube nichts. Allein ist Bav wohl klug!
Ich glaube, daß mir Gott Brot, Seligkeit und Leben,
Ihn aber uns im Zorn zum Prediger gegeben!
So glaubt ein frommer Christ und ich mit ihm genug.

Die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Die Pflegeeltern seiner Leonore verboten ihm als einem Atheisten und zuchtlosen Gesellen das Haus. Es gelang ihm aber, ihr ein Brieflein zuzustellen, worin er sie beschwor, ihm ein Stelldichein zu geben, auf daß er von ihr Abschied nehmen könnte. Darauf ging er, als der Mittag scharf brannte, hinaus zum Friedhof, um seinem Kummer nachzuhängen. In der Einsamkeit der grünen Kirchhoflinden setzte er sich auf eine Bank, stützte den Kopf in die Hand und seufzte aus tiefstem Herzen:

„Es sind, du weißt es wohl, fast mehr als sieben Wochen,
Seitdem wir uns bereits nicht mehr vertraut gesprochen,
Seitdem mein dürrer Mund den reinen Kuß entbehrt,
Und Sehnsucht und Verdruß mein trocknes Mark verzehrt.
Kein Zufall will sich noch in unsre Wünsche schicken,
Die Mutter hütet dich mit viel Verfolgungsblicken.
Kein Fenster und kein Spalt, kein Winkel, keine List,
Ergötzt mich nur mit dem, was doch noch wenig ist.
Ja, wenn ein einzler Druck die Hand vergnügen möchte,
Ja, wenn mir nur ein Blatt verstohlne Nachricht brächte:
So hätt ich einen Trost, und so behülf ich mich
In Hoffnung beßrer Zeit. Verhängnis, beßre dich!
Und liefre mir mein Kind nur einmal in die Armen.
Verdien ich auch gleich nicht ein gütiges Erbarmen:
Oh, so verdient es wohl die Länge meiner Qual.
Ich sterbe schon vor Angst des Tages tausendmal,
Und hab ohn ihre Gunst kein ander Glück auf Erden,
Als daß ich hoffen kann, gar bald verscharrt zu werden."

Da aber nahm sein Schmerz ein schönes und plötzliches Ende. Zwei zarte Hände legten sich ihm unversehens von hinten über die Augen und zogen ihm den Kopf sanft in den Nacken. Er erkannte sofort Leonoren, löste ihre Hände, zog sie an sich und küßte sie. All sein Schmerz war verflogen.

„Ich habe mich weggestohlen," flüsterte sie hastig, „hier bei den Gräbern sucht uns niemand. Denn ich kann dich nicht abreisen lassen, ohne von dir Abschied zu nehmen."

„Ach, liebstes Kind!" rief er glücklich. „Womit soll ich dir das vergelten?"

Darauf sanken sie sich wieder in die Arme und ließen sich auf einem grünen Grabhügel nieder. Er erzählte ihr, wie er von Haß und Neid verfolgt würde, wie ihn seine Pfleger vor aller Welt verschrieen, und tat nur die Lippen zu, um die Geliebte immer wieder aufs innigste zu küssen.

„Du alleine bist es, die mich hält!" schwur er. „Ich will nicht gesund von dieser Stelle gehen, sofern ich es nicht ernsthaft mit dir meine."

„Ach, Liebster," seufzte sie, „ich fürchte, wenn du erst auf der hohen Schule bist, wirst du mich bald vergessen haben."

„Niemals werde ich deiner vergessen!" gelobte er unter Küssen. „Dein Name ist mit unverlöschlichen Buchstaben in mein Herz geschrieben, und ich will immerdar nichts anderes tun, als deinen Ruhm zu singen und deine Liebe zu erheben."

„Davon werden wir nicht satt werden!" sprach sie lächelnd. „Du mußt auch fleißig studieren."

„Ich will dir ein Medikus werden," schwur er mit erhobenem Finger, „daß Hippokrates, Galenius und Paracelsus wie drei Waisenknaben vor mir stehen sollen. Du aber, Liebste, bleibe, wie du bist, auch wenn man dich noch so sehr plagt und mich bei dir verlästert. Denn daran wird es nicht fehlen. Und lasse dich ja nicht mit dem Täuber ein, der euch das Haus einläuft."

„Da sei ohne Sorge," tröstete sie ihn. „Der hat es auf meine Schwester abgesehen."

So vergingen ihnen unter Schwüren und Beteuerungen, Herzen und Drücken, Küssen und Umarmungen die Stunden wie im Fluge. Sie wandelten zwischen den Gräbern hin und wieder, lasen die Inschriften und kamen endlich an eine Stätte, wo ein junges Brautpaar ruhte, das innerhalb von vier Wochen gestorben war.

„Wenn du von mir lässest," sprach Günther dumpf und wies auf dieses Grab, „so siehe hier mein Los. Dann werde ich wie jener aus übergroßem Kummer und Gram in die Gruft sinken."

„Und ich würde mich darüber zu Tode weinen," rief Leonore an seiner Brust, „um ewig bei dir sein zu können."

Lange hielten sie sich wortlos umfangen, bis der Tag verging, und die sinkende Dämmerung sie trennte. Leonore riß sich los und eilte heim, während Günther am nächsten Morgen in der Frühe Schweidnitz verließ und zu seiner Vaterstadt Striegau zurückwanderte, deren drei Berge ihm schon von ferne winkten.

Der höfliche Gruß, den er der Stiefmutter bot, wurde nur mürrisch erwidert. Dagegen freute sich der Vater aufrichtig seines gelehrten und wohlgewachsenen Soh-

nes, spazierte mit ihm durch die kleine Stadt, wo ihn alle Bürger ehrerbietigst grüßten und nahm ihn mit in den Ratskeller zum Bier. An guten Lehren, wie das seine Art war, sparte er nicht. Johann Christian wollte ihn auf andere Gedanken bringen und erzählte ihm von seiner Schulkomödie, die man ihm zu Ehren in Schweidnitz aufgeführt hatte.

„Narrenspossen!" schnitt ihm der Vater barsch das Wort ab. „Ein ehrlicher Mann gibt sich nicht her zu solcher Gaukelei. Werde ein guter Medikus und laß das Versemachen sein. Du gehst nun auf die Universität, daselbst sind der Versuchungen gar viele. Meide sie wie das Gift, denn sie verderben die Seele und den Körper. Auch gehört dazu ein voller Beutel. Den kann ich dir nicht füllen, denn ich bin ein armer Mann. Jeden Taler, den ich dir gebe, muß ich mir und den Meinigen vom Munde absparen. Daran denke jedesmal, ehe du ihn ausgibst. Und eile, daß es mit dem Studium nicht zu lange dauert, und daß du bald ein Doktor heißest wie ich, damit die Kranken voll Vertrauen zu dir kommen und deiner Wissenschaft den Zins entrichten."

Johann Christian hörte nur mit halbem Ohre zu. Er sehnte sich nach der akademischen Freiheit und gedachte sich mit seiner Feder ein erkleckliches Stück Geld neben seinem Studium zu verdienen, daß er in Frankfurt nicht gar zu armselig zu leben brauchte.

Also fuhr er im September von den Segenswünschen und Ermahnungen seines Vaters geleitet und mit einigen Talern in der Tasche zum Jauertore hinaus auf Liegnitz zu nach Norden. Jedoch in Frankfurt behagte es ihm nicht, und er ging, ohne den Vater zu fragen,

noch vor Weihnachten nach Wittenberg. Und hier blieb er zwei Jahre.

III

Benjamin Schmolcke und der Polyhistor Crusius aber behielten den jungen Lästerer auch weiterhin scharf im Auge und hörten zu ihrer innigen Freude bald allerhand Übles über ihn, vor allem, daß er seine Studien vernachlässige und sich einem rohen und ungezügelten Treiben hingebe. Da sich diese Nachrichten, die ihnen von ihren früheren Schülern zugetragen wurden, stetig mehrten, machte sich eines Tages der hochgelahrte Polyhistor auf, um dem Doktor Günther in Striegau die Augen zu öffnen.

Der empfing den berühmten Mann mit untertänigstem Gruße und geriet alsbald in einen großen Zorn.

„Ihr werdet gut tun," riet ihm der Polyhistor heuchlerisch, „ihm den Brotkorb etwas höher zu hängen, damit er zur Einsicht und zur Besserung gelangt. Denn ich meine es gut mit ihm und mit Euch. Uud auch der Herr Primarius Schmolcke ist dieser Meinung."

Und der Doktor, dessen Frau dem hochgelahrten Herrn aus Schweidnitz in allen Stücken dreimal recht gab, bedankte sich für die guten Ratschläge und entzog seinem Sohne den weiteren Zuschuß.

Dadurch geriet Johann Christian in Not, aus der ihn die zahlreichen Lobgedichte, die er auf seine verdienstvollen Gönner machte, nicht erretten konnten. Da er zudem an seiner Freundschaft, die ihn mit einigen studierenden Landsleuten, vor allem mit dem Studio-

sus Schubart aus Lauban verband, nicht ablassen wollte und konnte, kam er immer tiefer in Schulden, bis ihn George Schummel, sein Wirt, das Urbild eines Manichäers und Philisters, vor das Universitätstribunal brachte und das Urteil erlangte, seinen Schuldner so lange festhalten zu dürfen, bis er sich durch Zahlung gelöst hätte.

So mußte Johann Christian ein Dachkämmerchen beziehen und bei schmaler Kost wie ein Gefangener leben. Da dichtete er denn tapfer weiter und hoffte auf seine Wittenberger Freunde und auf seinen Vater, dem er in einem gereimten Briefe seine Drangsale andeutete. Allein der Vater ließ nichts von sich hören, und die Studienfreunde waren selbst arme Schlucker.

Schmolcke und Crusius aber dankten Gott dem Herrn, daß er sich endlich ihren Bitten gefügt und den losen Burschen aus Striegau gebührend gezüchtigt hatte. Aber gleichwohl waren ihre frommen Herzen noch sehr weit von Milde und Verzeihung entfernt. Sie gedachten vielmehr in ihrer gekränkten Hoffart nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie Johann Christian das ganze Leben gründlich versalzen und verderbet hätten.

Also ließ Benjamin Schmolcke an den Doktor Günther in Striegau die Botschaft gelangen, daß er bei Gelegenheit zu ihm kommen möchte, wenn er sich Nachricht von seinem Sohne holen wolle.

Der Vater fühlte sich dadurch sehr geehrt, trat alsobald vor den Prediger und vernahm zu seinem grenzenlosen Staunen, daß Johann Christian im Schuldturm säße. Das ging dem ehrlichen Manne so sehr gegen

sein ganzes Fühlen und Denken, daß er heftig zu zittern begann.

„Ihr seid ohne Schuld!“ tröstete ihn der Herr Primarius freundlich. „Ihr habet an ihm getan, was Eure Schuldigkeit war. Nun aber, wo er Euch in Schande bringt, ziehet Eure Hand ganz von ihm ab. Überlasset ihn seinem eigenen Schicksal. Denn in ihm sitzt ein böser Geist, der nur durch Bangnis und schwere Trübsal ausgetrieben werden kann. Und so er freikommt und etwann Euer Angesicht suchen will, heißet ihn von hinnen gehen, damit Ihr dem Herrn nicht in den strafenden Arm fallet. Denn obendrein ist Euer Sohn ein wahrhaftiger Atheist und strikter Gottesleugner.“

Innerlich und äußerlich tief gebeugt, wandte sich der Vater heimwärts und schrieb an seinen Sohn einen kurzen Brief, worin er ihn verstieß und ihm ausdrücklich verbot, jemals wieder vor sein Angesicht zu kommen.

Johann Christian, dessen Gesundheit durch die Gefangenschaft schon sehr geschwächt worden war, verfiel durch diesen Brief in eine schwere Krankheit. George Schummel pflegte ihn einigermaßen, aber nicht aus christlicher Liebe, sondern aus Habsucht, weil er das Pfandobjekt nicht verlieren wollte.

Nun aber regten sich seine Freunde, scharrten die wenigen Taler zusammen, die ihnen erreichbar waren, und rückten unter Schubarts Anführung dem harten Hauswirt auf den Hals. Das Geld, das sie ihm boten, machte noch nicht die Hälfte von dem aus, das er von Günther zu fordern vorgab.

„Gib uns den Dichter frei!“ schrie Schubart und fuchtelte mit dem entblößten Raufdegen vor George

Schummels Nase herum. „Sonst bist du heut abend ein durch und durch blessierter Mann."

Aber George Schummel wohnte schon viel zu lange in Wittenberg, um vor einer Handvoll Studenten gleich ins Mausloch zu kriechen.

„Nur Geduld, meine Herren Studioses!" grinste er freundlich und zählte mit Bedacht die Taler. „Die eine Hälfte von euerm Dichter könnt ihr mitnehmen, die andere Hälfte bleibt hier."

„So gib ihn zur Hälfte heraus!" nahm ihn Schubart beim Worte.

„Wird eben nicht angehen!" lachte George Schummel und säckelte schnell das Geld ein. „Ihr müßtet ihn denn mittendurch teilen."

„Unverzüglich!" schrie Schubart und ließ den Degen durch die Luft sausen. „Wo ist er, bringt ihn herbei. Christlich wollen wir ihn teilen."

„Auf eure Verantwortung, meine Herren Studioses!" sprach George Schummel, dem allmählich unheimlich zumute wurde, und leitete sie vor die Dachkammer.

„Günther, heraus!" riefen die Burschen, rissen die Tür auf, und die beiden Freunde lagen sich in den Armen.

Darauf wollten sie ihn im Triumph davonführen.

„Hehe, ihr Herren!" machte sich George Schummel bemerklich und versperrte mit seiner breiten Gestalt den Ausgang. „Die eine Hälfte bleibt hier."

„Du Hundsfott von einem Philister!" schrie Schubart, faßte den Wirt bei der Busenkrause und zog ihn näher. „Willst du uns zum Morden anstiften? Dafür sitze sofort deine Strafe ab. Gehe in dich und bereue deine Sünden!"

Und ehe George Schummel wußte, wie ihm geschah, saß er gefangen in seiner Dachkammer, während Schubart, der wackere Befreier, mit Günther im Arme und von seinen Burschen umgeben, durch die Straßen zog und den Schläger über die Pflastersteine hieb, daß die Funken sprühten.

So leiteten sie Johann Christian zum Tore hinaus, da seines Bleibens in Wittenberg nicht länger sein konnte, und setzten sich über der Elbe im nächsten Dorfwirtshaus fest. Hier hielten sie einen wackern Burschenschmaus, ließen die größten Humpen füllen und steckten die langen Pfeifen an. Das Gelage dauerte bis tief in die Nacht.

„Es lebe die Freiheit!" rief Günther und schwang das Glas. „Die Freiheit ist der Musensöhne Kraft!"

„Hoch, unser Günther, der Erzbursch!" schrie Schubart.

„Ein Pereat den Philistern!" riefen alle, standen auf, faßten sich bei den Händen, tanzten dreimal um den Tisch herum, trieben noch allerhand andere Allotria und setzten sich nieder. Darauf steckten sie noch einmal mit besonderer Feierlichkeit ihre Pfeifen an.

„Es steigt das Lob des Knaster-Tobacks!" kommandierte Schubart, und alsobald begannen sie zu singen Johann Christians neues Lied nach der alten Weise.

„Nahrung edler Geister,
Aller Sorgen Meister,
Du mein Element,
Was man jetzo Knaster nennt;
Komm und laß die müden Sinnen
Wieder Ruh gewinnen.

Deine Kraft und Stärke
Macht durch Wunderwerke
Allen Kummer zahm;
Mißgunst, Furcht, Verdruß und Gram
Fliehn, sobald ich dich empfinde,
Schneller als die Winde.

Die dich nicht vertragen,
Und zum Schimpfe sagen:
Du verderbst die Luft;
Mögen in des Schinders Gruft,
Ja zum Teufel selber kriechen
Und was Beßres riechen."

„Ein Schmollis dem Dichter!" riefen sie wie aus einem Munde, als das Lied geendet war, neigten ihre dampfenden Pfeifen vor ihm und tranken ihm zu.

„In Leipzig wird dein Weizen blühen!" rief Schubart begeistert. „Dort wirst du manchen Gönner finden und nicht so viele Mucker, wie hier in Wittenberg. Der Teufel hole sie und besonders die beiden Erzschelme in Schweidnitz, die dir das Leben und den Ruhm ablästern wollen. Striegle die nur ruhig weiter, am Ende bleibst du doch der Sieger! Denn während sie längst in der Erde faulen, wird dein Name leuchtend in den Sternen stehen. Also tröste dich und behalte uns lieb, wenn du dich dereinst im Glanze sonnst."

Nachdem Schubart den Wirt über die stattliche Zeche vertröstet hatte, nahmen sie Günther in die Mitte, um ihn mit dampfenden Pfeifen und gefüllten Flaschen zum Dorfe hinauszubringen. Auf der Höhe nahmen sie von ihm Abschied unter herzlichen Wünschen, brüderlichen Küssen und Umarmungen. Dann hingen sie sich mit den Armen ineinander, daß sie gleich einer Kette die ganze

Breite der Straße sperrten und marschierten im festen Tritt nach Wittenberg zurück, wobei sie kräftig sangen.

Günther aber blieb auf dem Hügel, wo sie ihn verlassen hatten, stehen und lauschte seinem eigenen Liede, das nun hell und schmetternd in die Juninacht hinausklang.

„Brüder, laßt uns lustig sein,
Weil der Frühling währet,
Und der Jugend Sonnenschein
Unser Laub verkläret:
Grab und Bahre warten nicht;
Wer die Rosen jetzo bricht,
Dem ist der Kranz bescheret.

Unsres Lebens schnelle Flucht
Leidet keinen Zügel,
Und des Schicksals Eifersucht
Macht ihr stetig Flügel:
Zeit und Jahre fliehn davon,
Und vielleichte schnitzt man schon
An unsers Grabes Riegel.

Wo sind diese? sagt es mir,
Die vor wenig Jahren
Eben also, gleich wie wir,
Jung und fröhlich waren?
Ihre Leiber deckt der Sand,
Sie sind in ein ander Land
Aus dieser Welt gefahren.

Wer nach unsern Vätern forscht,
Mag den Kirchhof fragen:
Ihr Gebein, so längst vermorscht,
Wird ihm Antwort sagen.
Kann uns doch der Himmel bald,
Eh die Morgenglocke schallt
In unsre Gräber tragen.

Unterdessen seid vergnügt,
Laßt den Himmel walten!
Trinkt, bis euch das Bier besiegt,
Nach Manier der Alten.
Fort! mir wässert schon das Maul,
Und ihr andern seid nicht faul,
Die Mode zu erhalten.

Dieses Gläschen bring ich dir,
Daß die Liebste lebe,
Und der Nachwelt bald von dir
Einen Abriß gebe!
Setzt ihr andern gleichfalls an,
Und wenn dieses ist getan,
So lebt der edlen Rebe!

Da verklang das Lied hinter den fernen Buchenhecken. Nun erst riß sich Günther los, trocknete seine Tränen und schritt rüstig auf Leipzig zu.

IV

Hier fand er in Gotthelf Birnbaum einen neuen Freund und in dem weltberühmten Professor Königlichen Rat und Historiographen Johann Burchard Mencke einen hochvermögenden, einflußreichen Gönner. Er nahm ihn unter dem Namen Philander von der Linde in seine „Deutsch=übende Gesellschaft“ auf, lud ihn öfters zu sich ein, um seine Sitten abzuschleifen, brachte ihn dazu, daß er eine blonde Staatsperücke trug, um bei den Leuten etwas vorzustellen, und suchte ihn auf jede mögliche Weise zu fördern. Auch etliche Stipendien, wenn sie auch nicht groß waren, überwies er dem hoffnungsvollen, schlesischen Poeten.

„Ein Medikus wird Er nicht werden!" scherzte der Rektor eines Tages. „Diese Kunst verlangt ein festeres Naturell und eine stärkere Leibesbeschaffenheit. Zudem ist Er viel zu zart und sanft von Gemüte. Und das rauhe Burschenwesen, das zuweilen in seinen Versen daherpoltert, ist, wie mich dünkt, nichts anderes als Renommisterei."

Günther wußte darauf nichts zu sagen, senkte das Haupt und errötete.

„Laß Er darum nicht den Kopf hängen!" tröstete ihn der Rektor väterlich. „Es sind nicht die schlechtesten Charaktere, die sich schlechter machen als sie sind. Viel ärger und nichtswürdiger sind die Heuchler, denn die Heuchelei ist der ärgste Feind der Musen. Sei Er immerdar aufrichtig und mache Er sich selbst keinen blauen Dunst vor. Nur die nötige Reife mangelt Ihm noch. Etwas mehr Gesetztheit wird dem Feuer und dem unvergleichlichen Fluß seiner Gedichte gewißlich nichts schaden können. Vor allem aber gehe Er unverdrossen weiter in allen nützlichen Wissenschaften, so wird Er einer der größten Poeten werden, die Deutschland jemals hervorgebracht hat. Poeten mit hohlen Köpfen gibt es genug, aber sie sind sich selbst eine Schande und den Musen ein Gräuel. Richte Er auch seinen Sinn nach den großen Dingen, die die Welt bewegen, ohne aber die kleinen, die Er bisher besungen, aus dem Auge zu verlieren."

Frohen Mutes ging Günther heim, pflanzte die Worte des hochverehrten Lehrers und Freundes tief in sein Herz und sang ein kraftvolles Heldenlied auf den soeben geschlossenen Passarowitzer Frieden, worin er den

Prinzen Eugen nach Gebühr und Verdiensten feierte und das also anhebt:

„Eugen ist fort. Ihr Musen, nach!
Er steht, beschleußt und sicht schon wieder,
Und wo er jährlich Palmen brach
Erweitert er so Grenz als Glieder.
Sein Schwert, das Schlag und Sieg vermählt,
Und wenn es irrt, aus Großmut fehlt,
Gebiert dem Feind ein neues Schrecken
Und stärkt der Völker Herz und Macht,
Die unter Adlern, Blitz und Nacht
Die Flügel nach dem Monden strecken."

Der Rektor Mencke spendete ihm dafür hohes Lob und sandte es nach Wien, wo es gleichfalls mit Vergnügen gelesen wurde. Aber der klingende Lohn, auf den Günther schon sicher gerechnet hatte, blieb leider aus.

Um diese Zeit suchte August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König von Polen, ein Subjekt, das bei allen Gelegenheiten und Lustbarkeiten des Hofes im Dichten etwas Schickliches aufsetzen konnte, und wandte sich unter andern auch an den Professor Mencke, daß er ihm einen solchen Menschen rekommandiere.

„Das ist Gottes Finger!" sprach er zu Günther. „Auf, eile Er, daß Er sein Glück mache! So Er sich nur bei Hofe artig und schicklich benimmt, kann es gar nicht fehlen. Tu Er den Mund auf und rede Er frei von der Leber weg. Dies wird Ihn bei Seiner Majestät am ehesten empfehlen. Für das übrige will ich schon sorgen."

„Ach, Herr Professor," seufzte Günther ängstlich und kleinlaut, „ich bin zu blöde!"

„Er fürchtet sich wohl gar?" lachte ihn der Rektor

aus. „Bei Hofe sind auch nur Menschen. Zudem ist Seine Majestät ein überaus leutseliger Herr."

Verzagten Herzens kam Günther in Dresden an, wo auf die neue Hofpoetenstelle schon ein wahrer Sturmlauf begonnen hatte. Die Bewerber, von denen Franz König und Eberhard Wassermann die meisten Aussichten hatten, antichambrierten bei allen Ministern und Hofräten, ja bei den Hofdamen und ihren Zofen um die Wette und der Reihe nach. Nur Günther konnte es nicht über sich gewinnen, auf diese Art und Weise Fürspruch und Freunde zu werben, sondern wanderte lieber bewundernd durch die Pracht des königlichen Gartens. Dann trat er in das Schloß. Hier hieß man die fünf Bewerber, sich in eine Reihe zu stellen, wobei Günther den letzten Platz erhielt, und auf die Ankunft Seiner Majestät zu harren.

August der Starke ließ nicht lange auf sich warten. Von zwei Pagen und zwei Kammerherren begleitet, erschien er in seiner ganzen gewaltigen Größe, neigte auf den untertänigsten Gruß der fünf Dichter huldvoll das perückenumwallte Haupt und musterte sie nicht ohne ein spöttisches Lächeln. Günther sah es genau, und das Blut schoß ihm darob zum Herzen, daß er erblaßte.

„Das sind also die Poeten!" sprach der König zu seinen Kammerherren. „Sehen meiner Treu ganz proper aus. Der erste mag beginnen. Sag Er uns etwas Angenehmes und Ergötzliches her."

Eberhard Wassermann warf sich in die Brust und begann: „Held, aller Helden Held!"

Da verlor er den Faden und blieb hoffnungslos

stecken. Er rang die Hände, fuhr sich durch die Haare und biß schließlich auf allen Fingernägeln herum.

„Tret Er ab!" sprach der König gnädig. „Lern Er noch was zu und stärk Er das Gedächtnis. Daran scheints Ihm noch zu fehlen. Der zweite!"

Der sagte mit arg verschnupfter Stimme ein Madrigal auf, das mit fremden Sprüchen und Zahlen vollgepfropft war, und prophezeite darin dem König ein langes Leben.

„Geh Er dem andern nach!" gebot August der Starke, dessen gute Laune merklich zu schrumpfen begann. „Wenn ich einen Traumdeuter und Wahrsager brauche, werde ich Ihn rufen lassen."

Nun hub der dritte seinen Spruch an, focht dabei mit den langen Armen wie ein tapferer Soldat durch die Luft und machte ein Geschrei, als gelte es, eine ganze Armada in die Flucht zu jagen. Er gab ein Anagramm zum besten, in das er mit redlichem Bemühn alle hohen Titel, Siege und Tugenden des Königs hineingepfercht hatte. Zudem versprach er sich, versetzte die Wörter, flickte neue ein, stieß welche aus, wiederholte sich und verhaspelte sich schließlich so sehr, daß er das Ende nicht mehr finden konnte.

Der König gähnte mehrmals und winkte ihm zu schweigen.

„Er sollte unter die Komödianten gehen!" riet er ihm und wies auf die Tür. „Mit seinen langen Armen und seiner Löwenstimme kann Er da sein Glück machen. Der Nächste!"

Dies war Franz König, ein Mann von höfischem, geschniegeltem Wesen und wohlberedtem Munde. Er

sagte ein wohlgerundetes Gedicht her, das mit schönen Sinnbildern und Gleichnissen geschmückt war. Seine Reime hinkten zwar, aber er wußte es durch seinen Vortrag und durch die Unzahl der malenden Beiwörter geschickt zu verdecken. Als er geendet hatte, verneigte er sich devot.

„Artig, artig!" sprach der König anerkennend. „Er hat Geist und Witz. Sein Vers schricht an. Wie heißt Er?"

„Euer Majestät alleruntertänigster Diener bittet um allergnädigste Verzeihung!" flehte Franz König in ersterbender Demut. „Ich heiße König."

„Ei, ei, das ist ein guter Witz!" schmunzelte der König. „Was kann Uns Besseres geschehen, als von einem König besungen zu werden?"

„Euer allergnädigste Majestät wollen zu verzeihen geruhen, wenn ich in aller Demut und Bescheidenheit das erhabene Lob an den weitergebe, dem es in Wahrheit gebührt," wagte der Dichter Franz König einzuwerfen. „An diesem Namen trage ich keine Schuld, sondern allein mein Vater."

Jetzt lachte August der Starke dröhnend auf und schlug sich vor Vergnügen auf die prallen Schenkel.

„Das war sein bester Witz!" rief er, nachdem er seine Würde wiedergefunden hatte, und wandte sich an Günther. „Wagt Er, mit diesem in einen Wettkampf zu treten, oder will Er vorher das Feld räumen?"

Vor des Königs durchdringendem Blick schlug Günther die Augen zu Boden und wußte vor Scham und Verwirrung nichts zu erwidern. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Da flüsterte einer der Kammerherren dem König etwas ins Ohr.

„Von Mencken empfohlen?“ rief er erstaunt. „Ei, ei, das ist ein ander Ding! Also schieß Er los! Es wird Ihm eine Kleinigkeit sein, den falschen König da vom Throne zu stoßen.“

Aber Günther schwieg. Eine unerklärliche Scheu vor dem gewaltigen Manne, vor dem er stand, würgte ihn. Der Atem versagte, die Gegenstände begannen sich im wilden Tanze um ihn zu drehen, und er taumelte zur Seite.

„Fort mit ihm!“ befahl der König zornig und sprang auf. „Er wagt es, betrunken zur Audienz zu kommen!“

So erhielt Franz König die Stelle des Hofpoeten mit dem Titel eines Zeremonienrates und wurde später sogar geadelt.

Günther aber wagte sich nicht wieder nach Leipzig zurück, denn er schämte sich vor dem Professor Mencke. Nachdem er von Dresden Abschied genommen hatte, kehrte er mit wenigen Groschen in der Tasche Anfang September 1719 nach seinem geliebten Schlesien zurück, dem er vier Jahre ferngeblieben war.

V

In Striegau fand er an Stelle seines Vaterhauses einen rauchenden Schutthaufen. Die Hälfte der Stadt war vom Feuer zerstört worden und lag in Asche. Sein Vater wohnte mit Frau und Kind in zwei engen Gelassen auf dem Niederring. Als Johann Christian eintrat, war der Vater auf einem Krankenbesuch abwesend. So fiel der Heimkehrende zuerst seiner Stiefmutter in die Hände. Sie schalt ihn nach Kräften, nannte

ihn einen Tagedieb und Landstreicher und wollte nichts anderes, als ihn wieder zur Türe hinauszutreiben.

Johann Christian gab ihr gute Worte. Doch die gossen nur Öl in das Feuer ihres Hasses. Das Unglück, das sie betroffen hatte, machte sie zu jeder versöhnlichen Regung unfähig.

Johann Christian lief endlich die Galle über, und er bestritt dieser Frau das Recht, sich über ihn zu erheben, da sie nicht seine rechte Mutter sei. Indessen stand die Schwester hinter der angelehnten Tür und weinte bitterlich.

In diesem Augenblick trat der Vater ein. Kaum erblickte er den ungeratenen Sohn, stieg ihm der Zorn blutrot ins Gesicht.

„Hinaus, du Lump!" schrie er und wies auf die offne Tür.

„Liebster Vater!" flehte der Sohn. „Warum härtet Ihr Euer Herz gegen mich, da ich doch von keinem Verbrechen weiß."

„Fort mit dir!" schrie der Vater wütend. „Entweiche aus der Stadt und komme nie wieder vor mein Angesicht."

„Herzliebster Vater!" sprach Johann Christian demütig. „Kein Richter ist so grausam, den Angeklagten zu verstoßen, ohne ihn anzuhören. So ich Eure Liebe verloren habe, so laßt mich wenigstens Eure Gerechtigkeit genießen."

„Du Bursche," wies ihn der Vater heftig zurück, „du willst mich durch deine schönen Worte fangen. Aber das wird dir nicht gelingen! Mir ist durch hochehrbare und fromme Leute hinreichend Kunde geworden, daß

du ein rohes und über alle Beschreibung wüstes Leben führst."

„Diese hochehrbaren und frommen Leute sind meine Feinde," verteidigte sich Johann Christian. „Sie haben mich geflissentlich bei Euch, mein liebster Vater, verleumdet. Ich habe es nicht schlimmer getrieben, als es die Musensöhne gemeinhin treiben."

„Du und ein Musensohn!" höhnte der Vater. „Ein Landstreicher bist du. Anstatt dem Studium obzuliegen, treibst du dich in den Schenken herum. Schlechte Gesellschaft ist dir lieber als die Medizin. Und saßest du nicht zu Wittenberg gefangen wie ein gemeiner Dieb? Du hast es erreicht, daß meine grauen Haare dereinst mit Schande bedeckt in die Grube fahren müssen."

„Daß ich einmal meiner Freiheit nicht ganz mächtig war," gab Johann Christian kleinlaut zu, „das kann und will ich nicht bestreiten. Aber es ist nicht meine Schuld. Denn der, dessen Pflicht es war, mir zu helfen, hat ohne Ursache und gar so plötzlich seine Hand von mir abgezogen."

„Ruhe!" knirschte der Vater und hob die Faust. „Soll ich dich bei deinen Jahren auch noch züchtigen?"

„Schlagt zu, liebster Vater!" rief der Sohn und beugte demütig den Nacken. „Wie allen Menschen, so sind auch mir Mängel angeboren, also daß ich oftmals aus Schwachheit fehle. Dann aber verlangt es die Gerechtigkeit, daß Ihr mir Eure so heiß gewünschte Verzeihung gebet."

Da ließ der Vater von ihm und wandte ihm stracks den Rücken.

Johann Christian aber fiel auf die Knie, rang die

Hände und flehte: „Ich unglückseliger Mensch, ach, wäre ich doch im ersten Bade erstickt. Mein leiblicher Vater wendet sich von mir, als sei ich ein Aussätziger, und auch der himmlische Vater vermag dieses steinerne Herz nicht zu rühren. Hat die Natur noch so ein Stiefkind wie mich!"

„Das Gebet eines Atheisten!" höhnte der Vater, ohne ihm einen Blick zu gönnen.

„So soll ich in alle Ewigkeit verstoßen sein?" fragte Johann Christian unter Tränen.

„Wenn du von deinem rohen Leben läßt und von deinem Unglauben," lenkte der Vater ein, „will ich es wohl noch einmal mit dir versuchen. Vorher aber mußt du es mir beweisen."

„Wie soll ich es beweisen können," schluchzte der Sohn, „so Ihr mich von Euerm Angesicht verstoßet. Meine Feinde werden mich weiter bei Euch verleumden, wie sie es bisher getan haben. Und Ihr werdet ihnen Glauben schenken, da Ihr mir die Möglichkeit nehmt, ihre Lügen zu widerlegen."

„Schandbube!" schrie der Vater im höchsten Zorn. „Du hast die Stirne, diese hochehrenwerten Männer Lügner zu schelten. Nun ist meine Geduld zu Ende. Hinaus mit dir, du Mißratener!"

„Herzliebster Vater!" flehte Johann Christian auf den Knien. „So gönnet mir wenigstens, diese eine Nacht unter Euerm Dache zu weilen. Stoßet mich nicht in die Dunkelheit hinaus."

„Auf der Stelle hinaus!" schrie der Vater, außer sich vor Grimm. „Ich will mich und die Meinigen nicht an dir besudeln, du Dichter."

Wortlos wankte Johann Christian hinaus und schied noch an demselben Abend aus seiner Vaterstadt. Mit verzagter Seele und geschwächtem Körper wanderte er nach Schweidnitz hinüber, geriet in seiner Verzweiflung vom Wege ab und verirrte sich in einem dichten Walde. Hier sank er ermattet nieder und klagte:

„Bin ich allein zum Ärgernis erschaffen
Und steckt mein Wesen voller Schuld,
Wie hat der Himmel noch Geduld,
Und warum säumt sein Zorn, mich plötzlich hinzuraffen,
Nachdem die Erd an mir ein solch Geschöpfe nährt,
Das ihm zur Schande lebt und sonder Nutzen zehrt."

Da er inzwischen erkannt hatte, daß er sich in der Nacht nicht wieder auf den rechten Weg zurückfinden konnte, trieb ihn die Furcht vor wilden Tieren auf einen Baum hinauf, in dessen Wipfel er die Nacht verbrachte, ohne ein Auge zuzutun.

Als endlich der Morgen graute, sah er am benachbarten Stamm eine Leiche hängen.

Der Gedanke, auf dieselbe Weise seinem jämmerlichen Leben ein Ende zu machen, durchzuckte ihn blitzschnell. Dann aber entfloh er schaudernd der entsetzlichen Nachbarschaft, denn er fühlte, daß der schreckliche Gedanke allmählich Macht über ihn gewinnen wollte.

In der Frühe wies ihn ein Schäfer auf den Weg nach Schweidnitz, und von ihm erfuhr er auch, daß er die Nacht in dem unheimlichen Nonnenbusch, einem dichten Gehölz zwischen Striegau und Freiburg, zugebracht hatte.

Mühsam schleppte er sich auf der Landstraße weiter und zog gegen Mittag wie ein Bettler in Schweidnitz

ein. Hier traf er einige Freunde, die ihm Obdach und Nahrung gaben. Seine geliebte Magdalena Leonore aber fand er nicht, wie sehr er auch forschte. Endlich erfuhr er, daß sie in Zedlitz hinter Breslau bei ihrem Vetter lebte, der da ein kleines Gut bewirtschaftete. Sofort faßte ihn die Eifersucht, und er eilte, Schweidnitz zu verlassen. Hier wäre seines Bleibens doch nicht länger gewesen. Denn der Primarius Schmolcke und der Polyhistor Crusius schickten sich schon an, ihn aus der Stadt zu hetzen.

Über Auras, wo ihm ein Studienfreund, der selber nur wenig hatte, mit dem Nötigsten aushalf, kam er nach Breslau, von wo er sich ohne Verzug nach dem nahen Zedlitz aufmachte.

VI

Leonore empfing ihn mit offnen Armen. Aber der eifersüchtige Vetter, der selbst ein Auge auf sie geworfen hatte, sah den glücklicheren Nebenbuhler bald mit mehr als scheelen Blicken an. Stets tauchte er auf, wenn sie beieinander saßen und keinen Zeugen brauchten, stieß gar bald Drohworte aus und schalt schließlich so arg, als sei ihm ein Wolf in die Schafhürde gebrochen.

Nun siedelte Leonore trotz des Vetters hellem Zorne nach dem nahen Bohrau über, wo sie sich als Schleußerin auf dem herrschaftlichen Gute größerer Freiheit erfreuen durfte. Günther wich nicht von ihrer Seite, denn ihm, dem Verstoßenen und Verfemten, war ein wenig Liebe gar bitter not.

Der Oktober brachte so schöne warme Tage, daß

man wähnen konnte, mitten im Frühling zu sein. Mit sanften, linden Südwinden kam er, als wollte er aus dem kleinen Dörfchen, das an einem lieblichen Bache lag, ein neues Eden zaubern. Und auch in Günthers Herzen sproßte ein neuer Frühling. Während Leonore tagsüber in Hof und Kammer ihres Amtes waltete, ruhte er im zarten Schatten grüner Birken, die mit ihren hellen Stämmen Ufer und Wiesen zierten. Und als er suchte, dieses vergängliche Glück festzuhalten, fand er die köstlichsten seiner Reime.

„Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh,
Laßt mich im Grünen liegen
Und bringet mir Vergnügen
Und bringt mich selbst dazu,
Daß ich noch einmal sage:
Erwünschten Frühlingstage,
Ihr Boten meiner Ruh."

Sobald aber Leonore ihr Tagewerk vollbracht hatte, legte er sein müdes Haupt in ihren Schoß und träumte weiter. Am Sonntag wandelte er mit ihr unter den schlanken Fichten dahin und ruhte an ihrer Brust im seligen Selbstvergessen.

Allein der Vetter kam ihnen bald hinter die Schliche. Als sein Schelten und Schmähen wirkungslos blieb, versuchte er sein Glück bei Leonore mit Schmeicheln und Flehen. Und es gelang ihm schließlich, in ihrem Herzen ein Flämmchen zu entzünden, das sich nicht wieder ersticken ließ und immer stärker und stärker glühte. Günther fühlte, daß ihr Kuß kühler und ihr Händedruck lässiger wurde, und endlich siegte ihr Unmut über ihre Liebe.

„Was soll aus uns werden?“ klagte sie. „Du bist hier, träumst und dichtest und tust nichts dazu, ein Doktor zu werden, obschon du es mir in Schweidnitz versprachest.“

„Ach, Liebste!“ seufzte Johann Christian. „Dieses Wort hat dir der Vetter eingegeben. Er schleicht um uns herum und führt nichts Gutes im Schilde. Ich weiß, daß ich ihm ein Dorn im Auge bin.“

„So werde ein Medikus, daß er dir Achtung erweist!“ schlug Leonore vor. „Vorerst hast du nichts und bist nichts als ein Dichter. Davon wird man nicht satt. Ich muß mich hier für fremde Leute mühen und möchte doch gern etwas mein Eigen nennen. Mache also endlich Ernst, denn die Jahre rauschen dahin.“

„Du hast mir sehr wehe getan!“ sprach Günther traurig. „Wie kann ich dem Äskulap dienen, da mein Herz ganz und gar den Musen gehört. Ich bin ein schwaches Werkzeug in ihren Händen und vermag nichts gegen ihren Willen zu tun. Habe Geduld, sie werden mich dereinst mit dem Lorbeer krönen und du sollst dann an meiner Seite sitzen.“

„Wie lange das wohl dauern wird!“ jammerte sie ungläubig. „Ich werde inzwischen alt und häßlich werden, und keiner wird mich dann anschauen mögen. Hier in Bohrau reden sie mir schon übel genug nach, daß ich mich deiner annehme.“

„Gehe mit mir fort!“ bat er sie inständig. „Laß alles hinter dir und folge mir in die Freiheit. Ich will für dich schaffen Tag und Nacht, will für dich hungern und dürsten.“

„Was soll mir das nützen?“ erwiderte sie herb und

abweisend. „Ich soll mit dir ins Ungewisse hinausziehen, da ich nicht weiß, wo ich morgen mein Haupt hinlege, ohne des Pfarrers Spruch und deiner Eltern Segen! Nimmermehr werde ich das tun!“

Also schieden sie zum ersten Male im Unfrieden voneinander.

Am nächsten Tage, als der Himmel voll drohender Wolken hing, sah Günther seine Leonore mit ihrem Vetter über die Wiesen lustwandeln. Sie hatte ihr Herz gänzlich von ihm abgewandt. Nun wußte er, was die Glocke geschlagen hatte, und sein Schmerz über die enttäuschte Liebe brach in lautes Wehklagen aus.

„In die Wälder will ich irren,
Vor den Menschen will ich fliehn,
Mit verwaisten Tauben girren,
Mit verscheuchtem Wilde ziehn,
Bis der Gram mein Leben raube;
Bis die Kräfte sich verschrein,
Und da soll ein Grab von Laube
Milder als dein Herze sein.

Wirst du einmal durch die Sträuche
Halb verwirrt spazierengehn,
O so bleib an meiner Leiche
Nur mit andern Augen stehn,
Zeige sie dem neuen Schatze,
Der dir das Geleite gibt,
Und vermeld ihm auf dem Platze:
Diesen hab ich auch geliebt.“

Dies war sein Abschiedsgruß an die falsche Leonore, die bald darauf dem Vetter die Hand zum Ehebunde reichte. Günther aber wanderte in Regen und Sturm nach Breslau zurück und lebte hier sehr kümmerlich in einer kahlen Kammer.

VII

Einige Studienfreunde aus Wittenberg und Leipzig fanden ihn da, machten seine Poesien in Breslau bekannt und suchten ihm reiche Gönner zu werben. So erhielt er von dem Herrn von Löwenstädt und Ronneburg freien Tisch. Auch genoß er die Gunst des Herrn Ferdinand Ludwig von Breßler, eines reichen Mannes, der in Breslau Stadtrat war. Vor allen war es dessen Frau Mariane, die eine ungemeine Liebe zur Dichtkunst hatte. Sie versuchte sich sogar selbst im Versemachen.

Täglich hatte Günther in diesem vornehmen Hause Zutritt und glaubte sich schon für immer geborgen.

Denn die edle Gönnerin ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ihren jungen Dichter zu fördern und ihm die Wege zu ebnen. Sie breitete seinen Ruhm aus und erntete dadurch seine unbegrenzte Dankbarkeit. Und er mied den Umgang der rauheren Studienfreunde und lebte nur noch der Poesie.

So konnte es denn nicht ausbleiben, daß die Jesuiten, die die junge Breslauer Universität unumschränkt beherrschten, auf ihn aufmerksam wurden und ihn an sich zu ziehen trachteten. Was ihnen vor sechzig Jahren mit Andreas Scultetus und Angelus Silesius so über alles Erwarten herrlich geglückt war, wollten sie nun auch bei Günther versuchen. Frau von Breßler, die eine Wienerin von Geburt und eine fromme Katholikin war, unterstützte das Streben der hochvermögenden Väter der Gesellschaft Jesu ohne jede Arglist und Falschheit. Sie war überzeugt, daß sich Günthers poetische Kraft erst in einer gesicherten Lebensstellung aufs schönste

entfalten würde. Da sie aber seine Empfindlichkeit kannte, ging sie bei dieser Bekehrung sehr vorsichtig zu Werke.

Günther aber, der ganz im Banne dieser ebenso schönen wie klugen Frau stand, verstand ihr Werben falsch. Er hatte sich längst, wie das seine überschwengliche Art war, Hals über Kopf in sie verliebt, und fiel eines Tages vor ihr nieder, küßte ihr die Hände und flehte sie um Erhörung.

„Was ficht Euch an!" rief sie bestürzt und entzog ihm überaus hastig die Hand. „So war das nicht gemeint."

Beschämt erhob sich Günther, und seine Verwegenheit schlug im Augenblick in eitel Verzweiflung um. Aber sie tröstete ihn mütterlich und legte auf seine brennende Liebeswunde das sanfte, kühlende Pflaster der Freundschaft. Denn sie wollte ihn nicht verlieren. Es schmeichelte ihr viel zu sehr, von ihm besungen und gefeiert zu werden.

Aber seine Schweidnitzer Feinde blieben nicht müßig. Sie verbreiteten auch in Breslau das Gift der Verleumdung, daß es sich auch an die hing, die es mit Günther hielten. Vor allem wurden auf die Frau von Breßler allerhand Histörchen erzählt, die ihr in den Augen der honetten Leute keinen Ruhmzuwachs brachten.

Nun langten die geschmeidigen Hände der Jesuiten in die verworrenen Fäden seines Lebens, um sie nach ihren Wünschen zu knüpfen. Es wurde der Frau von Breßler zu wissen getan, daß Seine Hoch-Reichsgräfliche Exzellenz Herr von Schaffgotsch, Oberamtsdirektor und Ritter des goldenen Vlieses, eines geschickten Menschen verlangte, um die jungen gräflichen Herrschaften in

Humanioribus zu informieren. Für diesen Posten eines gräflichen Hauslehrers war Günther in Aussicht genommen worden, und das einzige, was man von ihm verlangte, war, ohne daß man es ihm deutlicher als unbedingt nötig zu verstehen gegeben hätte, daß er sich der alleinseligmachenden Kirche etwas geneigter zeige als bisher.

Auf einem Feste im Breßlerschen Hause wurde er Seiner Exzellenz vorgestellt. Er sah die Falle nicht gleich, da er ein zu argloses Gemüt hatte. Als er aber die Gefahr erkannte, war er sehr bestürzt und schlug die Stelle aus.

„Die freien Musen können nicht unter dem Krummstabe wohnen!" sprach er zu der schönen Gastgeberin und verließ die festliche Gesellschaft.

Damit hatte er sich ihre Gunst verscherzt und stand wie vordem einsam und ohne Mittel auf dem nackten Pflaster.

Die kalte Dezembernacht ließ ihn nicht lange rasten. Vor seiner kahlen Kammer graute ihm. Und er irrte durch die stillen Straßen, bis er auf eine Gesellschaft fröhlicher Studenten stieß, die durch lautes Singen den geruhsamen Schlaf der braven Breslauer Bürger störten. Und als Günther schärfer hinhörte, war es sein eigenes Lied, das sie sangen.

„Müdes Herz,
Laß den Schmerz
Mit dem Atem fahren!
Lebst du doch
Jetzo noch
In den besten Jahren.
Toren denken vor der Zeit

An die Nacht der Eitelkeit;
Gnug! wenn uns das Alter zwingt
Und den Kummer mit sich bringt."

Als er lauschend näher trat, fuhr einer aus dem lauten Schwarm heraus und fiel ihm um den Hals. Es war Schubart, der treue Freund, der ihn aus der wittenbergischen Gefangenschaft erlöst hatte.

„Bruderherz!" schrie er vergnügt. „Das nenn ich ein unverhofft Wiedersehen. Nehmt ihn, ihr Burschen, in die Mitte, das ist ein Dichter von Gottes Gnaden! Und nun laßt uns mit aller Macht in den Schweidnitzer Keller einfallen."

Hier ging Günther im Kreise der lustigen Brüder das Herz auf, und er wagte sich endlich mit seinem Schmerz heraus.

„Der Teufel hole alle Philister und Mucker!" rief Schubart grimmig. „Freund, bleibe bei mir, ich habe eine lustige Fahrt in die Heimat vor. Der Bursch allein ist der wahrhaft freie Mann. Laß die Philister in Sammet und Seide gehen, wir sind trotz alledem viel besser dran. Sind wir gleich arme Ritter von Habenichts, so kann man uns doch nichts stehlen. Und der einzige Schaden sind unsere Sohlen, die uns jeder Schuster für ein Gottvergelts flickt. Wie die freien Vögel schweifen wir umher, ruhen auf der härtesten Bank besser als die Spießbürger in ihren Federbetten, lachen über die Torheiten der Welt und sind weiser als Salomo. Kommen wir erst in Lauban an, wohnst du bei mir und meinen Eltern. Dort ruhen wir aus, bis wir wieder auf neue Wanderschaft gehen."

Günther gefiel der muntere Vorschlag wohl. Schon

am nächsten Tage, noch ehe das neue Jahr anbrach, kehrten sie Breslau den Rücken und strebten mit rüstigen Schritten auf Jauer zu. Ohne einen Groschen in der Tasche, aber im Herzen einen frischen Mut und auf den Lippen ein frohes Scherzwort, durchwanderten sie beim hellen Sonnenschein die winterliche Landschaft. Den Degen an der Seite, den Knotenstock in der Faust, meinten sie allem Unbill trotzen zu können. Und sie sangen im frohen Verein das neue Lied, das Günther in der letzten Herberge niedergeschrieben hatte.

„Bruder, komm und laß uns wandern,
Habe Leid und Lust gemein.
Kommt ein Wetter nach dem andern,
Hilf mir doch beständig sein;
Der Verdruß vergangner Tage
Zeigt viel süß Erinnerung,
Wir erdulden schwere Plage,
Aber sind wir nicht noch jung?

Gleiche Brüder, gleiche Kappen,
Einerlei Gefahr und Mut:
Sollt uns auch der Feind ertappen,
Kämpfen wir vor Ruhm und Blut.
Wir sind allzeit freie Leute,
Ob uns gleich die Armut drückt,
Werden wir doch immer heute
Durch geschwinden Trost erquickt.

Bruder, fort! es geht nach Jauer,
Bruder, fort! nun laß uns gehn,
Wird uns Weg und Wetter sauer,
Soll es doch bald anders stehn.
Fort, ich höre schon die Lieder
Auf dem nächsten Freudenschmaus.
Mertschütz sehn wir wohl nicht wieder,
Freund, wo geht der Weg hinaus?"

Sie hielten sich an den Spruch: „Ein Bursch und Bettelmann reist niemals um.“ Wo sich ein Kirchturm zeigte, dahin machten sie einen Abstecher, luden sich als reisende Musensöhne bei dem Pfarrer zu Gaste und ließen sich nach vergnüglich verbrachtem Abend und guter Nachtruhe am Morgen einen Empfehlungsbrief mitgeben. Dann schieden sie mit einem lateinischen Gruß, um in die nächste Pfarre einzufallen.

VIII

So kamen sie im Februar des Jahres 1720 in Lauban an, wo Schubarts Vater als ein redlicher Tuchscherer mit seiner zänkischen Ehefrau Sibylle recht und schlecht lebte.

„Wen bringst du uns denn da ins Haus!“ empfing sie ihren Sohn mit Gekeif.

„Meinen lieben Herzbruder Günther, der ein großer Poet ist, also daß es eine Ehre für euch ist, ihn zu beherbergen!“ erklärte Schubart kategorisch.

„Schöne Ehre!“ höhnte die Tuchschererin. „Sieht aus wie ein Landstreicher. Hat gewiß keinen Heller in der Tasche, und wir sollen ihn wohl durchfüttern. Das kennt man schon! Deine Freunde sind alle nicht weit her.“

„Ebenso weit wie ich!“ erwiderte Schubart. „Und nun eile und tummel dich und setze etwas auf den Tisch. Sei uns eine Wirtin, wie es sich gehört, damit dich der Dichter dereinst unsterblich machen kann.“

„Ich bedank mich für diese Ehre!“ knurrte sie boshaft und ging.

„Sie ist nicht sonderlich freundlich," entschuldigte sich Schubart bei seinem arg betroffenen Freunde. „Aber ich denke, es wird sich schon ein Weilchen mit ihr leben lassen. Treibt sie es uns zu arg, gehen wir einfach wieder auf die Walze. Hernach ist sie heilfroh, wenn sie mich gesund und mit ganzen Gliedern wiedersieht."

Günther sah mit Zagen die Ärmlichkeit des Haushaltes, da er aber nicht wußte, wo er anders sein Haupt hinlegen sollte, blieb er. Schubarts Vater, ein ernster und schweigsamer Mann, sah die beiden frischen Burschen gerne um sich, weil sie ihn im Kampfe gegen seine störrische Ehehälfte unterstützten. Das wenige, das er sein Eigen nannte, teilte er redlich mit ihnen. Günther wurde eine schräge Dachkammer eingeräumt, wo er bei einem tränenden Lichtstumpf seine Verse schrieb. Eine harte Bank vertrat das Bett. Aber er schickte sich drein und hoffte auf bessere Zeiten.

Die Gönner der Poesie waren in diesem kleinen Städtchen viel dünner gesät als in Breslau. Auch stieß ihn der Laubaner Pastor, dem er einen Empfehlungsbrief überbrachte, mit rauhen Worten von sich. Denn er war ein Verehrer der Schmolckischen Dichtung und ein warmer Freund des Polyhistors Crusius. Die beiden hatten geschwind in Erfahrung gebracht, wohin sich Günther wenden wollte, und hatten in Lauban alles zu seinem Empfang vorbereitet. So war es denn wirklich kein Wunder, daß der Laubaner Pfarrer, der ein rechtlich gesinnter Mann war, von Günther, den er für einen gefährlichen und verabscheuungswürdigen Burschen hielt, nicht das geringste wissen wollte.

„Versuch dein Glück im Kurieren!" schlug Schubart

vor, der in den Schenken herumsaß und den Bauern im Würfelspiel die Groschen abknöpfte, ein Handwerk, für das Günther nicht geschaffen war.

Nun wurde den biedern Laubanern zugemutet, sich in die Hände eines jungen Arztes zu begeben, der keinerlei akademische Grade aufzuweisen hatte. Als vorsichtige Menschen, die das Leben trotz aller Schmerzen und Krankheiten liebten, hielten sie es für geratener, sich von einem solchen Medikus nicht kurieren zu lassen. Auch stand ihm der überwältigende Einfluß des Pfarrers entgegen.

In seiner Not begann er wieder auf eine Versöhnung mit dem Vater zu sinnen.

Da aber warf ihn ein schweres Fieber nieder und fesselte ihn wochenlang ans Lager. Der Mangel und das schlechte Obdach machten, daß er ganz von Kräften kam. Schubart stattete ihm wohl hier und da einen kurzen Besuch ab. Aber die Unruhe saß ihm viel zu tief im Blut, als daß er sich zum Krankenpfleger geeignet hätte, und seine Freundschaft zu Günther mußte eine gar harte Probe bestehen.

Dadurch geriet er schließlich ganz in die Hände der zänkischen Tuchschererin, die ihn Tag für Tag mit spitzen Worten kränkte und sich mit der Lust, die sie darüber empfand, für Speise, Trank und Wohnung bezahlt machte.

Mit dem anbrechenden Frühling kam Günther wieder auf die Beine und fand sich am Osterfeste ungerufen bei Tische ein.

„Wir können keinen Faulenzer ernähren!“ stichelte Frau Sibylle los, als er, vom Hunger getrieben, den Löffel nahm.

„Schweige, Weib!“ wies sie der Tuchscherer zurecht. „Du solltest dich was schämen!“

„Warum soll ich schweigen!“ keifte sie böse. „Muß ich mich nicht den ganzen Tag abrackern und schinden, nur damit der Herr Dichter ein faules Leben führen kann! Er sitzt da, verbrennt das Licht und schmiert das Papier voll. Ist das vielleicht ein ehrliches Leben?“

„Das verstehst du nicht!“ schnitt ihr der Mann die weitere Rede ab und rückte Günther die Schüssel mit der mageren Linsensuppe näher. „Wenn du deine Hände so wie deine Zunge rührtest, brauchten wir am heiligen Osterfeste nicht bei dieser Bettelsuppe zu sitzen.“

„Wer ist schuld daran?“ schrie sie gellend. „Nur der Taugenichts, den wir auf dem Halse haben.“

Da fischte sich Günther noch schnell ein paar Linsen aus der Schüssel, legte den Löffel weg und stand auf.

„Herr Günther, lasset Euch nicht stören!“ bat ihn der Meister Tuchscherer. „Ich bin es gewohnt, daß man mir das Essen mit solchen Worten würzet.“

Aber Günther konnte keinen Bissen mehr essen, er wäre denn daran erstickt, stieg in seine Kammer hinauf und schrieb aus seiner erbärmlichen Not an seine Breslauer Freunde. Und sie sandten ihm auch ein paar Dukaten.

Dadurch konnte er Frau Sibyllens Zorn auf etliche Wochen besänftigen. Auch Schubart ließ sich wieder sehen und wollte den genesenen Günther mit auf die Wanderschaft nehmen.

Dem aber war dieses jämmerliche Leben längst zuwider, und so wanderte er allein über Striegau, wo ihn der Vater nicht vor sein Angesicht ließ, nach Breslau und Brieg.

Hier nahm sich der Kaufmann Reichel seiner an, behielt ihn bei sich und handelte an ihm wie ein rechter Vater. Günthers Gesundheit, die von Jugend auf niemals recht stark gewesen war, kräftigte sich zusehends hier in der stillen, schöngebauten Stadt an der ruhig fließenden Oder.

Als aber acht Wochen herum waren und Günther noch immer keine Miene machte, seinen Stab weiter zu setzen, zeigte der Kaufmann Reichel doch einige Unruhe.

„Lieber Freund," sprach er gütig, „ich bin nicht so reich, als daß ich mir einen Hofpoeten halten könnte. Wir müssen auf etwas sinnen, damit Ihr endlich auf die eigenen Füße zu stehen kommt. Eine gute reputierliche Stellung in der bürgerlichen Welt, die ihren Mann ohne große Mühe nährt, dünkt mir der Poesie nicht durchaus schädlich zu sein. Wie wäre es mit einem Versuch? Glückt es Euch, so wollen wir Gott danken, gerät es daneben, so sollt Ihr mir wieder herzlich willkommen sein. Und wir werden hernach zusammen auf ein Neues denken."

„Mir glückt nichts!" sprach Günther trostlos. „Ich trage den Fluch meines eigenen Vaters mit mir herum, darum weicht mir das Glück aus auf allen meinen Wegen."

„Seid nicht so töricht!" lächelte der Freund. „Nicht das Stigma des Unglücks, sondern das Zeichen des Genius tragt Ihr auf Euerer Stirn. Darum müßte es Euch ein leichtes sein, das Schicksal zu zwingen. Versucht es also noch einmal mit der Medizin! Sie ist eine freie Kunst und verdient billig eine Schwester der Poesie genannt zu werden. Und so Ihr den beiden Schwestern nur das gleiche Recht gewährt, werden sie sich

schon vertragen. Hört also meinen Rat und geht hin-
über nach Kreuzburg. Zwar ist es nur ein kleines, un-
ansehnlich Städtchen an der polnischen Grenze, und
Apoll hat dort noch niemals sein Quartier aufge-
schlagen. Dafür aber sind die Leute genügsam und
schauen nicht auf den Titel. Und den Doktor könnt Ihr
hinterher noch immer machen."

So ermutigte ihn der Kaufmann Reichel, zerstreute
seine Bedenken, gab ihm einen stattlichen Zehrgroschen
auf den Weg und wünschte ihm viel Glück.

IX

Günther kam im Herbst 1720 nach Kreuzburg, mie-
tete eine Wohnung und versuchte, sich eine medizinische
Praxis zu gründen. Und da es ihm Ernst war, glückte
es ihm auch. Sein Selbstvertrauen stieg, und er ließ
den Kummer fahren.

Unter den Verehrern seiner Poesie tat sich besonders
der Herr von Nimptsch hervor, der auf dem Gute Bisch-
dorf bei Pitschen saß. Hier lernte Günther im Frühjahr
1721 Johanna Barbara, die Tochter des alten Pfarrers
Littmann kennen und faßte sofort eine heftige und
innige Liebe zu ihr. Ehe er sie aber öffentlich seine Braut
nennen durfte, waren noch manche Widerstände zu über-
winden.

Sie war nämlich kurz vorher von dem Kandidaten
und Informator Caspar Mennling, der sich mit ihr ver-
sprochen hatte, um einer reichen Braut willen verlassen
worden und trug ihren Schmerz und Gram in der
Stille. Günther bemühte sich eine ganze Zeit vergeblich,

sie aufzuheitern. Als er an ihrer Seite eines Abends durch den knospenden Garten schritt, seufzte sie plötzlich.

„Ach, mein Herz!“ sprach sie, preßte die Hand gegen ihren Busen und blickte gar traurig auf.

„Ist mein Herz!“ fiel Günther ein und zog sie sanft an sich. „Nun wohl, du süßes Kind, so soll es ewig sein.“

Und sie ließ sich willig von ihm küssen. Dann aber, als käme sie plötzlich zur Besinnung, riß sie sich los und eilte ins Haus zurück.

Er aber ging glückstrunken zu dem Herrn von Nimptsch und erzählte ihm, was sich soeben begeben hatte. Der gönnte ihm diese Liebe von Herzen und versprach, bei dem Vater, dessen Kirchenpatron er war, ein gutes Wort einzulegen.

Doch der alte Pfarrer wollte von dem poetisierenden Schwiegersohn nichts wissen, und es gab harte Kämpfe, ehe er in die Verlobung willigte.

Am 8. April, an Günthers 26. Geburtstage, wurde das Fest gefeiert, und er überreichte seiner lieblichen Braut einen goldnen Ring, der mit zwei schnäbelnden Täubchen und einem Totenkopf geschmückt war. Dazu gab er ihr die beiden Strophen.

„Erschrick nicht vor dem Liebeszeichen,
Es träget unser künftig Bild,
Vor dem nur die allein erbleichen,
Bei welchen die Vernunft nicht gilt.
Wie aber schickt sich Eis und Flammen!
Wie reimt sich Lieb und Tod zusammen!
Es schickt und reimt sich gar zu schön,
Denn beide sind von gleicher Stärke

Und spielen ihre Wunderwerke
Mit allen, die auf Erden gehn.

Ich gebe dir dies Pfand zur Lehre:
Das Gold bedeutet feste Treu,
Der Ring, daß uns die Zeit verehre,
Die Täubchen, wie vergnügt man sei,
Der Kopf erinnert dich des Lebens;
Im Grab ist aller Wunsch vergebens,
Drum lieb und lebe, weil man kann,
Wer weiß, wie bald wir wandern müssen!
Das Leben steckt in treuen Küssen.
Ach, fang den Augenblick noch an."

„Liebste Seele!" rief er glückstrahlend und umarmte sie zärtlich. „Nun wird noch alles gut werden."

Und er nannte sie Phyllis. Tausend Pläne für die Zukunft schmiedete er. Die falsche Leonore war vergessen. Alle seine Gedanken kreisten nun um seine neue Liebe und um das Glück, das sich er von ihr erhoffte. Sogar seine Praxis vernachlässigte er darüber. Freudetrunken schrieb er an seine Freunde, um sie an seiner Seligkeit teilnehmen zu lassen.

Doch die beiden Feinde in Schweidnitz wachten und hatten ihn nicht aus den Augen verloren. Kaum hörten sie, daß er glücklicher als jemals war, säumten sie nicht, dem hochehrwürdigen Amtsbruder in Bischdorf reinen Wein einzuschenken. Sie fanden auch ein williges brüderliches Rohr, durch das sie ihr Gift an die rechte Stelle träufelten.

Allein der alte Herr Littmann war aus anderm Holze geschnitzt. Er glaubte nicht den zehnten Teil von dem, was er Nachteiliges über Günther hörte. Aber das wenige, das er glauben mußte, schien ihm noch immer

genug, um für das zukünftige Glück seines geliebten Kindes zu zittern. Deshalb nahm er sich Günther am Nachmittag des Sonntags Jubilate beiseite und fragte ihn, ob er wüßte, daß er in Schweidnitz zwei gefährliche und einflußreiche Feinde hätte.

„Sind sie noch immer an der Arbeit, mich zu verleumden!" rief Günther unglückselig. „Soll ich mein Lebtage um ein paar Jugendtorheiten von ihnen verfolgt werden! Überall suchen sie mir das Wasser abzugraben, damit ich elend verschmachten soll."

„Lieber Sohn," tröstete ihn der Pfarrherr, „hier soll es ihnen nicht gelingen, dessen sei gewiß. Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Was täten wir mit der Liebe, wenn wir unserm Bruder nichts zu vergeben und zu verzeihen hätten?"

„Für dieses Wort seid herzlich bedankt!" erwiderte Günther warm und drückte ihm innig die Hand. „Hätte man mir nur so sanftmütig in meiner Jugend gepredigt, ich wäre nicht so oft gestrauchelt. Ich wünschte wohl, Ihr wäret mein rechter Vater!"

„Wollte Gott, ich wäre es!" seufzte der alte Herr. „Aber dein rechter Vater wohnet zu Striegau, dessen Liebe und Versöhnung sollst du vor allen Dingen suchen. Denn wie willst du würdig zum Tisch des Herrn treten, solange dir dein leiblicher Vater grollt? Ich weiß es, er tut es zu Unrecht! Du mühst dich redlich zu Kreuzburg. Allein es ruht auf deinem Tun nicht der rechte Segen. Wie willst du wagen, die heimzuführen, die dich liebt! Muß dir nicht dieses Werk, an das du mit Recht dein ganzes Herz gehängt hast, ebenso mißraten?"

„Mein Vater hat ein eisernes Herz!“ sprach Günther dumpf.

„So versuche es zu rühren!“ schlug der alte Pfarrer vor. „Gehe noch einmal zu ihm und flehe ihn um Gnade. Er ist dein Vater, und du bist sein Werk. Dieses sollst du nimmermehr vergessen. Also demütige dich vor ihm in kindlicher Ehrfurcht.“

„Und er wird mich wiederum verstoßen!“ fiel Günther ein. „Denn er hat mir gar nichts zu verzeihen. Ich habe nichts gegen ihn verbrochen. Es sind nur die Lügen meiner Feinde, die ihn mit Blindheit geschlagen haben.“

„So öffne ihm die Augen!“

„Er will nichts sehen!“

„Siehe, du willst meine liebe Tochter heimführen!“ belehrte ihn der alte Pfarrer. „Wie du mein Sohn werden willst, so will sie in das Haus deines Vaters als Tochter aufgenommen werden. Willst du sie kränken und soll sie an dem Fluch deines Vaters teilhaftig werden?“

„Niemals!“ fuhr Günther auf. „Um Phyllis willen will ich es noch einmal versuchen, obschon mir eine innere Stimme sagt, daß es vergeblich sein wird.“

„Hoffe zu Gott!“ sprach der Pfarrer und wies nach oben. „Und so du uns eine rechte Weihnachtsfreude machen willst, bringe auch deinen Doktorhut mit, auf daß wir übers Jahr zu Ostern in fröhlicher Zuversicht die Hochzeit feiern können.“

Günther stand regungslos und brauchte lange, ehe er den Sinn der Worte erfaßt hatte.

Dann sprach er langsam zu sich selber: „Ich bin dazu verdammt, überall Abschied zu nehmen!“

Mit Tränen in den Augen stand Phyllis vor ihm, nachdem ihr der Vater seinen unabänderlichen Entschluß mitgeteilt hatte.

„O Liebste!" sprach Günther und schloß ihr mit heißen Küssen die matten Augen. „Kaum daß wir uns gefunden haben, reißt uns das neidische Schicksal auseinander. Aber laß mich eilen, damit ich um so schneller wiederkehre. Denn in dir verspreche ich mir den Himmel auf Erden. Du wirst mir den Lebenslauf voll goldner Stunden machen. Und gälte es noch ein schwereres Werk, um dich zu gewinnen, will ich alles wagen!"

Damit riß er sich los, wandte sich aber wohl noch zehnmal um, so schwer fiel ihm dieser Abschied. Und beide wußten vor bitterem Weh kein Wort hervorzubringen.

So verließ Günther das freundliche Bischdorf und reiste über Brieg und Strehlen zum letzten Male nach Striegau.

X

Sein Elternhaus war inzwischen neu und geräumiger aus der Asche erstanden. Er ging zunächst zu den Freunden seines Vaters auf dem Niederring, doch da wurde ihm keine tröstliche Zeitung. Noch weniger Gutes hörte er, als er sich an seinen Schwager, einen Fleischermeister, wandte. Er sowohl wie die Stiefschwester waren Günther schon aus dem Grunde nicht hold gesinnt, weil sie fürchteten, durch ihn in ihrer Erbschaft verkürzt zu werden.

Aber er blieb in Striegau und hoffte, daß ihm ein

glücklicher Zufall die Versöhnung mit seinem Vater und die ersehnte Erlaubnis zur ehelichen Verbindung mit der geliebten Phyllis bringen würde. Allein der Vater wich ihm geflissentlich aus. Kam er ihm etwa unversehens entgegen, kehrte er sich voller Abscheu weg und trat in die nächste Haustür. Es half nichts, daß Günther ihm da und dorten auflauerte. Der Vater war vor ihm auf der Hut, mied ihn wie einen Pestkranken und wußte stets einen Ausweg zu finden, auf dem ihm der Sohn nicht zu folgen vermochte.

Da drang er eines Tages in sein Vaterhaus ein, ein vergebliches Bemühen, da er wieder der bösen Stiefmutter in die Hände lief. Sie erhob sofort ein großes Geschrei, daß die lieben Nachbarn zusammenströmten, um ihre schadenfrohen Glossen zu machen. Und Günther wich beschämt und bestürzt von dannen.

Allein er ließ nicht ab, um des Vaters Liebe zu werben. Denn an dieser Versöhnung hing sein ganzes Lebensglück. Ohne des Vaters Segen, das wußte er, durfte er nicht zu Phyllis zurückkehren.

Pastor Littmann und der Herr von Nimptsch hatten ihm Empfehlungsbriefe mitgegeben, die jeden nicht Verblendeten klar und bündig überzeugen mußten, daß Günther durch seine Liebe zu einem im bürgerlichen Sinne honetten und gesicherten Leben geführt worden war. Diese Briefe samt einem Rechtfertigungsschreiben sandte er nun seinem Vater ins Haus. Als Bote diente ihm der Schwager, der alles getreulich entstellte und nichts versäumte, den Haß des Vaters zu schüren.

Also blieb Günther ohne jede Antwort.

Da wagte er denn den letzten Schritt, versteckte sich

hinter einer Säule des hochgewölbten Laubenganges, auf dem der Straßengiebel des neuen Doktorhauses ruhte, und warf sich dem heimkehrenden Vater an der geschlossenen Haustür vor die Füße.

Der alte Günther prallte zurück, hielt aber doch stand, da er sich nicht von der Schwelle des eigenen Hauses abtreiben lassen wollte.

„Vater, herzliebster Vater!“ flehte der Sohn und rang die Hände. „Was habe ich denn verbrochen, daß Ihr mir noch immer grollt? Bin ich bei Euch mit Recht verklagt, warum laßt Ihr mich nicht vor?“

„Nichtswürdiger Bube!“ rief der Vater zornig. „So hast du doch gewagt, mir unter die Augen zu treten!“

„Liebster Vater, scheltet mich immerhin, ich will es geduldig ertragen. Nur schenkt mir Eure Verzeihung. Laßt Euern unbegründeten Haß fahren und höret nicht auf die Verleumdungen meiner Feinde und Neider.“

„Du Narr, das sind deine eigenen melancholischen Grillen,“ wies ihn der Vater rauh zurecht. „Keiner ist dir feind, und niemand beneidet dich! Dies alles sind vielmehr nur die Früchte deines rohen und über alle Maßen liederlichen Lebens, die du nun erntest.“

„Herzliebster Vater,“ klagte Günther unter Tränen. „So Ihr mir keinen Blick schenken möget, so vergönnt mir wenigstens, das Mädchen, das ich von ganzem Herzen und ganzem Gemüte liebe, heimzuführen. Gebt mir Euern väterlichen Segen dazu. Dies ist mein einziger Wunsch, den ich habe. Dann will ich davongehen und nicht eher vor Euer Angesicht treten, bis Ihr mich selber zu Euch rufet.“

„Ich habe es bereits erfahren,“ erwiderte der Vater

finster, „daß du mit deinen glatten Worten und deiner Scheinheiligkeit die Tochter eines frommen Predigers umgarnt hast, um sie mit in dein Unglück zu ziehen. Dies aber wird, solange ich lebe, niemals geschehen! Ein Mensch wie du, der wie ein toller Barbar dahinlebt, und der in einer Nacht durchbringt, womit er längere Zeit hätte haushalten können, darf nicht ein reines Mädchen an sich ketten."

„Gnade, Erbarmen, lieber Vater!" stöhnte Günther auf. „Ihr habt mein Leben in Eurer Hand und schickt Euch an, es zu zerbrechen. Könnt Ihr es vor dem allbarmherzigen Gott verantworten, daß Ihr mir die einzige Stütze nehmt, die mir der Himmel selbst beschert hat? Laßt Euch durch meine demütigen Bitten rühren! Ich liege vor Euch im Staube. Soll ich denn auf ewig verstoßen sein?"

Das griff dem Vater doch ans Herz, und sein Trotz begann zu wanken.

„Gebt mir nur den Schimmer einer Hoffnung," flehte Günther weiter, „und ich will Euch immerdar dankbar sein. Nur stoßet mich nicht durch Euer Schweigen in die finstere Nacht der Not und des Jammers hinaus. So es Euern Ohren lieblich klingt, will ich mich aller Sünden bekennen, auch von denen ich nichts weiß."

„Ei, sieh da!" rief der Vater sichtlich überrascht. „Dieses Lied höre ich zum ersten Male."

„Straft mich, wie Ihr es für gut befindet. Ich will alles tun, was Ihr von mir begehrt. Nur seid barmherzig! Denn ich bitte nicht für mich, sondern für die, so ich liebe."

„Nun wohl," begann der Vater, durch die völlige Zer-

knirschung milder gestimmt. „Man soll mich dereinst nicht hartherzig schelten. Nimm also deine schnöde und leichtfertig unterbrochenen Studien wieder auf, erringe die Doktorwürde und beweise mir danach deine Kunst im Kurieren."

„Dies will ich mit Freuden tun!" rief Günther aufatmend und erhob sich aus dem Staube. „Darum trieb es mich her. Wie aber kann ich mit völlig leeren Taschen auf die Universität gehen?"

„Pfeift es wieder aus diesem Loche!" rief der Vater spöttisch. „So wisse, ich habe nichts übrig. Und hätte ich auch etwas, so würde ich es dir doch nimmermehr geben. Denn es ist verlorene Mühe. Viel lieber würfe ich das Geld in den Brunnen. Ich habe noch niemals erlebt, daß man einen Mohren weiß gewaschen hätte. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß du dich an eine ehrliche Hantierung machst. Halte dich doch an deine guten Freunde und sauberen Ohrenbläser, die deine Verse über den grünen Klee loben, obschon sie nicht einen Pfifferling wert sind. Warum kommst du grade zu mir, der ich seit sieben Jahren nie etwas von dir verlangt habe?"

„Wohlan," sprach Günther fest, „ich will Euerm Befehl gehorchen. Und ich werde Eure schlechte Meinung über mich, wills Gott! gar bald zuschanden machen, so dies alles ist, was Ihr von mir fordert."

„Nur noch eins," erwiderte der Vater ruhig, „und dies ist das Allerwichtigste. Du hast in Schweidnitz zwei ehrenfeste und hochgelahrte Männer betrübt, von denen der eine sogar ein Heiliger des Herrn ist. Flehe sie fußfällig um Gnade! Und so sie dir vergeben, will ich mich

nicht länger weigern, dich als meinen Sohn anzuerkennen."

Schwer rang Günther mit sich und seinem Stolz.

„Ihr wollt mich mit eigner Hand vor die Tür meiner Feinde treiben," stöhnte er auf, als sei er zu Tode getroffen. „Solches geht über meine Kräfte. Ich soll zu diesen reißenden Wölfen in Schafspelzen kriechen und um ihre Gnade winseln! Lieber mag der Himmel in die Hölle stürzen und die Welt in Flammen aufgehen."

„Du wagst es, ehrloser Bube, diese Männer zu lästern!" schrie der Vater außer sich vor Wut und wies auf die Straße, indem er zwischen den Zähnen die harten Worte hervorstieß: „Vale bestia atheistica!"

Wie vom Blitz getroffen, taumelte Günther zurück. Im ohnmächtigen Grimm ballte er die Fäuste und wäre seinem Vater unfehlbar an den Hals gesprungen, wenn er sich nicht eiligst ins Haus geflüchtet hätte. Donnernd krachte die schwere Tür ins Schloß.

„Vale bestia superstitiosa!" schrie Günther wie von Sinnen und schlug dreimal mit der Faust gegen die Haustür, daß es dumpf durch den hochgewölbten Gang der Gasse dröhnte.

Dann schüttelte er den Staub seiner ungastlichen Vaterstadt von den Füßen und wankte, an Leib und Seele zerschlagen, davon.

Phyllis, das wußte er nun, war ihm für immer verloren!

In Jauer fand er ein kümmerliches Asyl. Hier haderte er mit Gott und der Welt und verfluchte sich selbst und seine Geburt. Denn er wußte nicht mehr, wohin er sich wenden sollte. Sein Leitstern war erloschen. Und

seitdem trieb er steuerlos in den Stürmen des Lebens dahin.

XI

Nun verlor seine Lebensbahn jede Richtung. Vom Zufall gestoßen, schweifte er zwischen Liegnitz, Löwenberg und Hirschberg umher. Er geriet ganz in die Hände seiner Gönner. Jeder behielt ihn ein paar Wochen bei sich und bedeutete ihm sodann bald gröber, bald feiner, daß er sich einen andern Platz suchen müsse.

Durch seinen wittenbergischen Studiengenossen Speer, der sich in seiner Vaterstadt Landeshut als Advokat niedergelassen hatte, kam Günther dorthin und zwar in das Haus des reichen Kaufmanns Elias von Beuchell, mit dessen Sohne ihn bald eine gute Freundschaft verband. Sie regten ihn auch an, auf eine gedruckte Sammlung seiner in alle Winde verstreuten Gedichte zu sinnen. Mit vieler Mühe ward die Reinschrift hergestellt, und Günther förderte das Werk mit solchem Eifer, daß seine ohnehin geschwächte Gesundheit einem neuen Anfall unterlag.

Mühsam schleppte er sich nach dem warmen Bade bei Hirschberg. Aber die Krankheit saß tiefer, als daß sie durch heiße Bäder geheilt werden konnte. Wohl wurden seine matten Glieder erquickt, aber sein Herz siechte zusehends dahin. Nur wenn seine Gedanken bei der geliebten Phyllis weilten, raffte es sich wohl zu schnelleren Schlägen auf.

Den kargen Lebensunterhalt erwarb er sich mit seiner Feder. Hochzeiten und Todesfälle gaben ihm die

Gelegenheiten dazu. Was er daraus löste, war zum Sterben zuviel und zum Leben zuwenig. So verbrachte er unter fortwährenden Entbehrungen Tage und Wochen und Monde.

Noch einmal schien ihm das Morgenrot einer besseren Zukunft zu leuchten. Der junge Herr von Beuchell hatte ihn auf den Grafen Sporck aufmerksam gemacht, der im Kuckucksbade auf der böhmischen Seite des Riesengebirges zur Kur weilte, und Günther schickte sich an, auf den generösen Herrn ein schwungvolles Karmen zu dichten. Ein junger Gymnasiast, der in Schmiedeberg seine Ferien verbrachte, schrieb es sauber ab. Aber das tückische Schicksal ließ auch diesen Versuch mißglücken. Günther wurde von seiner Krankheit in Warmbrunn zurückgehalten und war nicht zugegen, als der Graf nach dem Verfasser des Gedichtes fragte.

„Es wird wohl ein armer Studente sein, der es verfertigt hat, um ein Viatikum zu bekommen!" meinte ein Breslauer Tuchkrämer, der auch das Bad gebrauchte.

Da forschte der Graf nicht weiter und ließ dafür ein Gratial von dreißig Gulden aussetzen.

Als Günther nach einigen Tagen selbst in dem Bade eintraf, wurde ihm das Geld ausgehändigt. Dabei blieb es auch, trotz aller seiner Bemühungen. Graf Sporck war kein Freund der Poesie, ergötzte sich viel lieber an den Gauklern und ihren Hunden, die in diesem böhmischen Bade ihr Wesen hatten, und ging an dem Dichter achtlos vorüber. Das beklagte er gar heftig in einem Briefe, den er an seinen jungen Freund von Beuchell richtete.

„Betrogne Poesie, komm, pack den Plunder ein,
Und laß in Schlesien die Stümper glücklich sein!
Verschmerze diesen Schimpf, dein Lorbeer wird in Sachsen,
Der Himmel winkt dir zu, an Lust und Ansehn wachsen.
Ein Narr, ein Scaramouche, ein Hund, ein närrisch Bild
Geht deiner Laute vor, die doch im Pindus gilt;
Sie hört sich noch dazu aus Unverstand verlachen,
Wenn andre neben ihr Trompeterstückchen machen,
Komm, liebste Poesie! das Schwitzen bringt zur Ruh,
Drum trabt mein Pegasus den schönen Linden zu,
Worinnen mir zur Lust forthin nichts weiter fehlet,
Als daß mich Phyllis drückt und Beuchells Absein quälet."

Sein Entschluß, dem undankbaren Schlesien für immer den Rücken zu kehren und wieder nach der Lindenstadt Leipzig zu wandern, stand nun fester als jemals. Aber es fehlten ihm die Mittel und vor allem die Gesundheit, eine längere Reise zu machen.

Da erbarmte sich seiner der Hirschberger Wundarzt Krügel, nahm ihn zu sich und tat an ihm nach seiner Kunst um Gottes Lohn. In diesem Hause schloß Günther Freundschaft mit dem jungen Jacobi, der sich früher des Studiums der Rechte befleißigt hatte und nun nicht übel Lust zeigte, es in Günthers Gesellschaft wieder aufzunehmen zu Jena oder zu Altdorff.

„Guter Freund!" sprach Günther trübe. „Mit mir ist es aus! Ich fühle, wie mein letzter Lebenssand verrinnt. Mir nützt nur noch die eine Wissenschaft, die uns am Ende allen einmal not tut. Haß, Neid, Mißgunst haben mich acht Jahre lang gehetzt und mir Trank und Brot verbittert. Nicht einen Hund läßt man in solch einem Elend leben. Gebe Gott, daß sie mir wenigstens im Grabe Ruhe gönnen."

„Ei, lieber Günther!“ rief Jacobi hurtig. „Eure Gedanken sind schwarz von Galle. Muntert Euer Gemüte auf und denkt an Eure liebe Phyllis, die zu Bischdorf auf die Hochzeit wartet.“

„Ich denke an sie tagaus, tagein!“ erwiderte Günther traurig. „Und eben das will mir schier das Herz abdrücken. Denn auf dieser Erde blühet mir kein Glücke mehr.“

„Der Teufel hole Euern Vater!“ rief Jacobi und hieb im hellen Zorn auf den Tisch. „Ihr mögt es mir verübeln oder nicht, es mußte einmal heraus! Ihr braucht den alten, verstockten Mann nicht zu Eurer Seligkeit, weder zu der himmlischen, noch zu der irdischen. Will er einmal ein Erzphilister und ein Mucker bleiben, ei, so laßt ihn in Gottes Namen dahinfahren, wo er es einst verantworten muß. Stellt Euch auf Eure eignen Füße.“

„Ihr scherzet, guter Freund!“ sprach Günther und wies, bitter lächelnd, auf das Lager, das ihn gefesselt hielt. „Wo ich mich doch kaum auf meinen Füßen halten kann!“

„Versteht mich nur recht!“ lenkte Jacobi ein. „Ihr habt nichts, und ich habe wenig. Das will ich brüderlich und redlich mit Euch teilen. Hungern und dürsten will ich für Euch, und wenn es not tut, auch betteln und stehlen. Aber kommt mit nach Jena!“

„Jetzt, wo es längst zu spät ist, finde ich dich!“ sprach Günther, sank müde in die Kissen zurück und schloß die Augen. „So hat mich das neidische Schicksal stets genarrt.“

Aber der gute Wundarzt brachte ihn doch auf die

Beine. Günther faßte wieder Mut, schrieb an seine Phyllis, schlug alle väterlichen Verwünschungen herzhaft in den Wind und nahm sich vor, sich sein Glück dem Vater zum Trotz aus eigner Kraft zu erringen.

Deshalb nahm er im Herbst 1722 Abschied von Hirschberg und reiste mit dem treuen Jacobi nach Jena, um seine Studien zu Ende zu bringen.

XII

Unter den schlesischen Studenten in Jena hatte Günther als Dichter schon einen großen Ruhm. Sie drängten sich, ihm in seiner Dürftigkeit zu helfen, wo und wie sie nur immer konnten, als schämten sie sich der Undankbarkeit ihrer Landsleute in der Heimat. Vornehmlich war es der junge Herr von Eben und Brunnen, ein reicher und sehr gelehrter Kavalier, der sich Günthers von ganzem Herzen annahm. Er gab ihm freie Wohnung, Kost und Wartung. Denn dieser bedurfte er vor allem andern, da er im Februar 1723 wieder zu kränkeln begann.

Jacobi fühlte sich tief beleidigt, als sich Günther wohl oder übel von ihm trennen mußte, um seine neue Wohnung zu beziehen.

„Herzliebster Bruder!" tröstete er ihn. „Siehe, ich bin dir eine Last. Laß mich in aller Stille hinüberfahren, woher ich gekommen bin. Denn ich gedenke hier von Jena meinen letzten Abschied zu nehmen."

Da verhüllte der treue Jacobi sein Antlitz, ging hinaus und schluchzte bitterlich. Er wandte sich später nach Altdorff und starb allda in jungen Jahren.

Mit Günther wollte es trotz aller Pflege nicht besser werden. Nur mit Mühe vermochte er noch die Feder zu führen. Und so schrieb er seine Bußgedanken.

„Die Geister sind verraucht, die Nerven leer und trocken,
Die Luft will in der Brust, das Blut in Adern stocken,
Das Auge tränt und zieht die scharfen Strahlen ein.
Das Ohr klingt fort und fort und läutet mir zu Grabe,
Und da ich überall viel Todeszeichen habe,
So zagt dabei mein Herz in ungemeiner Pein.

Nicht etwann, daß mein Fleisch, die abgelegte Bürde,
Aus Abscheu vor der Gruft zuletzt noch weibisch würde,
Dies hab ich mir vorlängst bekannt und leicht gemacht,
Nur darum, daß mein Fleisch sich in der Blüte neiget,
Und nicht der Welt vorher durch seine Früchte zeiget,
Zu was mich die Natur an dieses Licht gebracht."

Deutlich stand ihm sein Ende vor Augen, doch vermochte es ihn nicht zu schrecken. Als er am Morgen des 15. März seine Kräfte schwinden fühlte, verlangte er nach dem heiligen Abendmahl. Die Freunde liefen, den Superintendenten Weißenborn zu holen. Ehe der aber kam, war ein Größerer an Günthers Lager getreten, hatte ihm sanft aus der Hand die Feder genommen, womit er noch seine letzten, gottseligen Gedanken aufgezeichnet hatte, und ihm die matten Augen für immer zugedrückt.

Dies war Johann Christian Günthers letzter Abschied.

Seine Landsleute trugen ihn am dritten Tage auf den Gottesacker vor dem Johannistor, begruben ihn allda und schrieben auf die Tafel, mit der sie das Grab schmückten, das Epitaph, das er sich selbst gedichtet hatte.

„Hier starb ein Schlesier, weil Glück und Zeit nicht wollte,
Daß seine Dichter-Kunst zur Reife kommen sollte;
Mein Pilger! lies geschwind und wandre deine Bahn,
Sonst steckt dich auch sein Staub mit Lieb und Unglück an."

Aber schon nach wenigen Jahren zerfiel die Tafel, und bald wußte keiner mehr zu sagen, wo sie ihn hingetan hatten.

Die gedruckte Ausgabe seiner Gedichte erschien erst nach seinem Tode. Benjamin Schmolcke und der Polyhistor erlebten sie noch und hatten wenig Freude daran. Und sie wußten sich, da die Verse allerorten gelobt wurden, in der Folgezeit den Leipziger Professor Gottsched zu gewinnen, daß er diesen unglücklichsten aller Dichter als einen gänzlich verkommenen und liederlichen Burschen an den Pranger seiner kritischen Historie stellte.

So ließen ihm seine Widersacher auch im Grabe keine Ruhe. Und die böse Saat, die Gottsched mit ihrer stillen Hilfe ausgestreut hatte, ging auf und trug tausendfältige Frucht.

Und dabei rann grade bei Johann Christian Günther wie bei keinem andern Dichter vor ihm und nach ihm, Leben und Kämpfen restlos in sein Dichten hinein. Gar manchem seiner größeren Nachfolger wären Leben und Dichten sicherlich unter den Händen zerronnen, wenn sie von der Not eines Günthers zu Tode gehetzt worden wären.

Denn er war der unglücklichste aller Schlesier.

Der letzte Schwenckfelder

Kaspar von Schwenckfeld, ein frommer, schlesischer Edelmann, begrüßte das Auftreten Luthers mit hoher Freude. Später aber wich er von der wittenbergischen Lehrmeinung ab und stellte ein eigenes Glaubensbekenntnis auf, worin er den Kirchenbesuch und die Notwendigkeit ordentlicher Geistlicher und der Sakramente verwarf und das alles durch die innere Erleuchtung ersetzt wissen wollte. Da er in Schlesien viele Anhänger fand, griff man ihn von allen Seiten heftig an. Luther nannte ihn in seiner derben Manier einen „abgeworfenen Unflat des Satans", sogar der sanfte Melanchthon sprach und schrieb von Schwenckfeld nicht anders als von „Stankfeld" und das gesamte braunschweigische und hannoversche Ministerium behauptete schlankweg: „Der Teufel habe noch in keinem Ketzer sein Unwesen so gründlich getrieben, als in der stinkenden, unflätigen und unreinen Rachel Kaspar Schwenckfeld."

Er starb in der Verbannung, doch seine Lehre breitete sich aus. Sein getreuster Anhänger Sigismund Werner, der seiner Hofpredigerstelle in Liegnitz verlustig ging und später zu Rengensdorf in der Grafschaft Glatz eine Schule aufmachte, schrieb einen Katechismus und eine Postille, die von den Schwenckfeldern der Bibel gleichgeachtet wurden.

An Verfolgungen von katholischer und protestantischer Seite fehlte es nicht. In der Grafschaft Glatz ge-

lang es den Jesuiten, dem sektiererischen Unwesen ein schnelles und gründliches Ende zu machen. Aber in den Dörfern südlich vom spitzen Gröditzberg, besonders in Harpersdorf, Langenneundorf und Deutmannsdorf, hielten sich die Schwenckfelder mit einer Zähigkeit sondergleichen. Der Teufel, so erzählte sich das katholische Landvolk, habe einst die Schwenckfelder in einem großen Sack zur Hölle hinabführen wollen. Als er aber durch die Luft dahinfuhr, habe der spitze Gröditzberg ein Loch in den Sack gerissen und ein Teil der Schwenckfelder sei heraus und wieder auf die Erde gefallen.

Und dabei führten sie ein frommes, gottwohlgefälliges Leben, halfen einander mit sanftmütigem Geist, schlichteten ihre Streitigkeiten im stillen, zahlten getreulich Kopfgeld und Steuer, leisteten ihren Gutsherren willig Zins und Robot, waren tüchtig im Landbauen und in der Viehzucht und kamen in der fruchtbaren Gegend schnell zu großem Wohlstand. Das war auch der Grund, weshalb alle Bekehrungsversuche scheiterten.

In die Kirche gingen sie nicht, legten auf Taufe und Abendmahl keinen Wert, beteten fleißig und belehrten sich aus ihrem Katechismus und aus der Heiligen Schrift. Es gab keinen unter ihnen, der nicht lesen und schreiben konnte. Sandte man ihnen einen Geistlichen, so predigte er so lange vor leeren Bänken, bis er sein Bündel wieder schnüren mußte, da ihm die Schwenckfelder weder Stolgebühren noch Umlagen zahlen wollten.

Dafür hatten sie ihre eigenen Prediger, zu denen sie in Scharen strömten. So stand um das Jahr 1580 der Schäferknecht Antonius Oelsner auf, der die Gabe des inneren Schauens hatte und die schwenckfeldischen

Bücher nebst der Bibel beständig in seiner Hirtentasche mit sich führte. Er trieb es schließlich so arg, daß man ihn gefangen nach Wien führte, woher er nicht wieder zurückkehrte.

Bald darauf brach der große Krieg aus, und in Wien hatte man dreißig Jahre lang andere Sorgen.

Die Schwenckfelder kamen nicht besser über den Kriegssturm hinweg als das übrige schlesische Landvolk. Da sie aber treulich zusammenhielten, erholten sie sich viel schneller. Und ihre Lehre begann auch in den umliegenden Dörfern Wurzel zu fassen.

Nun wehte plötzlich von Wien und Breslau her ein schärferer Wind.

Und als Daniel Seibt, der letzte der schlesischen Schwenckfelder, im Jahre 1717 von seinem Vater die Harpersdorfer Scholtisei erbte und die Bauern ihn nach althergebrachter Ordnung zum Schulzen wählten, versagte ihm der Landeshauptmann die Bestätigung. Die Harpersdorfer sollten einen katholischen Schulzen wählen! Das konnten sie aber nicht, denn unter den Harpersdorfer Bauern gab es keinen einzigen Katholiken. Die mußte man sich schon unter dem Gesinde suchen. So blieb Daniel Seibt Dorfschulze ohne Bestätigung des Landeshauptmanns, und die Harpersdorfer fuhren gut dabei.

Daniel Seibt war ein aufrechter, noch junger, unbeweibter Mann, mit den Fäusten eines Bauern und den Augen eines Propheten. Trotz seines Reichtums, von dem er jedem Bedürftigen reichlich mitteilte, trug er einen groben, leinenen Kittel. Auch hatte er von seinem Vater die Gabe der inneren Erleuchtung geerbt, und

trum sahen die Harpersdorfer mit besonderer Ver=
rung zu ihm empor.

Und als der Landeshauptmann von neuem zur
Wahl drängte, tat Daniel Seibt seine erste Prophezei=
ng. Hochaufgerichtet stand er unter der breitästigen
nde vor dem Kretscham, streckte seine Arme nach der
nkenden Sonne aus und sprach zu der versammelten
emeinde: „Nun ist die Zeit gekommen, da große Not
nd viel Herzeleid über uns hereinbrechen wird. Haltet
er fest im Glauben und ringet im Gebet, denn über
n kleines wird kommen der Held aus dem Norden.
er wird den Drachen zerschmettern und das Joch von
ns nehmen, daß wir in Frieden und freudiger Ver=
hrung beieinander wohnen werden, wie nie zuvor!"

Darauf schwieg er erschöpft und wußte auf alle
ragen nach dem Namen des Helden nichts zu ant=
orten.

Diese Rede lief aber durch alle Dörfer des Umkreises
nd wurde mit Seufzern und froher Hoffnung aufge=
mmen. Und alle deuteten sie auf den neuen Schweden=
nig. Waren doch schon Gustav Adolf und Karl XII.
er die Ostsee gekommen, um dem Kaiser die Freiheit
r Andersgläubigen abzuringen. Und das Seufzen
rstummte allmählich über der frohen Hoffnung.

Schon im nächsten Jahre erfüllte sich der erste Teil
r Prophezeiung. In Wien hatte man sich endlich ent=
lossen, die schwenckfeldische Schande mit Stumpf
d Stiel auszurotten. Mit allen Mitteln außer der
nken Gewalt sollten die Widerspenstigen zum rech=
n Glauben zurückgeführt werden.

Man stiftete eine Mission und schickte den Jesuiten=

pater Carl Regent mit einem halben Dutzend eifriger und verschlagener Helfer ins Land.

Der Pater nahm in dem verfallenen Pfarrhof von Harpersdorf Quartier und begann gar mächtiglich über die Schwenckfelder zu regieren. Wer nicht vor dem Sterben die letzte Ölung nahm, dem wurde das ehrliche Begräbnis verweigert. Nur der Schubkarren und der Viehweg neben dem Schindanger blieben ihm übrig. Jedem Liebespaar wurde die Kopulation vor dem Altar so lange versagt, bis es reumütig in den Schoß der Mutter Kirche zurückflüchtete. Alle Bitten und Vorstellungen in Breslau, Prag und Wien halfen nichts, Pater Regent blieb und regierte weiter.

Wollte sich ein junges Paar über die kirchliche Einsegnung hinwegsetzen, so wurde es mit harter Geldbuße und Gefängnisstrafe bedroht. Das traf zuerst Christian Anders und Margarete Jäckel, die nicht voneinander lassen konnten. Und so verschwanden sie eines Nachts, ließen alles zurück, was sie besaßen, und kehrten nicht wieder heim.

Christian Anders Gütchen wurde eingezogen und an Nikolaus Pratscher, einen überfrommen Katholiken aus dem Neißischen verkauft, obschon er nur die Hälfte von dem bezahlte, was Daniel Seibt dafür geboten hatte. Nun hatte Pater Regent in seiner Kirche den ersten rechtgläubigen Zuhörer und machte ihn mit Hilfe des Landeshauptmanns zum Dorfschulzen.

Das gab böses Blut unter den Harpersdorfern, aber Daniel Seibt beruhigte sie und riet zum Frieden und zum geduldigen Ausharren. Und sie hörten auf ihn und schluckten im Kretscham ihren Gram hinunter.

Daniel Seibt saß mitten unter ihnen, obschon er weder trank noch eine Karte anrührte.

Da tat sich die Tür auf, und Nikolaus Pratscher trat ein. Stumm und mit festem bäurischem Stolze setzte er sich abseits und grüßte nicht.

Bald darauf sprang ein Berliner Handwerksbursche herein, ein loser Vogel, der das Leben von der leichtesten Seite nahm, begann über die Zeitläufte zu schwatzen, bedauerte die guten Schwenckfelder, die jetzt so Schweres zu erdulden hätten, und machte sich endlich über die vielen Glaubensstreitigkeiten lustig.

„Was habt ihr davon, daß ihr euch sperrt! Der oder jener Glaube, wer kann wissen, welches der rechte ist! Was ist er mehr als ein Mantel, den man um die Schultern schlägt. Was gilts, so es mir nützlich ist, zieh ich ein halbes Dutzend solcher Mäntel übereinander!“

Da stand Daniel Seibt auf und schlug mit seiner breiten Bauernfaust den Burschen auf den Mund, daß ihm das Blut heraussprang und er auf der Stelle verstummte.

„Du bist ein Lästerer und ein Bote des Antichrist. So aber dessen Reich anbricht, will ich nicht mehr leben!“

Damit ging er hinaus. Als er aber an Nikolaus Pratscher vorbeikam, stand dieser gute Katholik auf, tat den Hut herunter und entblößte sein graues Haupt.

Doch Daniel Seibt beachtete diesen Gruß nicht.

Inzwischen bekehrte Pater Regent fleißig weiter. In Harpersdorf aber hatte er kein Glück. Denn sobald einer zu schwanken begann, ging Daniel Seibt zu ihm und machte ihn fest im Glauben. Darum auch trug der Pater in seinem Herzen einen tiefen Haß gegen Daniel

Seibt. Doch er konnte ihm nicht an den Leib, denn er führte einen untadeligen Wandel und hatte keine Verwandtschaft, in der man ihn hätte treffen können.

So verging ein Jahr, und die Drangsale wuchsen. Pater Regent ließ sogar die unschuldigen Kindlein auf dem Viehwege bestatten. Und die Sehnsucht der armen Schwenckfelder nach dem Helden aus Norden wuchs stetig. Aber er kam nicht, und eine große Verzagtheit überfiel alle, bis auf Daniel Seibt, der auf seiner frohen Hoffnung beharrte.

Um diese Zeit traf in Harpersdorf ein Brief von Christian Anders ein, der nach langem Umherirren in dem freien Amerika eine neue Heimat gefunden hatte. Und schon waren einige entschlossen, das Ihrige zu verkaufen und ihm nachzufolgen. Daniel Seibt widerriet und bat die Verzagten, auf der Scholle ihrer Väter auszuharren, da die Erlösung nahe sei. Nur bei David Weiß und Carl Hoffmann mühte er sich vergeblich. Sie waren des Harrens müde geworden. Mit dem Erlös ihrer schönen, großen Gewese konnten sie ohne Sorgen übers Meer fahren.

Doch damit war dem Kaiser nicht gedient. Kaum hörte Pater Regent von diesem Unterfangen, ließ er durch den Landeshauptmann jedem Katholiken und Protestanten bei den härtesten Strafen verbieten, den Schwenckfeldern etwas von dem Ihrigen abzukaufen. Darum erwarb Daniel Seibt die Höfe, und die beiden Auswanderer konnten ungehindert von dannen ziehen.

Nach etlichen Monaten sandten sie erfreuliche Botschaft, daß sie sich in dem Lande Pennsylvanien angekauft hätten, in einer Gegend, die große Ähnlichkeit mit

ihrer alten Heimat hätte, inmitten frommer Leute, von denen ein jeder dem Herrgott ungekränkt auf seine Weise diente. Und wieder folgten ihnen einige Harpersdorfer nach, nachdem sie heimlich ihr Anwesen an Daniel Seibt verkauft hatten.

Er selbst aber harrte aus in frommer Geduld.

Und daß ihn dabei ein heiliger Ernst beseelte, bewies er nach etlichen Jahren dadurch, daß er seinem Hauswesen eine Hausfrau gab. Er verlobte sich mit Brigitte Dittrich vor der ganzen Gemeinde und führte sie nach Probsthain, um sich von dem lutherischen Prediger kopulieren zu lassen.

Dem aber waren alle kirchlichen Handlungen an den Schwenckfeldern, die er bisher um guten Willen und aus christlicher Liebe getan hatte, von Amts wegen untersagt, und er mußte die beiden Brautleute an den Pater Regent weisen. Nun nahm Daniel Seibt die Jungfrau mit ihrem Willen ohne priesterlichen Segen ins Haus und hielt sie bei sich als seine angetraute Ehefrau.

Schon am nächsten Morgen erschien der Pater, von dieser wilden Ehe angelockt, und drohte mit den härtesten Strafen.

Aber Daniel Seibt blieb fest auf seinem Recht und seinem Glauben. Grollend zog der Jesuit ab und harrte ein ganzes Jahr in Geduld.

Inzwischen mehrten sich die Briefe der Ausgewanderten. Sie schilderten ihre neue Heimat und ihre Freiheit in so hellen, leuchtenden Farben, daß durch die Dörfer am Gröditzberg ein heimliches aber starkes Rüh-

ren lief und überall die Sehnsucht erwachte, das alte Joch abzustreifen.

Nur Daniel Seibt wollte nichts vom Auswandern wissen, half aber allen, die davonwollten, nach Kräften, gab alles her, was er an Geld und Geldeswert besaß, so daß er bald die halbe Gemarkung von Harpersdorf sein Eigen nannte. Auch ein paar jüdische Kaufleute in Löwenberg und Goldberg zeigten sich hilfreich, wobei sie ihren Vorteil nicht vergaßen.

Und nun begannen die Schwenckfelder in größeren Scharen auszuwandern. Sie spannten ihre Pferde vor die Wagen, luden Weib, Kinder und Hausgerät darauf und zogen beim Morgengrauen davon. Gar viele, denen es nicht gelungen war, das Ihrige zu verkaufen, ließen alles zurück und zogen mit im Vertrauen auf die Hilfe ihrer Brüder. In Trupps zu zwanzig und dreißig Wagen zogen sie über den Queis und blickten so lange nach ihrer alten Heimat zurück, bis vom Gröditzberg nichts mehr zu sehen war. Dann wandten sie ihre Augen nach Westen, und die Frauen und Kinder begannen zu weinen, während die Männer die Zähne zusammenbissen und die Pferde schneller laufen ließen.

In dieser Zeit schenkte Brigitte Dittrich Daniel Seibt einen Erben.

Und als die letzten Harpersdorfer endlich auswandern wollten, holte Pater Regent zum wohlvorbereiteten Streiche aus. Am Morgen, als Daniel Seibt auf dem Felde war, erschien der Pater in Begleitung von zwei Soldaten und ließ die Brigitte Dittrich gefangen nach Löwenberg führen. Hier warf man sie ins Gefängnis, mußte sie aber am dritten Tage, da sie in ein hitziges

Fieber verfiel, in das Kloster der Ursulinerinnen bringen.

Der Säugling blieb in Harpersdorf zurück.

Als Daniel Seibt heimkam, bezwang er seinen Zorn und versorgte zuerst das Kindlein, so gut er es verstand. Doch das schwache Leben verging ihm unter den Händen. Es siechte trotz aller Pflege dahin und starb am vierten Tage. Daniel Seibt begrub es mit eigenen Händen am Viehrain. Dann ging er nach Löwenberg und klagte gegen Pater Regent. Doch die Löwenberger Schöffen wiesen ihn an das geistliche Gericht. Dort aber war für einen Schwenckfelder kein Recht zu holen.

Acht Tage später kam Brigitte Dittrich zurück, aber in einem Sarge. Die Harpersdorfer, die schon ihre Wagen gepackt hatten, gaben ihr das letzte Geleit. Neben ihrem Söhnchen senkte man sie ein und überdeckte die beiden Gräber mit einer großen Steinplatte.

Auf diesem Steine saß Daniel Seibt die ganze Nacht und sah am Morgen seine Brüder davonziehen. Als ein alter und gebrochener Mann kehrte er ins Dorf zurück.

Doch von seiner Hoffnung ließ er nicht!

Trotz seines großen Landbesitzes verarmte er allmählich. Verfemt und von den Rechtgläubigen gemieden, verbrachte er seine Tage in Trauer um die Toten und in Sehnsucht nach dem Erlöser.

Des Nachts, wenn er auf dem Grabstein saß, hatte er Gesichte, die ihn trösteten. Sein großes Gewese verfiel. Das Gesinde mied ihn, denn Pater Regent regierte noch immer in Harpersdorf und hatte Daniel Seibt, den Einsiedler und Kirchenfeind, mit dem Banne belegt. Die Harpersdorfer Gemarkung begann zur Hälfte eine

Wildnis zu werden. Daniel Seibt ließ sich auf kein Pachtangebot ein. Zudem bestand noch immer das Verbot des Kaisers, das jeden Katholiken und Protestanten mit harten Strafen belegte, der einem Schwenckfelder etwas abkaufte. Um Daniel Seibt beizukommen, hob man das Verbot auf. Trotz seiner offenkundigen Not gab er keinen Fußbreit des Bodens her.

Da ließ man ihn in Frieden. Der Wind von Wien wehte nicht mehr so scharf. Auch war Daniel Seibt in den letzten Jahren sehr schnell gealtert. Starb er, fiel sein Besitz doch in die Hand des Staates.

Also ließ man ihn gewähren, und die Nachbarn führten ihre Pflüge jedes Jahr tiefer in sein Land hinein. So gingen sechs Jahre dahin. Oft kamen aus Amerika Briefe, worin ihn seine glücklicheren Brüder nach der neuen Heimat riefen. Er aber schüttelte nur den Kopf und blieb.

Als die sechs Jahre herum waren, ließ plötzlich der junge Preußenkönig seine Armee in Schlesien einrücken. Der erste, der vor dem Gleichtritt der preußischen Regimenter die Flucht ergriff, war Pater Regent. Übrigens hatte er seine Mission glänzend erfüllt, denn bis auf den alten Daniel Seibt war die ganze schwenckfeldische Ketzerei mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Daniel Seibt aber horchte auf. Der Bann fiel von ihm ab. Seine Gestalt reckte sich empor. Und als der junge Fritz bei Mollwitz die Österreicher ganz aus Schlesien hinauswarf, setzte sich Daniel Seibt an den Tisch, um in geziemender Ehrfurcht den Heiland des Nordens zu begrüßen, ihm die Liebe der frommen Schwenckfelder in aller Untertänigkeit darzulegen und ihn zu bit-

ten, sie wieder in die alte Heimat zurückkehren zu lassen. Und obschon der junge Preußenkönig ganz Europa mit seinen diplomatischen Schachzügen in Atem halten mußte, fand er doch noch Zeit, Daniel Seibts Schreiben zu lesen und forderte ihn sofort zu sich nach Liegnitz.

Mit frohem Herzen eilte Daniel Seibt herbei, und ein Adjutant führte ihn ins Schloß vor den König. Der schaute mit seinen scharfen, stahlblauen Augen den alten Schulzen so durchdringend an, daß ihm die Knie zu zittern begannen.

„Herr König," stotterte er verwirrt.

„Majestät heißt es!" flüsterte ihm der Adjutant zu.

„Laß Er den Alten reden, wie ihm der Schnabel gewachsen ist!" befahl der König.

„Majestät!" sprach Daniel Seibt unsicher, da der Preußenkönig viel mehr wie ein rechtes Weltkind und gar nicht wie ein frommer Gottesheld aussah. „Seid Ihr, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?"

„Bleib Er mir mit den vertrackten Bibelsprüchen vom Halse!" lachte der König kurz und trat näher. „Er ist also der Daniel Seibt, der letzte Schwenckfelder! Er hat viel durchgemacht. Frau und Kind verloren! Weiß alles. Vierundvierzig Jahre ist Er und hat den Kopf voll weißer Haare. Hat Ihn bös mitgenommen, wie ich sehe. Warum ist Er nicht mit nach Amerika gezogen?"

„Ich konnt halt nicht fort!" erwiderte Daniel Seibt und hob hilflos die Schultern.

„Weshalb nicht? Er ist doch ein reicher Mann!"

„Das wars nicht. Ich konnts halt nicht über mich bringen!"

„Die Schwenckfelder sind fleißige Bauern gewesen und haben ihre Steuern pünktlich bezahlt?"

Daniel Seibt nickte betreten, er hatte sich gedacht, daß ihn der Held aus dem Norden zuerst nach dem Glauben fragen würde.

„Haben aber die Flinten ins Korn geschmissen und sind feige fortgelaufen. Er allein ist geblieben. Das rechne ich Ihm hoch an. Er ist ein braver Kerl, aber die andern sind keinen Schuß Pulver wert."

„Majestät!" wagte Daniel Seibt zu bemerken.

„Weiß, was Er sagen will!" schnitt ihm der König das Wort ab. „Die Jesuiten haben es arg getrieben. War aber noch lange kein Grund zum Ausreißen. Statt daß Leute in das Land kommen, laufen sie weg. Kujone sind es!"

„Sie taten es um den Glauben!" unterfing sich Daniel Seibt einzuwerfen.

„Glauben hin, Glauben her: Als wenn der Glaube das Wichtigste wäre! An den Kragen ist es ihnen doch nicht gegangen!"

„Der Glaube ist uns das Wichtigste!" antwortete Daniel Seibt mit bebender Stimme. „Denn er verhilft uns zur Seligkeit."

„Seligkeit?" fragte der König schneidig. „Was habt ihr euch um die himmlische Seligkeit zu scheren, solange ihr noch hier auf der Erde seid? Arbeitet fleißig, zahlt die Steuern und gehorcht eurer Obrigkeit, dann habt ihr die Seligkeit schon hier auf Erden und braucht die himmlische nicht. Versteht Er mich?"

Daniel Seibt aber senkte den Blick zu Boden und

schüttelte den Kopf. Er wurde ganz irre an dem Helden aus dem Norden.

„So geb Er sich Mühe!" fuhr der König fort. „Mit der Zeit wird Er mich schon verstehen lernen. Das Christentum hat sich überlebt, und mit dem bloßen Glauben lockt man keinen Hund mehr vom Ofen. Merk Er sich das!"

Daniel Seibt schloß die Augen, die Kraft seiner Zuversicht wich von ihm, ein Zittern überfiel ihn, und er wurde, was er vordem war, ein alter, schwacher Mann, dessen Tage gezählt waren.

„Was ist Ihm?" fragte der König besorgt. „Da ist ein Stuhl, setz Er sich. Und nun soll ich diesen Ausreißern wieder erlauben, zurückzukehren?"

„Es ist nur wegen des Glaubens!" stöhnte Daniel Seibt auf.

„Zum Kuckuck mit dieser ewigen Glauberei!" rief der König, halb im Scherz, halb im Ernst. „Wegen seines Glaubens wird von mir kein Untertan molestiert werden. Und wenn seine Leute mit ihrem Glauben niemand lästig fallen, so mögen sie an den Teufel selber glauben. Ich erlaub es ihnen. In meinem Staate kann jeder nach seiner Fasson selig werden!"

„So habt Ihr gar keinen Glauben!" stöhnte Daniel Seibt auf, erhob sich schwerfällig und blickte scheu nach dem Ausgang.

„An diesen hier glaube ich!" rief der König und schlug an seinen Degen.

Da sank Daniel Seibt ganz in sich zusammen und strebte schwankend zur Tür. Allein der König vertrat ihm den Weg.

„Schreib Er also nach Amerika!“ befahl er leutselig.

„Das will ich noch heute tun!“ antwortete Daniel Seibt und schleppte sich kraftlos hinaus. Noch in der Liegnitzer Herberge schrieb er an seine frommen schwenckfeldischen Brüder in Pennsylvanien:

„Es ist ein König gekommen aus Norden mit großer Kriegsmacht und hat den Kaiser besiegt und ihm das ganze Land Schlesien weggenommen. Aber er ist nicht der, der da kommen soll, denn er hat keinen Glauben. So aber das Reich des Antichrist angebrochen ist, wozu soll ich länger leben! Betet meine arme Seele.

Daniel Seibt.“

Darauf ging er heim und erhängte sich in seiner leeren Scheune.

Man fand ihn nach drei Tagen und mußte ihm das christliche Begräbnis verweigern, da er selbst Hand an sich gelegt hatte. So wurde er neben Brigitte Dittrich und seinem Söhnlein zur ewigen Ruhe bestattet.

Auf die Schwenckfelder aber wartete der preußische König vergeblich. Auch als er sie später selbst einlud, wollten sie nicht kommen. Und ihre Nachkommen sitzen noch heute drüben in Amerika, halten fest am Glauben ihrer Väter und führen ein gottseliges Leben in Frieden und Eintracht.

Die Soldatenbeichte

I

ls Friedrich der Große am 24. Januar 1742 zum
ersten Male in Glatz einzog, ritt zu seiner Rechten
Oberst de la Motte Fouque, der vor allen seinen
izieren seinem Herzen am nächsten stand. Er hatte
in den schweren Tagen seiner Küstriner Gefangen-
ft und in den vergnüglicheren Monaten zu Rheins-
g Gesellschaft geleistet und sich stets als das Muster
s treuen Freundes erwiesen.
Das Ländchen werden wir nicht mehr herausgeben!"
ch der König bei der Tafel, die in dem Gräflich
zischen Oberhause aufgestellt worden war. „Es ist
feste Position gegen Böhmen."
Darauf beeilten sich die Herren des Gefolges, dem
nig recht zu geben, rühmten die Festigkeit der Ge-
gsumwallung, die Enge der Pässe, die durch geringe
ttel völlig unwegsam gemacht werden könnten, und
Fruchtbarkeit des Bodens, die auch für eine große
atzung Lebensmittel und Fourage in Hülle und Fülle
vorbringen könnte.
Nur Fouque schwieg.
Was ist Ihre Meinung darüber, mein lieber
erst?" fragte ihn der König.
Sire!" erwiderte Fouque freimütig. „Mit der Natur
es Ländchens kann man sich schon zufrieden geben,
in die Menschen, die es im Besitz haben, scheinen

mir nicht einmal für ein Experiment etwas zu taugen. Sie sind samt und sonders Katholiken von der schlimmsten Sorte, halten uns Protestanten für die leibhaftigen Kinder des Satans und werden, wenn wir einmal, was Gott verhüte, zurückweichen müßten, mit dem Feinde gemeinsame Sache machen. Von der Desertation der glätzischen Rekruten ganz zu geschweigen. Denn ein Katholik braucht einem Feinde des katholischen Glaubens keine Treue zu halten. Der Eidbruch wird dann sogar ein verdienstvolles Werk."

„Worauf der Galgen steht!" sprach der König ernst. „Es kommt also nur darauf an, auf welcher Seite die mehrste Furcht ist."

„Sire!" warf Fouque ein. „Dieses erzkatholische Volk hat um seine von den Pfaffen verblendete Seele mehr Angst als um den sterblichen Leib. Also muß man dabei immer den kürzeren ziehen. Zudem gehört die Grafschaft zu dem Prager Sprengel!"

„Wozu haben wir einen Gesandten beim päpstlichen Stuhl?" fragte der König, um diesen Einwurf zu entkräftigen.

„Um schöne lateinische Phrasen zu dreschen!" antwortete der unbeugsame Fouque.

„Mein lieber Freund!" lächelte der König. „Sie haben heut Ihren schlechten Tag. Sie können es den Jesuiten nicht verzeihen, daß sie das Edikt von Nantes aufgehoben haben, wodurch Ihr seliger Herr Vater seine ganzen Güter verloren hat."

„Diese Schandtat werde ich nimmermehr vergessen!" rief Fouque. „Und wenn mich die Gnade meines Herrn und Königs auch so reich beschenkt hat, wie ich es nie-

s verdiene, so werde ich doch jene Ungerechtigkeit, och heute zum Himmel schreit, niemals aus meinem ächtnis tilgen können. Ich bin allen katholischen tlichen feind, und den Jesuiten spinnefeind. Und meinem Totenbette werde ich nicht anders denken."

Das glaube ich Ihnen gerne!" lächelte der König. sind gegen sich selbst der Allerstrengste. Es ist al- hre Ansicht, daß wir die Grafschaft Glatz wieder en lassen sollten?"

Nur wenn wir Jägerndorf, Troppau und Teschen r kriegen!" lenkte Fouque ein. „Dort sitzen noch gut Teil Protestanten, die uns mit offnen Armen ehmen werden. Aber hier in der Grafschaft muß sich die Protestanten mit der Lupe zusammen- en. Wenn es nur die Gerechtigkeit zuließe, müßten katholischen Pfaffen über die Grenze gejagt werden. n sie sind zu nichts nütze. Sie nehmen den Soldaten Beichte ab und haben Absolution für jede Sünde, für die Übertretungen der Kabinettsorder Seiner estät des Königs von Preußen."

Sie sehen zu schwarz, mein lieber Oberst," sprach König, ohne sich jedoch diesen düsteren Anschauungen entziehen zu können. „Ich bin vielmehr dafür, atholische Geistlichkeit zu ködern, daß sie von nun nsere Geschäfte betreibt. Wir müssen sein wie die en, die auch aus giftigen Blumen Honig saugen."

Sire, es gibt auch giftigen Honig!" warnte Fouque eirrt. „Und der Herrgott möge uns vor dieser Nah- bewahren. Ein braver, tapferer Soldat muß ohne Ohrenbeichte existieren können, sonst taugt er nichts. er was auf dem Gewissen, so mag er es seinem

Offizier beichten. Die Kuttenträger müssen von der Armee ferngehalten werden, wie das Feuer von dem Stroh. Denn dieses schlesische Landvolk, besonders die katholischen Glätzer, sind bigott und verdummt bis auf die Knochen. In ihrem Hirn fließen die Bilder der Mutter Gottes und der Maria Theresia in eines zusammen. Und wenn Euer Majestät wissen wollen, wie sich in diesen Köpfen das Bild des leibhaftigen Satans malt, so brauchen Sie nur in den Spiegel zu schauen."

Jetzt lachte der König hell auf.

„Also bleibt mir nichts anders übrig, als katholisch zu werden!" rief er vergnügt. „Nur damit mir im nächsten Feldzug nicht die halbe Armee desertiert. Aber ich fürchte, ich werde mit der Glaubensänderung kein Glück haben, weil es mir niemand glauben wird. Auch könnte ich meinen lieben Fouque, der mir immer so brav die Wahrheit sagt, nicht missen, denn er würde mir sicherlich den Degen vor die Füße werfen, wenn ich das erste Mal zur Beichte ginge."

„Sire, darauf können Sie sich so sicher verlassen wie auf das Evangelium!" sprach Fouque bitterernst.

„Versuchen wir es also mit der Diplomatie!" erwiderte der König vergnügt. „Kaschieren wir unsere löblichen Absichten, und stecken wir den Heiligen ein paar Lichter an, daß sie uns durch den Qualm nicht sehen können. Man hat Uns berichtet, daß hier in der Jesuiterkirche ein wundertätiges Heiligenbild steht, und daß die fromme Gräfin Grünne gelobt hat, der Mutter Gottes ein neues Kleid zu schenken, wenn sie die vermaledeiten Preußen aus Schlesien vertriebe. Also haben Wir bei Uns beschlossen, ihr das neue Kleid zu schenken, weil

Uns so gnädiglich beigestanden hat. Außerdem ist draußen schändlich kalt. Mein lieber Fouque, sind e mit mir zufrieden?"

„Sire!" sprach Fouque ruhig. „Da Sie an meine frichtigkeit appellieren, muß ich mit einem runden in antworten. Denn diesem verblendeten Volke wird Erkenntnis des Spottes, der in dieser Schenkung alle Verständigen liegt, immerdar verborgen blei= und sie vielmehr in ihrem verderblichen Glaubens= r bestärken."

„Dies wäre mir sehr ärgerlich," erwiderte der König helnd, „und ich muß sofort Anstalten treffen, daß n mich hier nicht mißversteht. Dafür zu sorgen, wird heute ab Ihre Aufgabe sein, mein lieber General= jor de la Motte Fouque. Klären Sie die Leute über ne wahren Absichten auf und halten Sie sie in straffer ht, daß sie bald gute Preußen werden!"

So wurde Heinrich August Freiherr de la Motte Fouque neralgouverneur der Festung und Grafschaft Glatz unumschränkter Vollmacht über Leben und Tod. Die heilige Mutter in der Jesuiterkirche erhielt ein es Kleid, zu dem der König das beste Stück Seiden= g, das in Glatz aufzutreiben war, mit eigener Hand ssuchte, den Jesuiten zuschickte und ihnen sagen ließ: ihm die fehlgeschlagenen Wünsche und Gelübde der maligen Kommandantin bekannt wären, und er nso gut zu leben wüßte wie sie, so könne er unmög= zugeben, daß die gute Madonna dabei um ein Kleid ne, das sie gewiß bitter nötig hätte, und er hielte sich er für verpflichtet, das zu halten, was die Gräfin ünne versprochen hätte.

Die wackren Väter der Gesellschaft Jesu taten, als merkten sie den Spott nicht, und kamen sogar in einer feierlichen Prozession daher, um dem König für das gnädige Geschenk zu danken. Der zahlte ihnen ihre Verstellung mit gleicher Münze und entließ sie mit huldvollen Worten.

Fouque aber stand dabei und machte ein finsteres Gesicht.

„Mein lieber Fouque," lachte der König, „ich weiß, daß Sie meine Freundlichkeit zu den Jesuiten alteriert hat. Aber seien Sie ohne Sorge, die armen Väter Jesu werden von nun an nicht viele Freundlichkeiten mehr genießen, da Sie von heute ab an meiner Stelle hier zu Glatz regieren werden. Denn ich weiß, Sie lieben die Gerechtigkeit über alles!"

Darauf reiste der König ab.

Am 20. Februar leisteten die Adeligen, die Geistlichkeit und die Abgeordneten der glätzischen Städte im Amtshause vor dem Erbprinzen von Anhalt, den der König zu seiner Vertretung geschickt hatte, die Huldigung. Nachher wurde die gesamte Bürgerschaft von Glatz einschließlich der Jesuiten und der Geistlichen auf die Treue gegen den König vereidigt.

Und nun begann Fouque sein Regiment. Er war in erster Linie Soldat, hob Rekruten aus und brachte seine Bataillone auf die Höhe. Glatz wurde stärker befestigt und uneinnehmbar gemacht. Zum Stadt- und Festungskommandanten ernannte der König auf Fouques Vorschlag den Oberstlieutenant d'O, einen überaus gewissenhaften Mann, der aber mehr zum Gehorchen geschaffen war. Das Befehlen hatte er bei Fouque, der

sich um alles, auch um das Geringste, kümmerte, nicht nötig.

Als die Jesuiten sich weigerten, den König von Preußen in ihr öffentliches Kanzelgebet aufzunehmen, strafte sie Fouque an der Stelle, wo sie am empfindlichsten waren. Und sie zahlten die hohe Buße, die ihnen auferlegt war, und beteten seitdem sehr inniglich für das Wohlergehen des neuen Monarchen.

II

Maria Theresia konnte Schlesien nicht verschmerzen, durfte aber auf eine Wiedergewinnung nur dann hoffen, wenn sie der katholischen Geistlichkeit in Schlesien sicher war. Und da sparte sie denn nicht.

Vornehmlich waren die Jesuitenkollegien die heimlichen Hochburgen der österreichischen Gesinnung. Allein diese geschmeidigen Väter waren viel zu diplomatisch geschult, als daß sie sich nur einmal eine Blöße gegeben hätten. Fast immer bedienten sie sich zur Ausübung ihrer versteckten Anschläge der Weltgeistlichen und verstanden es stets, durch die Maschen des Gesetzes zu schlüpfen, wenn auf ihren Orden ein niemals unbegründeter Verdacht fiel.

Nur bei Fouque errangen sie mit dieser Taktik nichts anderes, als daß er ihnen noch schärfer auf die Finger sah. Auf seine Anregung verlangte der König die Lostrennung der Grafschaft Glatz von der Diözese Prag. Aber er erntete in Rom nur schöne Redensarten und mußte endlich, um wenigstens eine Herabsetzung der

Zahl der katholischen Feiertage durchzusetzen, auf die Lostrennung der Grafschaft verzichten.

Denn am allerärgsten mit Kirchenlaufen und Messehören trieben es die glätzischen Bauern. Als alle sanfteren Mittel nichts halfen, gebot Fouque, alle Kirchen im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr morgens zu schließen. Welcher Pfarrer den Befehl übertrat, wurde mit einer Geldstrafe belegt. Und das war für alle, die noch in ihrem Herzen zu Österreich hielten, die wirkungsvollste Strafe. Denn da das Geld in die Kassen des Königs floß, mußten ihm die Übeltäter wohl oder übel helfen, auch im nächsten Kriege zu siegen.

Und der ließ nicht lange auf sich warten. Im August 1744 rückte Friedrich der Große in Böhmen ein, vermochte aber erst im nächsten Jahre bei Hohenfriedeberg, Sorr und Kesseldorf neue Lorbeeren zu seinen alten zu pflücken.

Fouques Ehrgeiz mußte sich in diesem Kriege mit der Behauptung der Grafschaft Glatz bescheiden. Indessen konnte er sich mit der völligen Zufriedenheit seines Königs begnügen, der ihm in einem eigenhändigen Briefe schrieb: „Sie haben nicht Ursache, mein Freund! sich darüber zu beklagen, daß Sie in diesem Kriege nicht Gelegenheit gehabt haben, sich persönlich hervorzutun. Sie haben alle Gelegenheiten benutzt, die sich Ihnen darboten, dem Feinde Abbruch zu tun; und ich war wegen Glatz ganz ruhig, da ich mich auf Ihre Wachsamkeit verlassen konnte."

Und er hielt weiter auf dem schwierigen Posten aus. Denn trotz des siegreichen Krieges hatte Friedrich

der Große Schlesien noch immer nicht völlig erobert. Um dieses Werk in der Grafschaft Glatz zu Ende zu führen, ging nun Fouque zu schärferen Maßnahmen über. Die Abtrünnigen, die sich im Kriege auf die Seite des Feindes geschlagen hatten, wurden kurzerhand an den Straßen und Wegen jedermann zum Exempel aufgeknüpft. Die Entflohenen wurden mit Einziehung ihrer Güter belegt und in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Die Geistlichen erhielten genaue Orders, denen sie haarscharf nachleben mußten, wollten sie sich nicht des Statthalters Zorn, der mit dem des Königs gleichbedeutend war, aussetzen. Besonders über den Verkehr der Geistlichen mit den Soldaten wachten Fouques scharfe Augen. Wieder geschah es auf seine Anregung, daß der König bei jeder Garnison einen vom Breslauer Fürstbischof von Schaffgotsch einzusetzenden Soldatenbeichtiger anstellen ließ.

Für Glatz war diese Verfügung hinfällig, da vom Bischof zu Prag keine Ernennung erzielt werden konnte.

Hier in Glatz hatten die Jesuiten noch immer das Heft in den Händen, und überall stieß Fouque auf ihre heimlichen, doch niemals faßbaren Umtriebe. Dieser aufrichtige und aufrechte Soldat war machtlos gegen die schleichende Verräterei, die mit den Jahren immer bedenklicher wurde, da sie immer vorsichtiger auftrat. Denn man bereitete sich in Wien allen Ernstes auf den dritten schlesischen Krieg vor, mit dem man den König von Preußen zum Markgrafen von Brandenburg zu erniedrigen hoffte.

Da Fouque die Geister nicht zwingen konnte, mußte er in den Kampf gegen die heimlichen Machenschaften

und Anzettelungen den kürzeren ziehen. Wohl warf er im Grimm einige Jesuitenpaters ins Prison, mußte sie aber immer wieder loslassen. Gegen ihre abgefeimte Scheinheiligkeit kam seine militärische Gradheit nicht auf.

Trotzdem grub sich das Bewußtsein, unter einer strengen und gerechten Herrschaft zu leben, tief in das Bewußtsein des glätzischen Landvolkes. Dies mußte sogar einmal der König selbst erfahren, als er kurz vor Ausbruch des siebenjährigen Krieges die böhmische Grenze in Augenschein nahm. Mit einem kleinen Gefolge kam er an eine Stelle zwischen Tuntschendorf und Ottendorf, wo nach seiner Meinung die Grenze verlaufen mußte. Allein einige Herren aus dem Gefolge glaubten sie mit Recht weiter hinausgeschoben zu wissen.

Da in der Nähe ein paar Holzfäller beschäftigt waren, wurden sie herbeigerufen, um den Streit zu schlichten.

„Ist es hier noch preußisch?" fragte sie der König.

Das verneinten sie.

„Ists hier kaiserlich?" fragte der König weiter.

Und wieder kam dasselbe Kopfschütteln.

„Nun was seid ihr denn," rief der König unwillig, „da ihr weder preußisch, noch kaiserlich seid?"

„Wir sind fouquetisch!" war die ganz ernsthafte Antwort.

Da wandte sich der König lachend an seine Begleiter und sprach: „Beinahe glaube ich, daß ich in meinem eigenen Lande nichts mehr zu befehlen habe."

Als der König im Jahre 1756 dem unvermeidlichen Kriege durch den glücklichen Einfall in Sachsen zuvor=

kam, stand die Grafschaft Glatz kurz vor dem Aufruhr. Fouque, der die Anwesenheit der Jesuiten in der Festung für eine nicht zu unterschätzende Gefahr ansah, requirierte zunächst das Kollegiatgebäude für sich und machte ein Magazin daraus. Er hoffte, auf diese Weise die Jesuiten für die Kriegsjahre auf gute Weise loszuwerden.

Aber sie blieben bei den ihnen ergebenen Bürgern im Quartier und wichen nicht aus der Stadt. Fouque ließ das Magazin bis unter das Dach mit Getreide füllen.

Und als seien die Elemente mit seinen Feinden im Bunde: das Magazin mit allem, was darin war, brannte am 7. Januar 1757 nieder, ohne daß man eine Ursache hätte entdecken können. Die Bibliothek wurde wie durch ein Wunder gerettet. Drei Tage und drei Nächte währte der Brand. Einigen österreichischen Offizieren, die nach Glatz gebracht worden waren, um in Lewin ausgewechselt zu werden, gelang es, während des Feuers zu entkommen, ohne daß man sagen konnte, wer ihnen dabei behilflich gewesen war. Fouque ließ den Frater Heinrich Schmidt gefänglich einziehen, aber es konnte ihm nichts nachgewiesen werden, also daß man ihn wieder auf freien Fuß setzen mußte.

Da machte der König kurzen Prozeß und verurteilte in einer Kabinettsorder die Jesuiten zur Zahlung von zwanzigtausend Reichstalern binnen drei Wochen. Alle Unschuldsbeteuerungen halfen nichts. Am 9. Februar wurde die Summe erlegt, und die der Brandstiftung hochverdächtigen Väter mußten noch in demselben Monat den Wanderstab ergreifen und nach Liegnitz abziehen, wo sie bis zum Ende des Krieges zu bleiben gezwungen waren.

Diese strenge Maßnahme hielt die Insurrektion der Glatzer noch etwas nieder. Als aber im April der gefürchtete General Fouque mit seinen Truppen nach Böhmen zum Könige stieß, um ihm am 6. Mai die Schlacht bei Prag gewinnen zu helfen, konnte die Grafschaft Glatz bereits als von den Österreichern erobert angesehen werden. Die zurückgelassenen Rekruten desertierten um die Wette. In ganzen Scharen liefen sie davon und brachten sich über die Grenze in Sicherheit. Viele gaben schon vorher Fersengeld, ehe sie ausgehoben werden konnten. Sogar aus den Quartieren vor Prag nahmen die frommen Glätzer Reißaus. Sie wollten dem ketzerischen König gegen die gutkatholische Kaiserin nicht länger dienen!

Und als den großen König am 18. Juni bei Kolin das Glück verließ, stiegen die Desertionen auf eine erschreckende Höhe. Besonders die Fouqueschen Truppen, die aus der Grafschaft ranzioniert worden waren, schmolzen zusammen, als hätten sie drei Tage im ärgsten Kugelregen gehalten. Fouque, der bei Prag schwer blessiert worden war, mußte Urlaub nehmen, um sich kurieren zu lassen. Unterdessen überschwemmten die Österreicher die Grafschaft, nahmen sich nicht einmal Zeit, die vom Oberstlieutenant d'O tapfer gehaltene Festung zu belagern, drangen in Schlesien ein und hielten sich an Schweidnitz und Breslau schadlos.

Und während der König bei Roßbach die Franzosen und die ihnen verbündete Reichsarmee auf die Hosen klopfte, richteten die Österreicher in Breslau ihre eigene Regierung auf.

Aber sie war nur von kurzer Dauer. Durch den herr-

lichen Sieg bei Leuthen fiel das österreichische Kartenhaus in Breslau zusammen. Und der einzige Erfolg, den Maria Theresia durch diese Invasion errungen hatte, war die Flucht des Fürstbischofs von Schaffgotsch über die Grenze. Er ließ den König, dem er alles zu verdanken hatte, schnöde im Stich.

Fouque hatte schon Anfang September in der Grafschaft wieder festen Fuß gefaßt und ging nun mit unnachsichtlicher Strenge gegen die Desertionen vor. Wer gegriffen wurde, mußte ohne langes Federlesen am Schandpfahl hängen. Aber der wenigsten konnte man habhaft werden.

Da wurden am 4. September durch ein Kommando vom Wernerischen Husarenregiment die beiden Deserteure Nentwig und Veith in Scheibau bei Wünschelburg gefangengenommen und nach Glatz eingebracht. Sie waren beide während der Schlacht bei Prag zu den Feinden übergelaufen, hatten sich den ganzen Sommer über auf der Grenze herumgetrieben und sahen nun mit Zittern und Zagen ihrer Verurteilung entgegen. Sie wurden vom Lieutenant von Voigt verhört, wobei der eine von ihnen, und zwar der Nentwig, bekannte, daß ihn ein Glatzer Kaplan, dem er vor dem Ausrücken gebeichtet hatte, zur Desertion verleitet hätte. In dem nächsten Verhör, das er vor dem zweiten Bürgermeister und Inquisitor publicus Christian Josephi zu bestehen hatte, blieb er bei seiner Aussage.

„Kennt Er den Kaplan mit Namen?“ fragte der Bürgermeister.

„Ich glaube, er heißt Pater Andreas,“ gab Nentwig zur Antwort. „Er ist ein kleiner, schwächlicher Mann.

Um sieben Uhr in der Frühe bin ich zu ihm in die Pfarrkirche zur Beichte gegangen und habe ihn gefragt, ob ich weglaufen dürfte, wenn es eine Gelegenheit gäbe. Worauf mir der Pater zur Antwort gegeben: es wäre zwar wohl eine schwere Sache, doch hätte es weiter nicht viel auf sich, und mich absolvieret."

„Hat Er gehört, daß der Pater auch zu andern Soldaten also gesprochen hat?" forschte der Bürgermeister weiter.

„Er hat diese Rede auch zu andern Kameraden geführt," bekannte der Deserteur, „so zu dem Johann Weigant, der neben mir gestanden, und noch gar vielen andern, die alle fortgelaufen sind."

Nun wurde der Kaplan Andreas Faulhaber, der mit seinem Bruder Augustin an der Pfarrkirche tätig war, verhaftet und mit dem Nentwig konfrontiert.

„Ist dies der Kaplan, dem Er gebeichtet hat?" fragte der Bürgermeister.

„Er ist es!" erwiderte Nentwig ohne Zögern.

Darauf wurde der Pater gefragt, ob er sich erinnern könnte, diesem Soldaten die Beichte abgenommen zu haben.

„Ich kann mich nicht mehr entsinnen," erwiderte der Pater, „es ist aber möglich, daß er bei mir gewesen, dieweil gar viele Soldaten aus dem Regiment Fouque zu mir in die Beichte gekommen sind."

„Können Sie sich erinnern, Herr Pater," forschte der Inquisitor weiter, „daß Sie von einem Soldaten wegen des Desertierens befragt worden sind?"

„Ich darf über das, was mir in der Beichte anvertraut worden, nichts aussagen!" sprach Andreas Faul-

haber, und der Bürgermeister, der ein guter Katholik war, ließ es dabei bewenden.

Im dritten Verhör brachte er den Nentwig durch allerhand Kreuzfragen sogar dazu, seine Behauptung, der Pater habe ihm die Desertion angeraten, zu widerrufen.

So blieb diese Sache auf sich beruhen, bis Fouque mit seinem Regiment in Glatz einrückte. Er forderte die Akten, überzeugte sich, daß der Inquisitor Josephi nicht der rechte Mann sei, diese Untersuchung zu führen, und setzte ein Kriegsgericht ein, das aus dem Steuereinnehmer und Auditeur Schulz, dem Lieutenant von Pichler, der überdies römisch-katholischer Religion war, dem Artilleriekapitän von Traubenthal und dem Mineurlieutenant von Chambaud bestand.

Wiederum wurden Nentwig und Faulhaber vorgeführt.

„Will Er nun endlich die Wahrheit bekennen!" herrschte der Auditeur Schulz den Nentwig an. „Nur die Wahrheit hat Er zu sagen, niemandem zuliebe noch zuleide. Es geht hier um seinen Kragen, merkt Er das nicht?"

„Ich habe die Wahrheit gesagt," sprach Nentwig beklommen, „ich habe das erste Bekenntnis nur widerrufen, weil ich mich vor dem Pater gefürchtet habe."

„Er hat sich vor dem Pater gar nicht zu fürchten!" schalt ihn der Auditeur. „Den König hat Er zu fürchten und meinthalben auch den Herrgott!"

„Der Pater hat mich so sehnlich angesehen," erklärte Nentwig zu seiner Entschuldigung, „und da wollte ich ihn nicht ins Unglück bringen. Ich kann aber nunmehro

nichts anderes sagen, als daß es die Wahrheit ist, und bleibe dabei und lebe und sterbe darauf."

„Was habt Ihr dazu zu sagen?" fragte der Auditeur den Pater.

„Ich will mich darein schicken, was Gott in seiner Gnade mit mir vorgesehen hat," erwiderte Andreas Faulhaber ergeben und schlug die Augen zur Decke empor. „Denn ich kann nichts aussagen und das bei meiner priesterlichen Würde, weil es das heilige Sakrament der Beichte angeht."

„Verharrt Ihr dabei," rief der Auditeur erregt, „so kann es Euch leichtlich den Hals kosten!"

Aber Andreas Faulhaber blieb bei seiner Weigerung, also daß er unverrichteter Sache wieder nach der Bastei neben dem böhmischen Tore gebracht werden mußte.

Das Gericht setzte den Spruch des Urteils aus. Der Auditeur Schulz übergab die Akten dem General und schlug ihm vor, die beiden Deserteure mit Gassenlaufen, den Pater aber mit Suspension vom Beichtstuhl und mit Arrest zu bestrafen.

„Sie sind ein viel zu barmherziger Richter!" sprach der General zornig. „Hängen soll die Kanaille!"

„Meinen Euer Exzellenz damit den Pater?" fragte der Auditeur.

„Zum Teufel, nein! Ich meine den Nentwig!" rief der General erregt. „Lassen wir ihn Spießruten laufen, so wird sich in der Folge jeder Ausreißer auf seinen Beichtiger berufen, und am Ende sitzen wir Offiziers ohne Soldaten da. Laß Er den Pater herbringen, ich will ihn selber unter vier Augen verhören."

Also mußte Andreas Faulhaber dem gefürchteten General unter die Augen treten.

„Will Er nun bekennen?" herrschte ihn Fouque eindringlich an. „Sag Er, was Er weiß, denn nur das kann Ihn retten."

„Bei meiner Seelen Seelenheil," gab der Pater zur Antwort, „ich darf über die Beichte nicht sprechen."

„Um das Heil seiner Seele handelt es sich hier nicht, sondern um das Heil seines Körpers. Nimmt Er durch das Bekennen der Wahrheit Schaden an seiner Seele, so kann Er sie sich hernach wieder heil machen lassen. Er ist als Katholik besser dran als jeder Protestant. Seine Kirche hat dafür reichlich Mittel. Will Er nun endlich den Mund auftun?"

„Und wenn es Gott der Herr selber von mir verlangte," erwiderte der Pater fest, „ich dürfte ihm von der Beichte doch kein Wörtlein vermelden!"

„Da schlag doch der Teufel drein!" schrie Fouque wütend. „Wer hat Ihm denn diesen Wahnwitz ins Hirn gepfropft?"

„Die Kirche gebietet es mir!"

„Hier gilt des Königs Gesetz!" rief Fouque, rot vor Zorn. „Er hat dem König Treue geschworen!"

„Vor dem Eide, den ich dem König geschworen habe, steht mein priesterlich Gelübde," rechtfertigte sich der Pater bescheiden, „und die Würde meines Kleides."

„So werde ich Ihm das Kleid ausziehen lassen!" drohte der General.

„Das priesterliche Kleid meiner Seele kann mir niemand ausziehen, noch rauben. Ich selbst könnte es nicht ablegen, wenn ich auch wollte."

„Das sind ja schöne Zustände!“ brach der General los und lachte im Grimm laut auf. „Was Er da sagt, ist entweder Hochverrat oder Narrheit. Das eine führt an den Galgen, das andere ins Spinnhaus. Sieht Er nun die Größe der Gefahr?“

„Ich sehe sie!“ sprach der Pater und schlug die Augen gen Himmel. „Allein ich kann nicht anders, und Gott möge mir helfen.“

„Verlaß Er sich nur nicht auf den Herrgott!“ warnte ihn der General dringend. „Bekenne Er lieber und bereue Er seine Verbrechen, damit ich Ihm des Königs Gnade erwirken kann.“

Darauf hüllte sich der Pater in Stillschweigen und mußte unverrichteter Sache ins Gefängnis zurückgeführt werden.

Nun trat das Kriegsgericht wieder zusammen und verurteilte den Pater Faulhaber zum Tode. Die beiden Deserteure wurden zweimal durch die Spießruten gejagt und wieder in das Regiment gesteckt.

General Fouque aber zögerte, den Befehl zur Ausführung des Urteils gegen den Pater zu geben. Erst wollte er es noch einmal versuchen, ihn mürbe zu machen, um ihn danach der königlichen Gnade zu empfehlen. Er ließ ihn daher nach dem Stockhause bringen, wo er mitten unter die Diebe und Mörder gesetzt wurde.

Pater Faulhaber, der von frommer, etwas einfältiger Gemütsart war, nahm den neuen Kummer mit Gottergebenheit auf sich und tat an den verwilderten Insassen des Stockhauses, was seines Amtes als Seelsorger war. Er tröstete sie, sang mit ihnen fromme Lieder, nahm ihnen die Beichte ab und absolvierte sie, also daß

gar bald ein sanfterer Ton in diesem Hause des Fluches zu herrschen begann. Seinem Bruder Augustin aber, der sich um seine Befreiung mühen wollte, ließ er sagen, daß er ihn nur ruhig bei den Mühseligen und Beladenen belassen und alles andere der Hilfe Gottes anheimstellen möge.

Aber der General gab trotzdem die Hoffnung nicht auf, des Paters Halsstarrigkeit zu brechen, und beließ ihn einstweilen im Gefängnis.

III

Am 15. Dezember brach Fouque mit einigen Bataillonen von Glatz auf, übernahm zwei Tage später das Kommando über das Zietensche Korps, das dem bei Leuthen aufs Haupt geschlagenen Feinde nachsetzte, marschierte damit ins Gebirge, stieß drei Tage vor Weihnachten bei Landeshut auf die feindliche Arrieregarde, die er über die Grenze warf und machte dabei verschiedene Offiziere und 300 Mann zu Gefangenen.

Der König war unterdessen nach Striegau gegangen, von wo aus er die Belagerung gegen Schweidnitz leiten wollte. Dorthin rief er am 29. Dezember seinen lieben Freund Fouque, beglückwünschte ihn zu seinen Erfolgen und setzte sich mit ihm an die Tafel.

„Wie steht es mit dem Jesuiten Faulhaber?“ fragte der König plötzlich.

„Er sitzt noch immer im Stockhaus,“ erwiderte Fouque, „obschon er vom Gericht zum Tode verurteilt ist.“

„Warum ist er nicht gehängt worden?“ forschte der

König und maß Fouque mit einem durchdringenden Blick. „Ist das Ihre Gerechtigkeit? Man darf den Arm der Justiz nicht aufhalten!"

„Über der Justiz steht die Gnade des Königs," erwiderte der General ohne Scheu.

„Ich soll diesen Jesuiten begnadigen?" fuhr der König auf. „Dieses rät mir ein Fouque?"

„Der Pater Faulh aber ist ein Narr, in dessen Kopf sich etwas verrückt hat!" erklärte der General. „Muß er hängen, werden sie einen Heiligen aus ihm machen."

„Ein unschuldiges Vergnügen, das man den Leuten gönnen kann," sprach der König scharf. „Wenn es die Justiz verlangt, scheue ich mich nicht, dem heiligen Vater einige Beschäftigung zu verschaffen."

„Es wird böses Blut machen, besonders in der Grafschaft."

„Mein Lieber, wozu habe ich Sie nach Glatz geschickt? Sie sind der Arzt und werden ein Mittel finden, das böse Blut wegzukurieren. Der Pater muß unter allen Umständen hängen."

„Er hat nichts bekannt!" gab Fouque dem König zu bedenken. „Er hat jede Verteidigung verweigert."

„Demnach fühlt er sich schuldig!"

„Er hat sich auf das Beichtgeheimnis berufen."

„Das ist ein lächerlicher Grund. Er hätte beim Papst um Dispens einkommen können. Hat er das getan?"

„Nein!"

„Also muß er hängen ohne Gnade und Barmherzigkeit!" entschied der König unerbittlich. „Ich lasse mir meine Armee von den kaiserlichen Pfaffen nicht ruinieren. In meinen Staaten gilt nur mein Wille. Und wer ge-

flissentlich darauf ausgeht, meinen Willen nicht zur gehörigen Wirkung kommen zu lassen, der ist ein Majestätsverbrecher und mag seinen Lohn empfangen."

„Der Pater Faulhaber ist nicht schuldiger als alle andern Pfaffen," warf Fouque freimütig ein.

„Alle kann ich nicht aufhängen lassen, darum muß der eine für sie alle büßen. Denn es ist nötig, ein Exempel zu statuieren! Die Staatsräson geht überall und allen Dingen voran. Sie wird vor einem Jesuiten, der so dumm war, uns in die Hände zu laufen, nicht einen Augenblick haltmachen."

„Der Pater Faulhaber ist kein Jesuit!" erlaubte sich Fouque zu bemerken.

„Sie sind alle Jesuiten, mein Lieber," rief der König, „und der Schaffgotsch ist der oberste von allen. Ich habe eine Schlange an meinem Busen genährt. Wenn er sich wieder über die Grenze wagt, lasse ich ihm nach barbarischer Sitte die Ohren abschneiden. Schulmeister brauchen wir, die das Volk aufklären, aber keine Kuttenknechte, die es in der Dummheit erhalten. Denn die Dummheit ist ein Staatsverbrechen und sie allein ist es, die dem Pater Faulhaber den Hals bricht. Ich dulde in meinen Staaten keine Nebenregierung."

„Sire!" sprach Fouque und legte die Hand an den Degen. „Geben Sie Befehl, nach Rom zu marschieren, und Sie werden mich immer an der Spitze der Armee finden. Denn bevor nicht der Kopf des Drachen zertreten ist, eher wird keine Ruhe auf dieser Welt sein."

„Mein lieber Freund," lächelte der König. „Sie sind ein Feuerkopf trotz Ihrer sechzig Jahre! Mit Souverä-

nen, die keine Soldaten haben, führe ich keine Kriege. Dabei ist nichts zu verdienen."

„Roms Soldaten stehen in allen Ländern," warf Fouque ein. „Sie bilden Regimenter und Bataillons und sind vortrefflich einexerziert."

„Schöne Soldaten!" spottete der König, „die in Unterröcken gehen. Sobald einer fällt, zittern sie alle wie Espenlaub. Also wozu tausend erschießen, wenn es genügt, einen einzigen an den Galgen zu hängen. Wie ein gemeiner Verbrecher soll er hinausgeführt werden. Darüber wird den andern Pfaffen ein helles Licht aufgehen, daß sie dasselbe zu gewärtigen haben, wenn sie es wagen, auch nur mit einem Finger an meine Armee zu rühren."

„Sire!" sprach Fouque bittend. „Man wird Ihnen Übles nachreden."

„Darauf gebe ich nicht einen Pfifferling!" antwortete der König verächtlich. „Sie nennen mich längst einen Heuchler und Wortbrüchigen. Sie mögen es tun, wenn sie sich anders keine Erleichterung verschaffen können. Ich würde mich in den Boden hinein schämen, wenn sie mich einen Dummkopf hießen. Mögen sie mir auch den Pater Faulhaber anhängen. Er ist vom Kriegsgericht rechtskräftig verurteilt worden, und dieses Urteil wird unverzüglich vollstreckt werden. Warum sträuben Sie sich, diese Tatsache anzuerkennen?"

Da neigte Fouque seinen weißen Kopf und schwieg.

„Oder soll ich den Kujon gar laufen lassen? Etwa ins Spinnhaus stecken, damit er als ein deutliches Exempel weiterlebt, daß der König von Preußen vor einer römischen Kutte kehrtmacht? Wenn Sie den Mann,

der es übrigens gar nicht verdient, schon retten wollten, warum haben Sie ihn nicht echappieren lassen? Ich hätte ihm keine Träne nachgeweint und sein Bildnis an den Galgen nageln lassen. Oder meinen Sie, daß uns dieser Ausweg noch offensteht?"

„Nein, Sire!" sagte der General und ergab sich in des Königs Willen. „Der Pater Faulhaber würde mit keinem Schritte aus dem Stockhause gehen, und wenn man ihm goldne Berge verspräche. Er ist ein gänzlich verblendeter Katholik und will durchaus ein Märtyrer werden."

„Es bleibt also nichts anderes übrig, als ihn ohne Verzug in den Himmel zu schicken!" rief der König und setzte sich nieder, um die Order zu schreiben.

Ein Kurier ritt damit in einem Aufsitzen nach Glatz. Um neun Uhr abends traf er dort ein.

Als der Kommandant d'O das Schreiben öffnete, standen darin die Worte: „Mein Oberstlieutenant, Sie haben den Jesuitenpater Faulhaber sofort hängen zu lassen, ohne ihm einen Beichtiger zu gewähren. Friedrich."

Noch an demselben Abend verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, es würde am folgendem Morgen ein Spion gehängt werden. Der Scharfrichter ging zum Kommandanten und begehrte den Namen des armen Sünders zu wissen.

„Er braucht ihn nicht zu wissen," wurde ihm durch einen Adjutanten bedeutet. „Er wird ihn morgen schon sehen."

Am nächsten Tage blieben die Stadttore geschlossen, und eine starke Wache erschien vor dem Stockhause.

„Pater Andreas Faulhaber soll herauskommen!"

befahl der kommandierende Offizier. „Er soll einen zum Tode disponieren.“

Er gehorchte, trat in den Kreis der Soldaten und schaute sich nach dem Delinquenten um.

„Ihr seid es selber,“ sprach der Offizier zu ihm. „Zieht das geistliche Kleid aus.“

„Dies hat mir der König nicht gegeben,“ erwiderte der Pater, „darum hat er auch kein Recht, es von mir zu fordern.“

„Euer Sträuben hilft Euch nichts!“ belehrte ihn der Offizier. „Denn Ihr seid bereits ein Kind des Todes.“

Da bequemte sich der Pater, den Klerik auszuziehen, nahm einen Mantel um, umfing das Kruzifix und bereitete sich mit heller Stimme zum Tode vor, indem er rief: „Glückselig der Tag, glückselig diese Stund! Erfreue dich, mein Herz! Du bist ein Tempel des Heiligen Geistes!“

Darauf ging er inmitten der Wache dem Tore zu. Erst wollte man ihn über das Eis am Holzplan führen. Aber es war da am Abend vorher ein Husar durchgebrochen, so daß man mit dem Verurteilten über den Roßmarkt und durch das Brücktor gehen mußte. In der Minoritenkirche hielt man zu derselben Stunde ein Begräbnis ab, an dem viel Volks teilnahm.

Als Andreas Faulhaber vorbeigeführt wurde, rief einer in die Kirche hinein mit lauter Stimme: „Sie bringen den Pater Andreas zum Galgen!“

Worauf alles Volk erschreckt aus der Kirche stürzte und sich dem Zuge anschloß. So gelangte man zum Galgen, der am Christkindelsteg über dem Neuländer Wasser lag. An dem Pfahl war vor acht Wochen ein

terreichischer Spion aufgehängt worden. Den nahm
r Scharfrichter herunter, während die Soldaten einen
reis bildeten, und dem Pater Andreas, der in der
litte stand, das Urteil verlesen wurde.

Als man zu dem Worte kam: es hätte nicht viel zu
deuten, sprach der Pater ruhig: „Man lasse den De-
rteur in den Kreis stellen und diese Unwahrheit aus-
gen."

„Es ist jetzt keine Zeit mehr zu disputieren," rief der
ffizier. „Entweder Ihr bekennt, was Euch der Deser-
ur gebeichtet hat, oder Ihr erwählt den Galgen."

Darauf legte der Pater den Finger auf den Mund
nd erstieg die erste Sprosse der Leiter.

„Steiget rücklings auf, Euer Hochehrwürden!" bat
n der Scharfrichter.

„Ich werde mich oben schon umkehren," erwiderte
ndreas Faulhaber, stieg hinauf, kniete auf der Leiter
eder und bat die Anwesenden, ein einziges Vaterunser
nd Avemaria mit ihm zu beten. Was auch geschah.

Nun wandte er sich um, tat auf die Weisung des Hen-
rs die Hände auf den Rücken, neigte sein Haupt dem
trick und gab unter dem Rufe: „Jesus Maria!" den
eist auf.

Der Leichnam blieb an diesem Pfahle zwei Jahre und
eben Monate hängen. Am 26. Juli 1760, vier Wochen
päter, da Fouque bei Landshut gefangengenommen
orden war, obschon er wie ein zweiter Leonidas ge-
chten hatte, gelang es den Österreichern, Glatz zu über-
umpeln. Der Kommandant d'O wurde dafür später
on einem Kriegsgericht zum Tode verurteilt, aber am
fnen Sarge begnadigt.

Die Österreicher nahmen Andreas Faulhabers Leichnam vom Galgen und bestatteten ihn feierlich in der Pfarrkirche.

Erst mit dem Friedensschluß zu Hubertsburg wurde General Fouque aus seiner Gefangenschaft erlöst und blieb bis an seinen Tod, der ihn 1774 als Domherr von Brandenburg ereilte, der treuste Freund des Königs, der ihn bis an sein Ende mit königlichen Geschenken und Beweisen seiner unwandelbaren Huld und Gnade überhäufte.

Denn den unbestrittenen Besitz der Grafschaft Glatz hatte er keinem andern als seinem Generalgouverneur zu verdanken, der dort zwanzig Jahre an des Königs Statt das straffe, preußische Regiment geführt hatte.

Der Staatsrock des Geheimrats Werner

I

Als des großen Königs Augen nicht mehr über Preußen wachten, und der Minister Graf von Hoym unumschränkter als jemals über Schlesien herrschte, begann man auch in Breslau etwas gemächlicher zu regieren. Vom Stadtdirektor Schlutius bis zum Polizeisekretär Saremba hinab ließ man die Dinge laufen, wie sie eben liefen, und war froh, wenn man seine Ruhe und sein vergnügliches Auskommen hatte. Die Bürgerschaft war damit sehr zufrieden, zumal die verhaßte Kaffeeakzise abgeschafft worden war und auch sonst alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß das alte System endgültig abgewirtschaftet hatte. Der Ausbruch der französischen Revolution, von der sogar die schlesischen Weber beunruhigt wurden, tat noch ein übriges.

Der alte preußische Geist war tot, und der neue war noch nicht geboren. Nur in dem Polizeidirektor und Geheimrat Karl Friedrich Werner, der mit dem Stadtdirektor Schlutius alle Monate in der Leitung der Polizeigeschäfte abwechselte, schien der neue preußische Geist schon lebendig werden zu wollen.

Er war ein Mann von großen Talenten und seltener Tatkraft, der jedem Schlendrian feind war. Seine Amtsführung war entschlossen, schneidig und durchgreifend. Gegen die Ernennung Werners zum Polizei-

direktor hatte sich der gesamte Breslauer Rat mit Händen und Füßen gewehrt. Besonders der Oberamtsregierungsrat Dr. Michaelis und sein guter Freund der Obersyndikus und Hofrat Karl Gottlob Müller haßten den Emporkömmling von ganzem Herzen und ganzem Gemüt.

Zudem kam noch, daß Werner, obschon ein Breslauer Kind, eine rauhe, abstoßende, nicht selten hochfahrend verletzende Art und Weise hatte, mit den Leuten umzugehen, die mehr geeignet war, ihm Feinde, als Freunde zu werben. Daß er überdies durch geschickte Spekulationen seinen Wohlstand zu mehren verstanden hatte, wurde ihm keineswegs als Verdienst angerechnet. Er besaß eine große Brennerei in Scheitnig und ging nun daran, sich an der Ecke der Ohlauer und Schweidnitzer Straße, wo jahrzehntelang ein wüster Platz gelegen hatte, ein schönes, geräumiges Haus zu bauen.

Daß er aber durch geschickte Finanzmanöver, die keinem Menschen weh taten, die unerträgliche Schuldenlast der Stadt vermindert und Wege zu ihrer völligen Beseitigung gewiesen hatte, ein Verdienst, über das der Breslauer Rat nicht den geringsten Zweifel haben durfte, wurde der Bürgerschaft von seinen Feinden geflissentlich vorenthalten, also daß der Geheimrat Werner nicht nur der in Breslau meistgefürchtete, sondern auch der meistgehaßte Mann war.

Doch er scherte sich keinen Deut darum, tat seine Pflicht und ließ sich, seinen Neidern zum Trotz, im Jahre 1793 bei dem Schneidermeister Baldrian Balz auf der Karlstraße einen neuen, rotsamtnen Staatsrock

machen. Am Sonnabend, den 13. April, mittags punkt zwölf Uhr, sollte er abgeliefert werden. Aber der Geheimrat wartete vergeblich auf ihn und brach kurz vor Feierabend in höchsteigener Person in die Schneiderwerkstatt ein.

„Warum ist der Rock nicht abgeliefert?“ fuhr er den Meister Baldrian an, der sich vor Verzweiflung die Hände rieb und von einer Verbeugung in die andere fiel.

„Euer Gnaden, Herr Geheimrat, ergebenster Diener!“ stotterte er fassungslos.

„Laß Er die Komplimente beiseite!“ wies ihn Werner zur Ruhe. „Was ist seine Entschuldigung dieser bodenlosen Nachlässigkeit!“

„Er ist noch nicht fertig!“ platzte der Meister heraus.

„Da schlag doch ein nicht zu gelindes Donnerwetter drein!“ schnauzte der Geheimrat in ehrlicher Wut. „Ich habe den Rock schon vor vier Wochen bei Ihm bestellt. Er hat da sieben Leute sitzen!“

Baldrian Balz schnappte vergebens nach Luft und einer passenden Antwort, klappte nochmals seine schmächtige Gestalt wie eine Scheere zusammen und hob schließlich ganz verzweifelt seine schmalen Schultern.

„Ich verlange nicht, daß man mich vor den andern Kunden bevorzugt!“ fuhr der Geheimrat in der alten Tonart fort.

„Ist auch nicht geschehen!“ antwortete jetzt Berthold Peukert vom Schneidertisch herunter.

„Hat man Ihn gefragt?“ schnauzte ihn der Geheimrat an.

„Dies eben nicht!“ gab Berthold Peukert zu, wickelte

seine langen Beine auseinander und schob seine vorgebeugte Riesengestalt auf die Erde. „Da aber der Meister die Sprache verloren hat, muß ich als der älteste Geselle die Handwerksehre in Schutz nehmen."

„Er ist ein frecher Mensch!" schnitt ihm der Geheimrat das Wort ab.

Nun richtete sich Berthold Peukert ganz auf. Er war einen halben Kopf größer als der Geheimrat und sah weit eher einem Schmied als einem Schneider ähnlich. Schon tat er den Mund zu einer scharfen Erwiderung auf, da drängte sich Meister Balz, der inzwischen seine Sprache wiedergefunden hatte, energisch vor.

„Da setzt du dich hin, Berthold!" gebot er. „Meng du dich nicht in Sachen, die dich nichts angehen. Ich bin hier der Meister, nicht du!"

„Hm!" machte Berthold Peukert ungläubig, worüber die fünf Lehrjungen heiter grinsten, und schwang sich auf seinen Platz, daß der Tisch in allen Fugen krachte.

Bei dem Meister waren jetzt alle Schleusen der Beredsamkeit geöffnet, und alsobald stürzte ein Strom von beruhigenden Worten hervor.

„Euer Gnaden, Herr Geheimrat, da hängt er!" rief er mit erhobner Stimme und lief zum Kleiderständer, wo wirklich ein halbfertiger, rotsamtner Staatsrock prangte. „Die Ärmel sind noch einzunähen und die goldnen Tressen und Schnüre festzusteppen. Geheftet ist er schon aufs beste. Sitzt alles tadellos auf dem rechten Fleck. Da ist der Geselle Johann Michel, ein richtiger Michel, aus Preßburg in Ungarn ist er. Michel, hab ich gestern zu ihm gesagt, wenn die Hose vom

Kretschmer Schob fertig ist, nimmst du gleich den Staatsrock vom Herrn Geheimrat vor. Hat es was geholfen? Er ist schon zwei Jahre bei mir, aber die Hose ist noch nicht fertig. Soll man da nicht gleich vor Wut die Platze kriegen! Aber seit dem großen Unglück in Paris sind die Gesellen rein vom Teufel besessen."

„Das ist der Geist der Revolution!" bestätigte der Geheimrat kopfnickend und machte dazu ein grimmiges Gesicht. „Er widerstrebt jeder Autorität!"

„Euer Gnaden haben es justement auf den Kopf getroffen!" bestätigte der Meister eifrig. „Die Gesellen widerstreben den Meistern und wollen jetzt schon einen halben, ja einen viertel Tag vorher die Arbeit aufsagen. Ist Euer Gnaden Meinung nicht auch, daß dies gegen alle Zunftgerechtigkeit geht?"

„Da muß Er sich schon an den Ratssekretär Hintze wenden, das ist der Zunftassessor!" fertigte ihn der Geheimrat kurz ab. „Wann ist der Rock fertig?"

„Heute noch!" beeilte sich der Meister zu versichern.

„Feierabend!" rief Berthold Peukert laut und steckte die Nadel ins Kissen.

Gesellen und Lehrjungen legten die Arbeit auf der Stelle hin.

„Weiter arbeiten!" schrie der Meister im hellen Zorn.

„Gibts nicht!" erklärte Berthold Peukert kühl. „Feierabend ist Feierabend. Das ist Zunftgerechtigkeit!"

„Nun, ich sehe schon, mein lieber Meister!" sprach der Geheimrat und versuchte sein Lächeln zu verbergen. „Mit seiner Autorität ist es nicht weit her. Wird der Rock Montag abend zur Stelle sein?"

„Sicherlich! Ganz bestimmt, Euer Gnaden!" gelobte

der Meister, indem er den Geheimrat zur Tür hinauskomplimentierte.

Dann schoß er aufgeregt in die Werkstatt zurück und holte mehrmals tief Atem, um besser schelten zu können.

„Schimpft nicht, Meister!" begütigte ihn Berthold Peukert gemütlich. „Ihr meint es ja doch nicht so. Und Montag abend wird der Rock auch nicht fertig sein, denn wir machen blau. Ihr habt es versprochen, und daran ist nun nichts mehr zu ändern."

Mit einem qualvollen Seufzer sank Meister Baldrian auf den Stuhl.

„Aber der Herr Geheimrat!" stöhnte er aus Herzensgrunde.

„Kann warten!" meinte Berthold Peukert trocken.

„Abendessen!" kommandierte da Frau Alwine Balz, die Meisterin, und stieß die Tür des Nebenzimmers auf.

Schon von ferne konnte man es ihr ansehen, daß sich in ihr die gesamte Autorität des Hauses vereinigte. Die überkräftigen Arme in die breiten Hüften gestemmt, den Kochlöffel in der Faust, so ließ sie Meister, Gesellen und Lehrlinge vorbeidefilieren. Als alle am Tische saßen, brachte Friederike, die Meisterstochter, eine riesengroße Schüssel mit dampfenden Kartoffeln und nahm Berthold Peukert gegenüber Platz. Der schaute ihr wie gewöhnlich sehr deutlich und dreist ins Gesicht, als sei sie schon seine Meisterin, worüber sie die Augen züchtig niederschlug.

Sein heimlicher Nebenbuhler war Johann Michel, der Preßburger, der aber ein gar zaghaftes Schneiderherz hatte und sich höchstens zu einem hoffnungslosen Liebesseufzer aufschwang.

Nachdem die Meisterin alles genau abgefragt hatte, was sich mit dem Herrn Geheimrat in der Werkstatt begeben hatte, entschied sie: „Montag gehen wir nach Hundsfeld, dabei bleibts! Friederike freut sich schon ein halbes Jahr darauf. Mag denn der Herr Geheimrat warten! Er wird nicht gleich nackend herumlaufen müssen. Aber Dienstag abend ist der Rock fertig!"

Dabei pochte sie mit dem Löffel auf den Tisch.

„Kann fertig sein!" besänftigte sie Berthold Peukert.

„Muß fertig sein!" rief der Meister, um seine Autorität wenigstens einmal zu wahren.

„Wird fertig sein!" wagte Johann Michel ganz schüchtern zu bemerken und schlug seine großen, nußbraunen Augen zu Friederike auf.

Sie wurde darüber glutrot, was Berthold Peukert zum Glück nicht sah. Denn sie hegte beide Gesellen in ihrem Herzen. An Berthold Peukert liebte sie die Kraft, an Johann Michel die Milde und Sanftmut.

II

Über die Bedeutung des Ausflugs nach Hundsfeld war sich Johann Michel ganz und gar im klaren. Auf seiner Seite stand die Meisterin; Berthold Peukert dagegen wurde von dem Meister begünstigt. Um sich dessen Zuneigung zu erwerben, schlüpfte Johann Michel Sonntag morgens mit der Sonne aus den Federn, hüpfte auf den Tisch und begann an dem Staatsrock des Geheimrats Werner wie besessen zu nähen.

Doch schon nach dem ersten Saum stürzte Berthold Peukert wie ein wütender Löwe herein, entriß ihm den

Rock, warf ihn ganz despektierlich in die staubigste Ecke der Werkstatt und rief erbost: „Sonntags wird nicht gearbeitet!“

Johann Michel, der einer der friedfertigsten Menschen unter Gottes Sonne war, stieg seufzend vom Tische herunter und wollte den Rock wieder an den Nagel hängen.

„Bleibt liegen!“ befahl Berthold und streckte gebieterisch die Hand aus.

Johann Michel blieb nichts anderes übrig, als zu gehorchen.

Nach dem Frühstück gingen sie friedlich zusammen in die Herberge auf der Hummerei. Von allen Seiten strömten die Gesellen herbei, daß der große Herbergssaal geschwind überfüllt war. Man zechte, schmauchte und lärmte. Berthold Peukert führte das große Wort, und was er sagte, hatte Hand und Fuß.

Wenn sich die Meister das Recht herausnahmen, auf ganze, halbe und viertel Tage zu kündigen, so hatten es auch die Gesellen!

Das war der Punkt, auf den sie sich alle einigten. Nur ein paar Altgesellen hatten ihre Bedenken. Aber sie wurden überstimmt. Johann Michel hockte in der Ecke, hörte schweigend zu und dachte an Friederike.

Berthold Peukert war durchaus kein Schreier. Er hatte nur eine mächtige Stimme, von der er, um die bedrohte Handwerksehre zu schützen, ausgiebigen Gebrauch machte. Ein paar jüngere Gesellen strengten ihre Kehlen ganz anders an. Und plötzlich stieß einer in den höchsten Fisteltönen den Namen des Geheimrats Werner heraus. Da konnte es denn nicht ausbleiben, daß

Berthold Peukert die Geschichte von dem rotsamtnen Staatsrock zum besten gab, der noch immer nicht fertig geworden sei.

„Dem hab ich aber heimgeleuchtet!" rief er im schönen Stolz. „Der kommt uns nicht wieder in die Werkstatt gelaufen!"

Und sie staunten ihn alle an wie einen richtigen Helden.

Am Montag, den 15. April, war ein wunderschöner Frühlingstag. Weiße, silberne Wolken schwammen am Himmel, und die Sonne meinte es schon herzlich gut und lockte an allen Zweigen die jungen Blätter heraus.

Baldrian Balz hielt Wort. Es wurde nach allen Regeln des Handwerks blau gemacht, und der Staatsrock des Herrn Geheimrat blieb in der Ecke liegen.

Um neun Uhr morgens gings über die Sandbrücke zum Friedrichstor hinaus. Voran schritten die fünf Lehrjungen, dahinter kamen die beiden Gesellen, freilich ein sehr ungleiches Paar, dann zappelte der Meister einher, und den Beschluß machten Frau Alvine die sich überaus prächtig ausstaffiert hatte, und Friederike in ihrem rosengeblümten Kleidchen.

Unter allerhand lehrreichen und lustigen Gesprächen hatte man am Mittag das kleine Städtchen Hundsfeld erreicht, nahm im Gasthaus zum römischen Kaiser eine einfache Mahlzeit ein und fand sich endlich gegen Abend in Thieles Garten ein, wo es Kaffee und Kuchen gab. Ringelreihen und Blindekuh spielten die Lehrjungen, während der Meister mit den beiden Gesellen Kegel schob. Die beiden Frauen sahen zu. Die anbrechende Dunkelheit vereinigte die ganze Gesellschaft wieder am

Tische. Eine Nachtigall schlug, und Frau Alvine seufzte laut. Die Lehrjungen bekamen Bier zu trinken, denn der Meister war guter Laune. Nur an den vertrackten Staatsrock durfte er nicht denken.

Endlich rüstete man sich zum Aufbruch.

Dabei mußte nun der arme Johann Michel erleben, daß Berthold Peukert hinter einem knospenden Fliederbusch seinen starken Arm um Friederike legte, sie an sich zog und nach Herzenslust abküßte. Und sie wehrte sich nicht, sie machte nicht einmal die geringsten Anstalten dazu, bis der Frau Meisterin gewichtige Schritte hörbar wurden. Da fuhren sie nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Auf dem Heimwege sprach Johann Michel kein Wort, während Berthold Peukert in jedem Kretscham einkehren wollte. In derselben Reihenfolge, wie man am Morgen ausgezogen war, zog man über die Gröschelbrücke heimwärts.

Für eine Nacht vergrub Johann Michel seinen Schmerz in die Federn und war am nächsten Tage spurlos verschwunden.

Meister Baldrian Balz holte den Staatsrock des Herrn Geheimrat Werner in eigener Person aus dem Staubwinkel und schickte sich allen Ernstes an, ihn mit eigener Hand fertigzustellen. Aber er kam nicht gar weit. Das plötzliche und unerklärliche Verschwinden Johann Michels, der sogar sein Handwerkszeug dagelassen hatte, machte ihm denn doch zuviel Unruhe. Er übergab den Rock einem Lehrjungen, lief planlos in der Stadt herum, fragte überall vergeblich nach dem Ver-

mißten und brachte einen Haarbeutel heim, mit dem Frau Alvine ganz und gar nicht zufrieden war.

Noch an demselben Abend ließ der Herr Geheimrat Werner dem Schneidermeister Balz durch einen Polizeidiener vermelden, daß er auf den Staatsrock verzichte, da er nicht pünktlich abgeliefert worden sei. Betrübt hing der Meister den eben fertig gewordenen Rock an den alten Nagel.

Als er aber beim Abendessen die Absicht kund tat, den Rock am Morgen dem Herrn Geheimrat persönlich mit der untertänigsten Bitte zu überbringen, die neuerliche Verzögerung gnädigst zu verzeihen, legte sich die Meisterin ganz entschieden ins Mittel.

„Daraus wird nichts!" rief sie strenge. „Wir brauchen dem Herrn Geheimrat nicht nachzulaufen.. Wir haben auch unsern Stolz!"

„Brav, Frau Meisterin!" belobte sie Berthold Peukert.

„Laß das bleiben!" wies sie ihn zurecht, obschon sie es ganz gerne gehört hatte. „Lauf lieber auf die Herberge und sieh dich nach Michel um."

Berthold Peukert sprang über die Schweidnitzer Straße zur Hummerei hinüber und war schon nach einer kleinen Viertelstunde zurück.

„Michel gehts ganz gut," meldete er ruhig, „er arbeitet bei Meister Klose auf der Oderstraße."

„I, da soll doch gleich!" rief Meister Baldrian und bekam zum ersten Male in seinem Leben einen richtigen Wutanfall. „Da soll doch gleich der Satan dreinschlagen! Läuft der Kerl davon, ohne mir aufzusagen! Hat zwei Jahre bei mir die Füße unter den Tisch gesteckt

und macht sich davon wie ein Dieb bei der Nacht. Da soll mich doch gleich der Satan holen, wenn ich das dulde!“

„Hat er Euch nicht aufgesagt,“ nahm Berthold Peukert das Wort, „so muß er es eben nachholen.“

„Und eine ganze Woche nacharbeiten!“ schrie der Meister außer sich. „Und das passiert mir grade jetzt, wo die Arbeit so pressiert. Das hat man nun davon, wenn man zu gut mit den Leuten ist.“

Berthold Peukert war über die einzuhaltende Kündigungsfrist durchaus entgegengesetzter Meinung, und so zankten sie sich denn wieder um den alten Apfel, bis die Meisterin dem Meister kurzerhand befahl: „Du gehst morgen früh aufs Rathaus und bringst den Fall zur Meldung. Das wollen wir doch geschwind heraus haben, wer recht hat.“

An diesem Beschluß war nicht zu rütteln, und Meister Baldrian warf sich am Mittwoch nach dem Frühstück in seinen besten Rock und stieg aufs Rathaus. Das Unglück wollte es, daß er dem Hofrat und Obersyndikus Müller in die Hände lief, der seine weiße Weste mit dem hochgewölbten Inhalt und dem knallroten Weingesicht darüber gern von einer Ratsstube in die andere trug, sich vor dem Spiegel Volkstribun titulierte und ganz im Gegensatz zu dem Geheimrat Werner über einen großen Überfluß von Leutseligkeit verfügte.

„Na, was bringen Sie uns denn da, lieber Meister!“ rief er ihn auf dem Vorplatz an.

Und Baldrian Balz erzählte den Vorgang sehr breit und ausführlich, wie sich das für ihn als guten Breslauer und Schlesier schickte. Als er zu dem Staatsrock

des Geheimrats Werner kam, fiel ihm der Obersyndikus und Volkstribun ins Wort und rief triumphierend: „Dacht ichs doch! Der Herr Geheimrat Werner! Der hat überall seine Finger!"

Mit steigender Befriedigung hörte er den Bericht des Meisters zu Ende, gab ihm uneingeschränkt recht und führte ihn in das Zimmer des Ratssekretärs Hintze. Als dieser den Schneidermeister Balz unter den schützenden Fittichen des hochvermögenden Obersyndikus sah und hörte, worum es sich handelte, ereiferte er sich sofort für die durch Johann Michel aufs gröblichste verletzte Handwerksehre.

„Das wollen wir gleich haben!" rief er und schwang den Gänsekiel wie ein Schlachtschwert. „Und noch dazu ein Ungar! Dem wollen wir diese Frechheit geschwind austreiben!"

Befriedigt kehrte der Meister heim, und noch an demselben Abend erfuhren die Schneidergesellen auf der Herberge durch Berthold Peukert, daß der Zunftassessor Hintze gegen den Johann Michel ganz energisch vorgehen wollte.

Johann Michel, der Übeltäter, der sich an diesem Abend auch auf die Herberge gewagt hatte, ließ sich von den Gesellen den Mut stärken, dem Tyrannen zu trotzen.

„Die Sache fechten wir zusammen durch!" rief Berthold Peukert. „Das geht das ganze Schneidermittel an!"

Und sie stimmten ihm alle zu.

Am nächsten Morgen wurde Johann Michel durch einen Polizeidiener aus Meister Kloses Werkstatt geholt und vor den Ratssekretär Hintze geführt.

„Warum bist du weggelaufen?“ fragte er ihn und traf damit sogleich den Nagel auf den Kopf.

„Das kann ich nicht sagen,“ meinte Johann Michel kleinlaut und blieb dabei, obschon er zugab, daß er sich über Meister Balz durchaus nicht beklagen könne.

„Da schlag doch einer lang hin!“ schrie der Sekretär wütend. „Willst du endlich mit der Sprache heraus! Da muß etwas Besonderes dahinterstecken.“

Allein Johann Michel konnte es nicht übers Herz bringen, zu verraten, was ihn von Friederike fortgetrieben hatte, und schwieg sich aus wie ein Murmeltier.

„Also marsch ins Prison!“ entschied der Ratssekretär. „Bei Wasser und Brot kannst du darüber nachdenken. Wirst schon kirre werden, du Kujon! Abmarschiert!“

Auf dieses Kommando nahm der Polizeidiener den ungarischen Gesellen beim Kragen und warf ihn ohne viel Federlesen ins ratshäusliche Arrestlokal.

Am andern Morgen wurde die Sache dem ersten Polizeidirektor und Stadthäuptling Schlutius zur Entscheidung übergeben, und der verfügte in aller Gemächlichkeit, daß der ungehorsame Geselle entweder unverzüglich auszuwandern, oder bei seinem alten Meister noch einmal in Arbeit zu gehen hätte, um ihm ordnungsmäßig aufzusagen.

Johann Michel, der inzwischen mürbe geworden war, versprach, zu Meister Balz zurückzukehren, und wurde am Abend aus der Haft entlassen.

Leider aber lief er auf dem Ringe einigen Gesellen in die Hände, die ihn gründlich ausforschten und trotz seines Sträubens auf die Herberge schleppten.

Hier wurde ihm von allen Seiten dermaßen zugesetzt, nicht zum wenigsten von Berthold Peukert, der ihn sogar heftig bedrohte, daß Johann Michel am nächsten Morgen wieder bei Meister Klose antrat, ohne bei Meister Balz Abschied genommen zu haben.

Stracks lief der wieder aufs Rathaus, um diese neue, geradezu ungeheuerliche Insubordination des Preßburgers zu melden, und Johann Michel wurde zum zweiten Male vor den Ratssekretär Hintze zitiert. Er entschuldigte sich mit der Bedrohung und Einschüchterung durch die Gesellen und empfing schlankweg das Urteil, binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen.

So kam der andere Sonntag. Johann Michel schnürte sein Bündel und ging in die Herberge, einen Abschiedstrunk zu nehmen. Er war entschlossen, in seine Heimat zu wandern. Aber auf der Herberge wurde er mit Gewalt festgehalten. Es entstand ein so großer Tumult, daß sogar der Herbergsvater seine Machtlosigkeit einsah.

„Schande und Unehre bringen sie über das ehrsame Handwerk!“ schrie Berthold Peukert und sprang auf den Tisch. „Sollen wir das dulden! Wie wird es danach uns Breslauer Gesellen in der Fremde gehen, wenn es erst herumkommt, wie hier die fremden Gesellen behandelt werden!“

Also durfte Johann Michel nicht auswandern, bekam eine Sicherheitswache aus drei Schneidergesellen und mußte am Montag morgen wieder zum Meister Klose zurück. Der aber weigerte sich, dem verwiesenen Gesellen Arbeit zu geben und lief, als sich seine andern Gesellen darum aufsässig zeigten, zum Ratssekretär Hintze.

Auf dessen Antrag verfügte der Stadtdirektor Schlutius, den ungehorsamen Gesellen aufs neue zu verhaften.

Michel wurde diesmal gleich nach dem Stadtstock auf der Messergasse gebracht, wo ihn am Dienstag mittag der gute Vater Andritzky mit offnen Armen empfing.

Der nächste Tag war der Bußtag, und die Herberge auf der Hummerei summte wie ein Bienenkorb. Es wurde scharf gezecht und noch schärfer geredet. Auch auf die andern Gesellenherbergen sprang der Funke der Unruhe über. Besonders die Tischler auf der Schmiedebrücke begannen heftig zu lärmen, ohne auf die Heiligkeit des Tages Rücksicht zu nehmen.

Am Abend waren die Schneidergesellen einig, so lange die Nadeln ruhen zu lassen, bis der Handwerksehre volles Genüge geschehen sei.

Donnerstag blieben die Werkstätten leer. Und da es am Freitag nicht besser wurde, ließ der Ratssekretär Hintze kurzerhand die Schneiderherberge mit gewaffneter Hand räumen. Es fielen in die Hände der Stadtgerechtigkeit an die neunzig Schneidergesellen, von denen dreizehn in das Rathaus, die übrigen in den Stadtstock gesetzt wurden. Johann Michel, als der Urheber des Tumults, blieb in einer besonderen Zelle.

Berthold Peukert war nicht unter den Häftlingen, und das ging ihm stark wider die Ehre. Darum erschienen am Sonnabend unter seiner Anführung die übrigen Breslauer Schneidergesellen, zweihundertundneunundvierzig an der Zahl, auf dem Rathause und verlangten nichts anderes, als auch gefangen gesetzt zu werden,

weil sie sich mit ihren Brüdern in gleicher Schuld wüßten.

Da der Stadtdirektor Schlutius nicht auffindbar war, suchte der Ratssekretär Hintze, dem die Sache über den Kopf wuchs, Hilfe bei dem Ratsherrn Raticke. Auch der zeigte deutliche Spuren von Angst und Bestürzung. Aber erst der Obersyndikus Müller, der die Bagatelle höchst lächerlich fand, brachte den Beschluß zustande, die zweihundertundneunundvierzig Schneidergesellen, die schon arg im Fürstensaal herumtobten, mit Hilfe des Militärs von der nahen Hauptwache zu arretieren.

Nun hatte Berthold Peukert seinen Willen durchgesetzt und zog unter dem Geleit des Polizeisekretärs Saremba mit der größeren Hälfte der Aufrührer hinaus zum Friedrichstor, wo man sie, da der Stadtstock bereits überfüllt war, allesamt in zwei feste Kasematten steckte.

Damit glaubte man genugsam für die Ruhe der guten Stadt getan zu haben.

III

Doch schon am Nachmittag zeigte es sich, daß die andern Gewerke mit den Schneidern gemeinsame Sache machten. Aufgeregte Trupps, denen sich allerhand Gesindel anschloß, zogen durch die Straßen und vor das Rathaus und verlangten Gerechtigkeit. Nun überfiel die drei Helden im Rathaus, Raticke, Hintze und Saremba, doch ein gelindes Grauen, und sie machten sich, da der Stadtdirektor Schlutius noch immer abwesend war, auf den Weg zum Herrn Geheimrat Werner, der

von der ganzen Sache nichts wußte, weil der April nicht sein Direktionsmonat war und weil er mit seiner Brennerei in Scheitnig und dem neuen Hausbau mehr als genug zu tun hatte.

„Den Ungar sofort militärisch über die Grenze schieben," rief er ganz unverbindlich, als ihn die drei um Rat fragten, „hätte schon längst getan werden müssen. Die Inhaftierung der andern Schneidergesellen ist ein Unfug."

Der Ratsherr Raticke glaubte diese Maßnahme wegen der Möglichkeit eines Tumults verteidigen zu müssen.

„Darauf muß man es immer ankommen lassen können!" erwiderte der Geheimrat kurz. „Wofür ist der Obrigkeit Gewalt gegeben, wenn sie keinen Gebrauch davon zu machen wagt. Nicht daß sie feig zurückweicht, wenn ein Haufen Unbesonnener turbuliert, sondern daß sie nötigenfalls mit aller Energie und mit der sichern Aussicht auf das Gelingen eingreift."

„Das ist es ja eben," erwiderte der Ratsherr erregt. „Die Armee ist vor dem Feinde in Frankreich. Zwei Bataillons sind in Bolkenhain und Landeshut wegen der aufsässigen Weber. Und die Kürassiere liegen in Frankenstein."

„Demnach ist es die höchste Zeit, sie zurückzurufen!" rief der Geheimrat und beendigte die Audienz mit den Worten: „Im übrigen kann ich, wie Sie wissen, nichts in der Angelegenheit verfügen. Ich übernehme erst am ersten Mai die Geschäfte. Wenden Sie sich an den Geheimrat Schlutius."

Der aber saß bei dem Minister Graf von Hoym im Kammergebäude auf dem Ritterplatz und ließ sich ein

Diner von zehn ausgesuchten Gängen wohl schmecken. Trotzdem gelang es den verängstigten Ratsdeputierten, bis zu ihm vorzudringen.

„Was ist wieder los!“ rief er ärgerlich und putzte sich mit der Serviette das fettglänzende Kinn. „Schon wieder die vermaledeiten Schneider? Was sagte der Herr Geheimrat Werner? Abschieben und niederkartätschen? Das sieht ihm wieder einmal sehr ähnlich. Die Gesellen sind eingesteckt. Sehr brav von Ihnen, meine Herren. Da können sie wenigstens kein Unheil anrichten. Sie werden sich schon von selbst beruhigen. Und was das andere Volk auf den Straßen betrifft, das hat nichts zu sagen. Sonnabend geht es auf dem Ringe immer etwas lebhaft zu. Da kenn ich meine lieben Breslauer denn doch besser als der Herr Geheimrat Werner! Nur abwarten und ruhig Blut.“

Damit eilte er zur Tafel zurück, um den nächsten Gang nicht zu versäumen, machte mit Seiner Exzellenz dem Minister einige Späßchen über die rabiaten Schneider und tat dem süßen Kanariensekt alle Ehre an.

Am nächsten Morgen besann er sich, obschon es Sonntag war, ein wenig auf seine versäumten Amtspflichten und bat den Kommandanten von Rabiel, einen sehr hochbetagten Herrn, der sich auf seinen friedrizianischen Lorbeeren ausruhte, drei Grenadiere nach dem Stadtstock zu senden, die den ungarischen Schneidergesellen unverzüglich über die Grenze bringen sollten.

Noch bevor die Kirchglocken den Sonntag einläuteten, nahmen die drei tapferen Krieger den schmächtigen Johann Michel in ihre Mitte und marschierten mit gleichem Schritt und Tritt zum Ohlauertore hinaus in

die schöne, frische Frühlingsluft hinein auf Grottkau und Neiße zu.

In Breslau aber fanden gar wenige den Weg zur Kirche. Die Gesellen aller Gewerke versammelten sich in den Herbergen und beschlossen, alle wie ein Mann für die bedrängte Handwerksehre einzustehen. Die Schneidergesellen lärmten noch immer unverdrossen im Stadtstock und brachen in ein Triumphgeheul aus, als die Tischlergesellen aus der nahen Herberge im geschlossenen Zuge anrückten, um ihnen den einmütigen Beschluß mitzuteilen. Auch über die Oder zum Friedrichstor zog eine Abteilung und ermutigte die Kasemattengefangenen, die eine wenig angenehme Nacht zugebracht hatten, denn der Raum war für die stattliche Anzahl mehr als zu enge.

Am Montag blieben alle Werkstätten leer, aber alle Herbergen und Gasthäuser waren überfüllt. Nur die Kretschmer beteiligten sich nicht an der allgemeinen Arbeitseinstellung, da sie fortwährend mit leeren und vollen Krügen hin- und herlaufen mußten.

Der Rat der Stadt war in großer Not. Die Schneidergesellen, denen der Mut über Nacht gewaltig gestiegen war, weigerten sich entschieden, aus ihren Gefängnissen zu gehen, bevor man ihnen das gleiche Kündigungsrecht wie den Meistern und die Zurückholung des ungarischen Schneidergesellen schriftlich zugesichert hatte.

„Ich werde die Sache schon in Ordnung bringen!“ versprach der Obersyndikus Müller, indem er wie gewöhnlich den Mund überaus voll nahm. „An der ganzen ärgerlichen Sache ist nur der Geheimrat Werner schuld!“

Damit fiel dem Stadtdirektor Schlutius ein schwerer Stein vom Herzen. Endlich war der Sündenbock genannt worden, dem man die Fehler, die man ohne ihn gemacht hatte, aufhalsen konnte.

„Er hat sich beim Schneidermeister Balz einen Staatsrock bestellt," fuhr Müller, der große Volkstribun, fort und warf sich in die Brust. „Er hat die Gesellen angeschnauzt wie die Rekruten, hat befohlen, den Ungarn per Schub über die Grenze zu bringen und hat sogar zu Gewaltmitteln und Kartätschen geraten. Das alles wagt er uns Breslauern zu bieten!"

Auf Grund dieser schwungvollen Rede wurde dem Obersyndikus Müller und dem Ratsherren Raticke vom gesamten Rate die Vollmacht erteilt, die skandalöse Schneiderrevolte um jeden Preis aus der Welt zu schaffen.

Diese beiden Wackern brachten das schwierige Werk im Handumdrehen zustande.

Hofrat Müller veranlaßte die Schneidermeister, die herzlich gern ihre Gesellen wieder gehabt hätten, wegen der Kündigungsfrist zum Nachgeben, und der Ratsherr Raticke begab sich zum Kommandanten von Rabiel und vermochte ihn mit leichter Mühe zu bewegen, die drei Soldaten mit dem verwiesenen Ungarn zurückrufen zu lassen.

Während der Hofrat Müller den Schneidergesellen schriftlich die schmachvolle Niederlage des Rates bestätigte, sprengte der Polizeioffizier Tschiersky im vollen Galopp auf Grottkau und Neiße zu, um Johann Michel nebst seiner militärischen Begleitung einzuholen.

Kaum öffneten sich die Türen des Stadtstockes und

der Kasematten am Friedrichstor, stieg der allgemeine Tumult zusehends.

Aus den dunklen Quartieren hinter dem Dom und den Klöstern drängte sich der Pöbel hervor, der nichts zu verlieren hatte als sein lumpiges Leben. Der Klamottenkasimir, ein berüchtigter Raufbold, setzte sich an die Spitze seiner verworfenen Genossen und hetzte sie durch schrille Pfiffe.

Auf der Wiese vor den Kasematten, wohin die Schlossergesellen einen Wagen mit Bier, Branntwein und Lebensmitteln gefahren hatten, begingen die Befreiten mit ihren Befreiern ein lärmendes Verbrüderungsfest.

Gegen Abend schob sich alles Volk, das nicht zum geringsten Teile aus Neugierigen bestand, auf den Ring, wo man den Obersyndikus Müller hochleben ließ und den Geheimrat Werner zu allen Teufeln wünschte. Denn der brave Volkstribun hatte die Schneidergesellen gründlich aufgeklärt, wem sie im letzten Grunde die Beschädigung ihrer Handwerksehre zu verdanken hatten.

Jetzt war es Berthold Peukert, der im Jubel über den errungenen Sieg den Vogel abschoß. Er drang mit mehreren Genossen bei Meister Baldrian Balz ein und heischte von ihm den rotsamtnen Staatsrock des Geheimrats Werner.

„Du bist wohl verrückt!“ schrie der Meister und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die kostbare Gewandung.

„Ich bring ihn ja wieder, Meister!“ rief Berthold Peukert, holte sich den Staatsrock halb mit Gewalt vom Nagel, stopfte ihn mit Lumpen aus, daß er schwoll,

und trug ihn an einer langen Stange durch die johlende Menge.

„Platz da, der Herr Geheimrat kommt!" brüllte er über den Ring, und wer nicht gutwillig wich, bekam die Fäuste zu spüren.

Die Schneider, noch ermattet von der Gefangenschaft, hielten sich zurück und gaben ihren handfesteren Genossen, den Tischlern, Schlossern, Schmieden, Zimmerleuten und Fleischern den Raum frei.

Also hielt der goldbetreßte Staatsrock des Geheimrats Werner einen feierlichen Umzug um den ganzen Ring, die Albrechtsstraße hinunter, bis an die Ecke der Bischofstraße, wo die Wohnung des Geheimrats war, denn sein neues Haus war noch nicht fertig.

Stetig wuchs das Gebrüll. Der Klamottenkasimir und sein Anhang sorgten dafür mehr als ausreichend. In diesem Augenblicke kam der Generalmajor von Dolffs die Albrechtsstraße heraufgeritten und mußte notgedrungen haltmachen, da die Menge nicht zur Seite wich. Dicht vor seiner Nase schwankte der geheimrätliche Staatsrock. Er konnte sich eines Lächelns über den seltsamen Aufzug nicht erwehren.

„Macht mir Platz, Kinder!" sprach er gemütlich.

„Brauchst dich nicht zu fürchten, alte Knopfgabel!" schrie ihm der Klamottenkasimir ins Gesicht.

Der Generalmajor überhörte es geflissentlich und ritt durch die schmale Gasse, die sich ihm widerwillig öffnete, auf den Ring.

Dem Kommandanten von Rabiel erging es kurz darauf in der Schmiedebrücke nicht viel besser, als er versuchte, das Volk zu beruhigen.

Auf seine Veranlassung wurden einige Patrouillen von der Hauptwache aus durch die Straßen geschickt, doch sie wußten den Tumultanten geschickt auszuweichen.

„Drauf und dran!“ schrie der Klamottenkasimir und stieß einen gellenden Pfiff durch die gekrümmten Finger.

Seine Getreuen, denen sich auch ein paar bezechte Handwerksgesellen angeschlossen hatten, drangen durch das Hoftor des Wernerschen Hauses, zogen den Galawagen des Geheimrats auf die Straße und schlugen ihn in wenigen Augenblicken kurz und klein. Aber damit war die Rache an dem verhaßten Mann noch lange nicht gekühlt.

„Raus! Der Geheimrat raus!“ brüllte die tolle Menge.

Da tat sich im ersten Stockwerk ein Fenster auf und die Geheimrätin schaute furchtlos herunter.

„Der Herr Geheimrat ist nicht zu Hause!“ rief sie und schloß das Fenster, ohne eine Antwort abzuwarten.

Steine flogen, und Scheiben klirrten.

Nun entspann sich auf der Straße ein lauter Streit. Der Pöbel wollte das Haus stürmen, die Gesellen, die noch ihrer Sinne mächtig waren, setzten sich dagegen zur Wehr. Da schlug der Klamottenkasimir kurzerhand die Haustür ein.

„Halt mal den Rock!“ bat Berthold Peukert seinen Nebenmann und sprang dem Klamottenkasimir, der schon auf der Treppe war, mit zwei langen Sätzen nach. „Dir Kujon will ich das Handwerk versalzen!“

Der Klamottenkasimir sah sich plötzlich von einer gewaltigen Schneiderfaust im Nacken gepackt und landete rücklings auf der Straße.

„Hier kommt keiner rauf!“ schrie Berthold Peukert und faßte auf der zweiten Treppenstufe Posto.

Die Frau Geheimrat Werner stand mit ihren beiden Kindern auf der oberen Treppenstufe und hielt eine geladene Pistole in der Hand.

Aber der Klamottenkasimir gab seinen Plan nicht so leichten Kaufes auf. Erst veranlaßte er die Gesellen, mit dem Staatsrock zum Ringe abzuziehen, dann drang er mit dreien seines Gesindels noch einmal in das Haus. Doch Berthold Peukert, der sich inzwischen mit der zerbrochenen Deichsel des Galawagens bewaffnet hatte, bereitete ihnen einen heißen Empfang und wich nicht vom Platze.

Da rasselte draußen auf dem Pflaster ein Wagen, Stimmen wurden laut, und die vier Banditen suchten ihr Heil in der Flucht.

Der Geheimrat Werner, der eben von Scheitnig zurückgekommen war, wurde von ihnen beinahe über den Haufen gerannt.

Berthold Peukert trat schweigend zur Seite.

„Ha, da ist ja der Aufrührer!“ schrie der Geheimrat und wollte ihn bei der Brust packen. „Halt! Er ist verhaftet!“

„Laß ihn!“ rief die Frau Geheimrat von oben. „Er hat die andern zurückgetrieben. Er verdient deinen Dank!“

Aber Berthold Peukert war verschwunden. Lautlos hatte er sich hinausgedrückt und suchte seine Genossen.

Auf der Herberge traf er sie endlich, wie sie im Triumph um den Staatsrock tanzten, der schon recht viel von dem Glanze seiner Neuheit eingebüßt hatte.

Währenddessen saß der Breslauer Rat um den Stadtdirektor Schlutius herum wie die Kücken um die Henne, nur daß die Henne ebenso furchtsam war wie die Kücken. Sie wagten erst aufzuatmen und zu ratschlagen, als sich um Mitternacht die Stadt zusehends beruhigte.

„Morgen ist die ganze Kinderei vorbei!" meinte der Volkstribun und Obersyndikus Müller. „Da sollte ich doch meine Breslauer kennen! Alles nur Strohfeuer. Sie haben doch alles gekriegt, was sie wollten. Ein wahres Glück ist es, daß der Geheimrat Werner nicht das Amt hat. Der hätte längst Kanoneu auffahren lassen."

Das war eine dicke Schmeichelei für den milden Stadtdirektor Schlutius, der ihm dafür eifrig zunickte.

„Wenn es morgen noch nicht ruhig ist," fuhr der Hofrat Müller fort, „dann muß der Geheimrat Werner eben fortgebracht werden. Denn gegen den richtet sich die Wut des Volkes, und, wie wir alle wissen, mit vollem Recht! Ob sich Seine Exzellenz der Herr Minister zu dieser höchst nötigen Maßregel verstehen wird, entzieht sich allerdings meiner Kenntnis!"

„Das soll meine Sorge sein!" beruhigte ihn das Stadtoberhaupt, das inzwischen seine gesamte Würde wiedergefunden hatte. „Der zertrümmerte Wagen und der Angriff auf das Haus beweisen genug."

Nun erst verließen die braven Stadtväter das Rathaus, aber sie schliefen diese Nacht alle schlecht bis auf den Volkstribun Müller, der überhaupt nicht wußte, was ein schlechtes Gewissen war.

IV

Nun brach der Dienstag an, der letzte Tag des Aprils. Minister Hoym kam, durch Eilboten benachrichtigt, an diesem Morgen von Lissa zurück, wo er bei dem Grafen Maltzan einen Enkel aus der Taufe gehoben hatte. Aber so leicht war er nicht von der Notwendigkeit zu überzeugen, den Geheimrat Werner als den Urheber der Unruhen und zum Schutze seiner persönlichen Sicherheit unter militärischer Bedeckung wegbringen zu lassen. Erst als der überaus wackere Volkstribun das Gerücht in Umlauf setzte, daß der Geheimrat Werner darauf ausgehe, wegen seines Hausbaues die Arbeitslöhne der Maurer und Zimmerleute herabzudrücken, worauf der Pöbel die Scheitniger Brennerei und den Neubau an der Ecke der Schweidnitzer Straße demolierte, gab der Minister Befehl, den verhaßten Polizeidirektor mit einer Eskorte von sechs Kürassieren nach der Festung Neiße zu bringen.

Als guter Preuße gehorchte Geheimrat Werner, ohne mit der Wimper zu zucken. Um ein Haar wäre sein Wagen am Ohlauertore von einer wütenden Volksmenge überfallen worden. Die Kürassiere mußten blank ziehen. Nur durch das schnelle Schließen des Tores verhinderte man die weitere Verfolgung.

Im sausenden Galopp gings auf Ohlau zu. Als die Eskorte durch das Dorf Rosenhain fegte, begegnete sie einer kleinen, klapprigen Kalesche, in der Johann Michel, der Preßburger Schneidergeselle, und die drei tapferen Grenadiere saßen. Der Polizei-Lieutenant Tschiersky, der stolz wie ein Herold voranritt, hatte sie glücklich hinter Grottkau abgefangen.

Johann Michel erkannte den Geheimrat und zog höflich die Mütze, aber es wurde ihm kein Dank, dazu war die Begegnung viel zu kurz.

Inzwischen hatte der Minister durch Anschläge und öffentlichen Ausruf an allen Straßenecken bekannt gegeben, daß er die Handlungen des Geheimrats Werner mißbillige und ihn zum Zeichen dessen unverzüglich auf die Festung Neiße habe bringen lassen, wo er die Entscheidung des Königs über sein Schicksal abzuwarten haben werde.

Aber auch mit drohenderen Vorstellungen suchte man nun von oben auf das erregte Volk einzuwirken. Auf Befehl des Kommandanten wurden vor der Hauptwache vier Geschütze aufgefahren. Aber der Pöbel spottete nur darüber und machte seine Glossen.

„Sie sind mit Buttermilch geladen!" schrie der Klamottenkasimir.

Obschon die Gesellen einen unumstrittenen Sieg errungen hatten, war ihnen dies durchaus kein Anlaß, wieder an ihre Arbeit zurückzukehren. Sie zogen vielmehr jubelnd durch die Straßen und wollten zu dem blauen Montag noch einen blauen Dienstag haben.

Der Rock des Geheimrats, der die Nacht auf der Schneiderherberge zugebracht hatte, wurde wieder herumgetragen und allerhand Schindluder damit getrieben. Die Trümmer des geheimrätlichen Wagens wurden um die Staupsäule gehäuft, und auch der Rock baumelte einige Minuten an diesem durch sein Alter ehrwürdigen Schandpfahl.

Dann aber schwang ihn Berthold Peukert wieder hoch, um ihn zu Meister Balz zurückzutragen. Allein

die Tischlergesellen wollten ihn auch einmal auf ihrer Herberge begrüßen, und so trug ihn Berthold Peukert, gutmütig wie er war, auf die Schmiedebrücke und bog dann beim Rotkegel in die Messergasse ein auf den Stadtstock zu.

Überall schauten die braven Breslauer Bürger aus den Fenstern, freuten sich über das unschuldige Allotria und waren mit dem Minister und dem Stadtdirektor Schlutius und über den fortgebrachten Geheimrat Werner bis in den Grund ihrer Seelen zufrieden.

Auch aus den Fenstern des schmalen Häuschens, das unter den Junggesellen: Die süße Pretzel hieß, schauten die hübschen Bewohnerinnen und ihr dicker Hausvater Hoffmann.

„Sollen wir euch mal den Geheimrat bringen?" rief Berthold Peukert vergnügt und schwang den roten Staatsrock im Kreise.

Da fiel aus einem der Fenster das harte Schimpfwort: „Handwerksknoten!"

Berthold Peukert setzte die Stange hin. Der Zug stockte. Das schlimme Wort flog mit Blitzschnelle von Mund zu Mund. Die Schmach mußte gerächt werden. Wo Minister und Stadtrat dem ehrsamen Handwerk ihre Reverenzen erwiesen hatten, wagte man es aus einem verrufenen Hause zu beschimpfen!

Und schon brach die schwache Tür unter den Fußtritten und Fäusten der Stürmenden. Mit Gekreisch flohen die Mädchen auf den Boden und konnten sich nur mit knapper Not über die Dächer der Nachbarhäuser in Sicherheit bringen. Aber dem Wirt erging es sehr übel. Daß er mit dem Leben davonkam, war ein wah-

res Wunder. In seinem Hause blieb kein Möbelstück ganz. Ein Faß Wein wurde im Triumph zur Tischlerherberge geschleppt. Von der Schmiedebrücke und Stockgasse drängten immer neue Haufen heran. Eine Infanteriepatrouille benachrichtigte die Hauptwache von dem Auflauf, und der Generalmajor von Dolffs sprengte sofort an der Spitze von zwölf Kürassieren die Stockgasse hinunter.

„Auseinandergehen, oder ich lasse einhauen!" rief er.

Ein tausendstimmiges Hohngelächter anwortete ihm, und eine große Tonschüssel, die von oben kam, zersprang vor den Hufen seines Pferdes. Jetzt erreichte das Gelächter und Geschrei seinen Höhepunkt.

Der Generalmajor zog sich zum Rotkegel zurück und ließ die schmale Messergasse durch einen Infanteriekordon sperren. Inzwischen hatte sich der Klamottenkasimir an das Pferd eines Kürassiers herangemacht und stach es in die Hinterhand. Der Reiter zog blank und wollte einhauen.

„Bist du von Sinnen, Kamerad!" brüllte Berthold Peukert und schwang den Staatsrock.

Der erste Säbelhieb fuhr durch den roten Samt in die Lumpen. Ein greller Pfiff sprang an den Häusern in die Höhe. Einige aus dem Gesindel griffen nach den Pistolentaschen der Kürassiere, die in dem Gewühl nicht von der Stelle konnten. Das Handgemenge begann. Die Pferde schlugen hinten und vorn aus. Säbelhiebe sausten auf Schuldige und Unschuldige. Mit Pflastersteinen, Dachziegeln und Möbeltrümmern wurde auf die Soldaten geworfen.

Und schon fielen die ersten scharfen Schüsse.

Generalmajor von Dolffs gelang es noch einmal, an den Kampfplatz zu kommen. Allein ein schwerer Spiegel traf sein Pferd vor den Kopf, daß es stieg und ihn abwarf. Nun wurde auch der Infanteriekordon beim Rotkegel über den Haufen gerannt. Unablässig hagelten die verschiedenartigsten Handgeschosse auf die Soldaten, so daß sie endlich den Rückzug zum Ringe antreten mußten.

Auf Drängen des verwundeten Generalmajors sah sich der alte Kommandant von Rabiel gezwungen, zum letzten Mittel zu greifen. Eines der geladenen Geschütze wurde an die Ringecke gefahren und auf die Schmiedebrücke gerichtet.

Scheu wich die Menge zurück. Das Geschütz wurde bis an die Ecke der Kupferschmiedestraße vorgerückt.

„Ihr habt ja Mist geladen!" brüllte der Klamottenkasimir und forderte seine Getreuen auf, einen Schutzwall zu errichten. Schnell wurde die Schmiedebrücke beim Rotkegel durch umgeworfene Wagen gesperrt.

Hinter dieser Barrikade tauchte plötzlich der Staatsrock des Geheimrats Werner auf. Berthold Peukert hielt ihn an einem Ärmel gefaßt und ließ ihn wie eine Fahne durch die Luft wehen. Die Stange war ihm im Handgemenge auf der Messergasse zerbrochen.

„Sie werden schon nicht schießen!" rief er zuversichtlich und sprang über die umgestürzten Wagen.

Wohl ein Dutzend Tischlergesellen aus der nahen Herberge folgte ihm auf dem Fuße.

Nun richtete man die Mündung des Geschützes gegen das Straßenpflaster, um die Wirkung des Schusses ab-

zuschwächen. Berthold Peukert ließ sich dadurch nicht aufhalten.

„Nicht schießen, Kameraden!“ schrie er und stürmte auf das Geschütz los.

„Feuer!“ kommandierte der Generalmajor.

Ein Krachen zerriß die Luft, die Kartätschenkugeln prallten gegen das Pflaster und flogen zum größten Teil unschädlich nach oben.

„Nanu?“ machte Berthold Peukert verblüfft und blieb stehen.

Sein rechter Arm, mit dem er den Staatsrock emporhielt, sank wie gelähmt herunter. Vor seinen Augen schwamm es purpurrot.

„Sie schießen doch, die Hunde!“ brüllte er plötzlich, schwang den Rock und stürmte vor, um die Kanoniere von dem Geschütz wegzutreiben. Ein Haufen Gesellen, mit Knütteln und den Trümmern eines Leiterwagens bewaffnet, hielt mit ihm gleichen Schritt.

Da fuhr der zweite Schuß daher, der, besser gezielt, mitten in die Stürmenden hineinschlug und sie wie mit einem Besen über den Haufen fegte. Nur Berthold Peukert stürmte weiter und ließ das rote Panier flattern. Wieder fanden sich welche, die seinem Beispiel folgten.

Nun aber krachte der dritte Schuß, und Berthold Peukert fiel mitten im Laufen auf sein Gesicht und rührte sich nicht mehr. Der rote Staatsrock flog noch ein paar Schritte weiter und blieb dicht vor dem Geschütz liegen.

Dann war es einige Minuten totenstill.

Die Kanoniere luden von neuem, denn die Menge hinter der Barrikade wollte noch immer nicht weichen.

Da stürzte aus einem Nebenhause der Tischlerälteste Meister Kahn hervor, stellte sich vor die Mündung der Kanone und rief mit lauter Stimme: „Um Gottes willen hört auf, oder erschießt mich zuerst!"

So blieb der vierte Schuß im Rohre. Schnell und lautlos zerstreute sich die Menge.

Siebenundzwanzig waren gefallen, darunter auch der Klamottenkasimir, der hinter dem umgestürzten Leiterwagen von einer verirrten Kugel niedergestreckt worden war.

Das war Breslaus roter Dienstag anno 1793.

V

Minister von Hoym stiegen die Tränen in die Augen, als man ihm die Schreckenskunde brachte. In seiner Herzensnot versprach er alles, was man von ihm verlangte: für die Toten freies Begräbnis und Unterstützung für die Hinterbliebenen, für die Verwundeten Erstattung der Kurkosten und für alle Handwerksgesellen den eingebüßten Arbeitslohn. Er bewirkte auch beim König eine allgemeine Amnestie.

Am Nachmittag zog Johann Michel wieder durch das Ohlauertor ein, wurde sofort in das Kammerhaus gebracht, wo der Minister, umgeben von den Altgesellen des Schneidermittels, auf ihn wartete.

Seine Exzellenz Graf von Hoym, der Etats-Minister von Schlesien, trat auf den Preßburger Schneidergesellen Johann Michel zu, reichte ihm die Hand und erklärte ihn für einen rechtschaffenen Menschen. Dann wurde er im feierlichen Zuge, wobei der Vertreter des Ministers,

der Referendar Ramecke, neben ihm ging, zur Schneiderherberge nach der Hummerei gebracht. Hier waren alle Schneidergesellen versammelt, auch Berthold Peukert. Aber der lag still und bleich auf der Bahre. Kein anderer der Schneidergesellen hatte eine Verletzung erlitten, er war der einzige, der vom Schneidermittel gefallen war.

„Auf das Wohl des ehrsamen Handwerks!" sprach der Referendar Ramecke vor der Haustür und leerte den dargereichten Willkomm.

Darauf trat er ein und redete so freundlich auf die Gesellen ein, daß sie wie ein Mann die Finger hoben und schwuren, sich von nun an ruhig zu verhalten.

Dann ging der feierliche Zug mit Johann Michel zur Tischlerherberge. Auch hier spendete der Referendar freundliche, tröstende Worte, denn hier lagen vier tote Gesellen auf der Bahre, stellte Johann Michel vor als einen, der wieder ehrlich geworden war, und leerte wiederum einen großen Humpen auf das Wohl des ehrsamen Handwerks. Er mußte an diesem Tage gar manchen Willkommstrunk tun, denn es wurde ihm keine einzige Herberge geschenkt.

Also verlangte es die verletzte Handwerksehre!

Als Johann Michel mit den Altgesellen wieder in der Schneiderherberge eintraf, war es schon Abend, und keiner schlug es ihm ab, als er begehrte, bei Berthold Peukert die Totenwache zu halten.

Am Nagel neben der Bahre hing der Staatsrock des Geheimrats Werner, den man mit der Leiche aufgehoben hatte.

Am 2. Mai wurden die Toten feierlich zur Erde

bestattet, nachdem man am Tage vorher fünf Leichen unbekannter Herkunft, darunter den Klamottenkasimir, in der Stille weggebracht hatte. Dreiundfünfzig blumengeschmückte Särge kamen allmählich auf dem Ringe zusammen, und unter Vorantritt einer Division Infanterie, die eine Kanone mit sich führte, setzte sich der lange Trauerzug in Bewegung. Kürassiere ritten mit entblößten Säbeln auf beiden Seiten. Dreitausend Gesellen, voran die Schneider hinter Berthold Peukerts Sarg, und viele Meister und Bürger bildeten das Trauergefolge, Johann Michel ging inmitten des Schneidermittels und hatte es längst aufgegeben, sich gegen sein gänzlich unverdientes Heldentum zu wehren.

Am Abend fragten die Altgesellen Johann Michel, ob er wieder bei Meister Klose in Arbeit gehen wolle.

„Ich geh wieder zu Meister Balz zurück!" sagte er kleinlaut, und ließ sich nicht davon abbringen. „Ich habe gegen Meister Balz nichts zu klagen. Berthold Peukert ist tot, und der Meister braucht einen Gesellen. Darum will ich wieder zu ihm."

„Warum bist du erst weggelaufen?" sprachen die Altgesellen ärgerlich. „Aus dir wird keiner klug."

„Verlangt es die Handwerksehre, daß ich bei Meister Klose antrete," erwiderte Johann Michel bedrückt, „so will ich zu ihm gehen, um ihm aufzusagen."

„Der Handwerksehre ist Genüge geschehen!" antworteten die Altgesellen einstimmig. „Was du nun tust, das tust du auf deine eigene Ehre."

Also ging Johann Michel am nächsten Morgen auf

die Karlstraße und pochte nach Zunftgebrauch bei Meister Baldrian Balz dreimal an die Tür.

„Herrjeh, der Michel ist da!“ rief er erstaunt, als er geöffnet hatte.

Der aber sagte seinen Handwerksspruch daher: „Sind Sie der ehrbare Meister?“

„Ist löblich!“ erwiderte Meister Baldrian.

„Ich möchte den ehrbaren Meister ansprechen um Arbeit, solange es mir oder Ihnen gefällt.“

„Nur herein!“ winkte der Meister und bot ihm die Hand. „Ist Arbeit genug da.“

Beim Mittagessen kam Johann Michel Friederike gegenüber zu sitzen. Sie hatte verweinte Augen und sah ihn nicht an, weil sie an Berthold Peukert dachte.

„Ach ja!“ seufzte die Meisterin. „Der arme Berthold, nun liegt er in der kühlen Erde.“

„Ich hab ihn genug gewarnt!“ sprach Meister Baldrian weise. „Er war immer gleich obenaus. Nun hat er seinen Lohn dahin. Ein rechter Schneider war er nicht, denn er hatte zuviel Kräfte. Hätte er sich damit toleriert, könnte er heute noch leben und auf einen besseren Tod warten.“

Da tat Johann Michel seinen Mund auf und sagte schlicht und ruhig: „Er hat einen schönen Tod gehabt. Denn er ist für die Ehre des Handwerks gestorben.“

Nun sah ihn Friederike zum ersten Male wieder an mit einem sanften und dankbaren Blick, daß ihm das Herz plötzlich schneller schlug, und trocknete ihre Tränen.

„Und der Staatsrock des Herrn Geheimrat ist auch draufgegangen!“ klagte der Meister betrübt. „Ich wollte ihn erst nicht herausgeben. Aber was konnte

ich gegen den Bärenkerl machen. Er war ja rein wie von Sinnen."

„Der Staatsrock des Geheimrats Werner?" fragte Johann Michel aufmerksam. „Ich glaube, der hängt in der Herberge."

„Lauf schnell und hol ihn!" rief der Meister eifrig. „Vielleicht läßt er sich noch zurechtkriegen."

Aber er ließ sich nicht mehr zurechtkriegen. Neun Kugellöcher waren darin, ein Säbelhieb, und der schöne rote Samt war steif von Blut und Schmutz.

Also kam er in den Flickenkasten.

Dem Herrn Geheimrat Werner erging es nicht viel besser. Die Untersuchung, die gegen ihn angestrengt wurde, ergab zwar seine völlige Unschuld. Aber seine Feinde ruhten nicht eher, bis sie ihn ganz aus seinem Amte gedrängt hatten.

Er wurde aus Gram darüber krank und starb bald darauf, weil er seinen Zeitgenossen allzuweit vorausgelebt hatte. Erst mußten die Regimenter des Korsen die alte preußische Ernte zerstampfen, ehe die neue Saat aufsprießen konnte.

Johann Michel aber diente drei Jahre um Friederike und wurde Meister Balzens Schwiegersohn und zünftiger Nachfolger im ehrsamen Handwerk.

Graf Pücklers Ende

Am Abend des 19. Oktobers 1806 schritt Friedrich Graf Pückler auf Gimmel in seinem Gemach ruhelos auf und ab. Trotzdem er seinen militärischen Abschied schon vor sechzehn Jahren genommen hatte, war er doch mit Leib und Seele Soldat.

Er hatte seinen Förster Traugott Seidel, der mit ihm grau geworden war, nach Breslau geschickt, um Nachrichten vom Kriegsschauplatz zu bringen. Aber der treue Diener zögerte zurückzukommen.

Der Graf riß das Fenster auf und horchte in die stürmische Herbstnacht hinaus. Im Fieber des Erwartens röteten sich seine Wangen. Mit jeder Minute vergeblichen Harrens steigerte sich seine Aufregung. An dem Erfolg der glorreichen, preußischen Waffen zweifelte er nicht einen Augenblick. Die Armee Friedrichs des Großen war unbesiegbar.

Da riß ihn der Schall scharfer Hufschläge, die von der Ölser Straße herauftönten, wieder ans offene Fenster. Scharf bog der Reiter um die Stallecke und querte im schlanken Trabe über den breiten Hof. Schwerfällig ließ er sich aus dem Sattel gleiten.

„Seidel!“ rief der Graf hinunter.

„Jawohl, gnädiger Herr!“ kam es zurück, und bald darauf trat der Förster herein.

„Was ists?“ stöhnte der Graf auf, als er dem Boten ins Gesicht geschaut hatte.

„Die Schlacht ist verloren!"

„Du lügst!" schrie der Graf und faßte ihn vor der Brust. „Sag, daß du lügst."

„Die preußische Armee ist vernichtet," fuhr Seidel fort, und das Sprechen wurde ihm schwer, „der König ist mit seiner Familie in Stettin. Sie wolltens in Breslau erst vertuschen. Der Minister Hoym hat den Kopf verloren. Aber heut morgen sind die ersten flüchtenden Offiziere angekommen, die haben das Gerücht bestätigt.

„Flüchtende preußische Offiziere?" lachte der Graf schallend auf und ließ Seidel los. „Du Narr, es gibt keine preußischen Offiziere, die vor dem Feinde flüchten."

„Ich habe sie mit meinen eigenen Augen gesehen," fuhr der Förster fort und wischte sich über die Augen, „sie hatten Wunden."

„Im Rücken wohl?" höhnte der Graf. „Sie haben sich diese Wunden auf der Flucht geholt? He, willst du noch weiter lügen?"

„Ich wünschte, es wären alles Lügen!" sprach Traugott Seidel traurig. „Aber es ist die blanke Wahrheit. Wenn mir der gnädige Herr Graf nicht glauben, so wäre es das erstemal in den dreißig Jahren!"

Der Graf trat einen Schritt zurück, er sah Traugott Seidel in das ehrliche Gesicht und zweifelte nicht mehr. Es wurde totenstill.

Dann hob sich die breite Brust des Grafen unter einem gewaltigen Atemzug, seine Fäuste ballten sich, und seine Augen sprühten Flammen.

„Was sagtest du von der Armee?" keuchte er.

„Es gibt keine preußische Armee mehr!" wiederholte

der treue Förster mühsam. „Dem Feinde steht die Hauptstadt offen. Er ist vielleicht schon dort. Das Hauptquartier ist nach Preußen unterwegs. Man gibt alles verloren!"

Nun brach der Graf los, er stieß seine Fäuste durch die Luft und schrie: „Zum Teufel mit diesen Feiglingen. Sie gehören vor das Kriegsgericht. Solange noch ein einziger Preuße lebt, ist Preußen nicht verloren. Und gibt es keine Armee mehr, so muß das Volk aufstehen, das ganze Volk wie ein Mann, muß über den Feind herfallen, ihn zu Paaren treiben und ihn wieder über die Grenze werfen, daß er das Wiederkommen vergißt."

„Ach!" seufzte Traugott Seidel und drehte seine Mütze. „Gnädiger Herr, die in Breslau denken ganz anders darüber. Sie möchten am liebsten dem Feinde einen Triumphbogen bauen, nur damit er recht gnädiglich mit ihnen verfährt."

„Das Vaterland ist in Gefahr!" rief der Graf mit lauter Stimme. „Bist du auch einer von den Hundsföttern, die es im Stiche lassen?"

„Bei Gott und meiner Seligkeit," schwur Traugott Seidel und schlug an seinen Hirschfänger, „ich gehöre nicht zu ihnen. Wenn der gnädige Herr befehlen, marschiere ich gegen den Teufel selber. Und meine Kugel soll allemal ins Schwarze treffen."

„Du bist ein braver Kerl!" sprach der Graf erleichtert und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Geh schlafen, morgen vor Sonnenaufgang reiten wir nach Breslau."

Graf Pückler aber fand keine Ruhe. Unablässig wälzte

er Pläne über Pläne und zermarterte sein Hirn, wie er dem Vaterlande helfen könnte.

Kurz war der Abschied von seiner Familie. Noch ehe die Sonne aufging, saß er mit seinem getreuen Förster im Sattel und sprengte auf Breslau zu.

Hier ging alles drunter und drüber.

Nur wenige Patrioten hatten den Kopf oben behalten, so die beiden Brüder von Lüttwitz, Heinrich auf Rux und Hartlieb und Hans Ernst auf Gorkau, und der Major von Humboldt, der aber bald nach Schweidnitz abrückte. Bald gesellte sich zu ihnen der Fürst Ferdinand von Pleß und der Graf von Götzen. Auch der Polizeidirektor von Breslau Senft von Pilsach tat sich als eifriger und mutiger Patriot hervor.

Was aber konnte dieses kleine Häuflein gegen die Übermacht der Furcht und Verzagtheit ausrichten?

Der alte Minister Hoym, der Schlesien wie ein fast unabhängiger Fürst beherrschte, wußte weder ein noch aus. Der nicht minder ältere Generallieutenant von Thile, den der König erst vor kurzem aus Warschau als Gouverneur nach Breslau versetzt hatte, war felsenfest davon überzeugt, daß jeder Widerstand gegen die siegreichen Franzosen nutzlos sei. Und auch der General von Lindner, der Inspektor der schlesischen Festungen, glaubte an alles andere, nur nicht an den Erfolg seiner Maßnahmen.

Während die beiden Brüder von Lüttwitz in Breslau wirkten, reiste Graf Pückler nach Brieg zum Minister, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Mit eiserner Hartnäckigkeit drang er darauf, vorgelassen zu werden, und

der alte Hoym konnte ihm, nachdem alle Ausflüchte erschöpft waren, die Audienz nicht länger versagen.

„Was bringen Sie mir, lieber Graf!“ fragte der Minister leutselig, wie das immer seine Art war.

„Exzellenz, ich bringe Ihnen Mut und Entschlossenheit!“ sprach der Graf feurig. „Rufen Sie das schlesische Volk unter die Waffen, und kein einziger, der die Hand rühren kann, wird zögern, Ihrem Rufe zu folgen!“

„Sind Sie des Teufels?“ fuhr der Minister auf. „Das grenzt ja an Hochverrat!“

„Wenn dem Vaterland durch einen Hochverrat gedient werden kann, dann ist es Zeit, einen solchen zu begehen!“ rief der Graf entschlossen. „Geben Sie mir Vollmacht, und ich werde keinen Augenblick zögern, ihn auszuführen.“

„Nur der König kann Ihnen diese Vollmacht geben!“ wich der Minister aus. „Ich verstehe überhaupt nichts von den militärischen Angelegenheiten. Wenden Sie sich an den Gouverneur von Thile und an den General von Lindner. Verschonen Sie mich mit Dingen, die nicht in mein Ressort fallen!“

„Ressort hin, Ressort her!“ brauste der leicht erregbare Graf auf. „Das Vaterland ist in Gefahr! Wollen Sie die Hände in den Schoß legen und es untergehen lassen?“

„Meine Treue, mit der ich drei Königen gedient habe, gibt Ihnen die Antwort darauf!“ lenkte der Minister ein. „Ich bin nicht imstande, die militärischen Maßnahmen zu übersehen. Durch die Besetzung von Berlin ist Schlesien von den übrigen Teilen der Monarchie abgeschnitten. Was hilft es uns, wenn wir wirklich

einige Erfolge erringen. Der Feind wird um so schrecklicher über uns herfallen. Dies ist, wie gesagt, nur meine Privatmeinung. Sie braucht für Sie nicht maßgebend zu sein; aber sie ist vernünftig. Der Feind hat gesiegt, das ist traurig, aber man muß sich damit abfinden und einen annehmbaren Frieden suchen."

„Und die Schmach des Vaterlandes treibt Ihnen nicht die Schamröte ins Gesicht!" schrie der Graf, am ganzen Leibe zitternd.

„Sie sind aufgeregt, mein Lieber!" versuchte ihn der Minister zu besänftigen. „Sie sind ein Patriot mit einem etwas zu lebhaften Gemüt. Tolerieren Sie sich und gehen Sie ruhig nach Hause. Es kommt die Zeit, wo wir den Franzosen alles heimzahlen werden. Ich werde sie wohl nicht mehr erleben, denn meine Tage sind gezählt. Aber Sie, Herr Graf!"

„Ich danke!" rief der Graf kurz und schneidend. „Ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen gefühlvolle Worte zu wechseln. Das Vaterland bedarf der Taten. Schlesien muß gehalten werden um jeden Preis. Denn nur dann wird sich Österreich aufraffen und an unsere Seite treten."

„Ach Österreich!" seufzte der Minister und hob abwehrend die Hand. „Ebensogut könnten Sie sich auf den Schah von Persien verlassen."

„Man dient seinem Vaterlande schlecht, wenn man sich damit begnügt, auf seinen Verdiensten auszuruhen!" rief der Graf empört und verließ das Zimmer.

„Gott behüte den König vor solchen Vaterlandsfreunden!" stöhnte der Minister auf.

Draußen lief dem Grafen der Oberst von Cornruth, der Kommandant von Brieg, ein Greis von dreiund-

siebzig Jahren, in die Hände. Er kam soeben aus der Zeugkammer, wo er mit eigener Hand den Zivilschneidern Stoff zu hundert neuen Monturen zugemessen hatte. Die Elle trug er noch in der Hand.

„Ei, ei, Herr Graf," sprach er freundlich und rieb sich die Hände, „wie war die Audienz bei Seiner Exzellenz?"

„Sie sind ein königlich preußischer Offizier," herrschte ihn der Graf an, „und laufen mit der Elle anstatt mit dem Degen herum!"

„Auch das gehört zum königlichen Dienst!" rechtfertigte sich der alte Eisenfresser jovial. „Ich halte mich an meine Orders."

„Und werden die Festung beim ersten Schuß übergeben müssen!" ergänzte der Graf zornig. „Der Springstern ist eine Ruine, und das Glacis ist ein Saugarten!"

„Ich werde die Festung nicht eher übergeben, bis mir das Schnupftuch in der Tasche brennt!" belehrte ihn der alte Oberst. „Der König hat befohlen, die Festung bis auf den letzten Mann zu halten."

„Ein Befehl des Königs!" atmete der Graf auf, der davon noch nichts wußte. „Darf ich ihn sehen?"

„Das widerspricht nicht dem Reglement," sprach der Oberst und warf sich in die Brust.

Hastig überflog der Graf die Allerhöchste Kabinettsorder, die in Stettin ausgestellt worden war und die der General von Lindner allen schlesischen Kommandanten durch Kuriere bekannt gegeben hatte.

Er selbst hatte zur besseren Orientierung die Worte darunter gesetzt: „Wir sollen uns halten, das heißt, nur dann die Festungen übergeben, wenn wir sehen, daß man sich nicht länger, ohne unweise zu sein, halten kann."

Über diese Feigheit trat dem Grafen das Blut in die Wangen.

„Darf ich davon eine Abschrift nehmen?“ fragte er röchelnd.

„Auch diesem Verlangen steht nichts entgegen!“ erwiderte der Oberst gnädig.

Mit dieser Abschrift fuhr Graf Pückler noch an demselben Tage nach Breslau zurück und trat vor den General von Lindner.

„Haben Sie dieses geschrieben?“ fragte er ihn und hielt ihm das Blatt vor die Augen.

„Mit welchem Recht wagen Sie, eine solche Frage an mich zu stellen?“ fuhr der General empört auf.

„Mit dem Rechte des Patrioten!“ erklärte der Graf kurz. „Mit dem Rechte des Preußen, der sein Vaterland durch unfähige Männer an den Abgrund der Schmach geführt sieht.“

„Herr Graf!“ rief der General und fuhr an den Degen.

„Herr General,“ erwiderte der Graf, ohne mit der Wimper zu zucken, „Sie sind in meinen Augen ein Feigling!“

„Sie werden mir für dieses Wort Genugtuung geben müssen!“ schrie der General, rot vor Wut.

„Nach dem Frieden, nicht eher!“ sprach der Graf und warf ihm das zerknüllte Papier vor die Füße. „Solange der Feind in unsern Grenzen steht, gehört mein Leben dem Vaterlande.“

Dann ging er, bebend vor Aufregung, hinaus.

Zuletzt versuchte er, den alten Gouverneur von Thile fortzureißen.

Doch der wollte von den abenteuerischen Plänen, die

aller staatlichen und militärischen Disziplin zuwiderliefen, nichts hören, verschanzte sich hinter seine soldatische Erfahrung und ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß er den Grafen für einen Menschen hielt, der über die verlorene Schlacht den Verstand verloren hatte.

Nun setzte sich der Graf hin und schrieb an den König:

„Die Gesinnungen meiner Familie, sowie die aller Schlesier und vorzüglich die meinigen, für das Wohl Eurer Majestät und des Vaterlandes mit heiligem Feuer glühend, müssen mich entschuldigen, daß ich es wage, Euer Majestät einen Vorschlag zu machen, der mir unter den jetzigen Umständen zweckmäßig zu sein scheint. Ohne genau zu wissen, wo die feindliche Armee in diesem Augenblicke steht, so leuchtet es mir doch ein, daß es möglich wäre, von Sachsen aus einen Versuch wagen zu wollen, Schlesien zu okkupieren, bevor die verbündeten Russen ankommen könnten. Ob nun zwar die feindlichen Truppen wahrscheinlich kein Belagerungsgeschütz mit sich führen, so wäre es doch möglich, daß sie es aus Sachsen mitbrächten. Die Festungen Schweidnitz, Glogau und Breslau sind in diesem Augenblicke sehr wichtig zu maintenieren, und obzwar die Kommandanten gewiß ihre Pflicht pünktlich erfüllen werden, so sind ihre Kräfte durch die schwache Besatzung so gelähmt, daß sie unausbleiblich in Verlegenheit kommen müssen. Ich wage daher, den Vorschlag zu machen, alle verabschiedeten Soldaten, sowie alle Revier- und Leibjäger, nebst ihren Lehrburschen, so schleunigst wie möglich einzuziehen, welches eine Anzahl von vierzehn- bis sechzehntausend Mann sichere Leute ausmachen würde, welche alle gut schießen, und was die Jäger betrifft, auch gut treffen können. Mich deucht, daß die Ausgabe ihrer Unterhaltung dem Nutzen, den sie schaffen könnten, nicht in Vergleich zu setzen wäre. Die Jäger bedürfen keine Montierung, da sie alle grün gekleidet, und würden also nur Portepee und Kordon bedürfen, sowie die verabschiedeten Soldaten nur einen blauen Rock, den sie ohnehin noch mehrenteils haben, um im Falle einer Gefangenschaft vor schimpflicher Behandlung sicher zu sein. Alle verabschiedeten Offiziere werden mit Freuden dabei Dienste tun, sowie alle Gutsbesitzer ebensogern das ihrige tun werden, um zu den Kosten beizutragen, wenn sie nur dazu aufge-

fordert werden. Aber ohne Euer Majestät Wunsch und Befehl kann es keiner wagen, nur das Mindeste zu unternehmen, so sehr auch alles von Eifer brennt, das Vaterland zu verteidigen und Euer Majestät nützlich zu sein. Ich für meine Person habe das Glück, Euer Majestät während meiner zwanzigjährigen Dienstzeit im Regiment Schimonsky bekannt zu sein. Auf der untersten Stufe würde ich mich glücklich schätzen, bei diesem Korps brauchbar zu werden. Dies sind meine Gesinnungen, mit denen ich in tiefster Devotion verharre."

Diesen Brief brachte Traugott Seidel glücklich ins Hauptquartier, das unterdessen nach Stargard zurückgegangen war.

Außerdem setzte der Graf durch ein Rundschreiben alle schlesischen Stände und Gutsbesitzer von seinem Plane in Kenntnis und erzielte bei den meisten freudige Zustimmung. Nur wenige hielten sich zurück. Die meisten wollten gleich ihm Gut und Blut für das Vaterland opfern.

Nun machte er sich selbst auf den Weg nach Norden und erreichte das königliche Hauptquartier am Abend des 1. November in Schneidemühl. Seinem Vorschlage hatte der König ernsteste Beachtung geschenkt. Kaum hörte er, daß der Graf angekommen sei, ließ er ihn vor sich fordern.

„Ihre Treue und die Treue der braven Schlesier beglückt mich," sprach der König in seiner kurzen Weise. „Ihr Plan ist vortrefflich. Er soll sofort ausgeführt werden. Sie selbst werden dem Minister von Hoym meine Order überbringen. Eilen Sie heim, meine lieben Schlesier werden mir immerdar unvergeßlich sein!"

Schon am nächsten Morgen wurde ihm die versiegelte Kabinettsorder ausgehändigt. Sofort machte sich der Graf mit Traugott Seidel auf den Rückweg.

Zwischen den aufständischen Polen und den Vorposten

der feindlichen Armee, die sich am 1. November durch eine schmachvolle Kapitulation der Festung Küstrin bemächtigt hatte, führte ihre Straße. Traugott Seidel ritt voran, der Graf hinterdrein.

Am Abend erreichten sie ohne jeden Unfall Zielenzig. Hier rasteten sie ein paar Stunden und ritten um Mitternacht weiter, um über Schwiebus und Züllichau die schlesische Grenze zu gewinnen.

Aber in Lagow wurde ihnen die Straße verlegt.

Ein Haufe Polen, mit alten Flinten, Äxten und Sensen bewaffnet, hatte sich hier festgesetzt, um die französischen Freunde zu erwarten.

„Wir müssen durch!" schrie der Graf.

Traugott Seidel gab dem Schimmel die Sporen, daß er mit einem mächtigen Satz in den Haufen hineinprallte. Der Graf hob die Reitpeitsche. Einer der Aufrührer schlug auf den Förster an. Ehe er aber losbrannte, fuhr ihm des Grafen Peitschenhieb über die Augen, daß er die Waffe fallen ließ und laut aufheulte.

Keine einzige der Kugeln, die ihnen nachgesandt wurden, traf. Am nächsten Abend erreichten sie mit frischen Pferden Breslau.

Der Minister Hoym hatte sein ziel- und zweckloses Reisen aufgegeben und erwartete mit bebenden Knien den Feind, der am 2. November auf der schlesischen Grenze erschien. An diesem Tage wurde Grünberg von sechzig sächsischen Jägern besetzt. Das Gros der Armee des Prinzen Jerome folgte ihnen auf dem Fuße, um Glogau zu nehmen.

Da trat Graf Pückler zum zweiten Male vor den Minister und legte ihm die Allerhöchste Kabinettsorder vor.

„An den Etatminister von Hoym. Der in der Anlage enthaltene Vorschlag des Grafen Pückler, die Garnisonen der schlesischen Festungen zu verstärken, verdient die ernstlichste und schleunigste Rücksicht, weshalb ich Euch befehle, denselben ohne allen Verzug zur Ausführung zu bringen und kein Geld dabei zu sparen. Die Festungen müssen, koste es, was es wolle, bis auf den letzten Mann verteidigt werden, und ich werde jedem Kommandanten, der seine Schuldigkeit nicht beobachtet, den Kopf vor die Füße legen lassen.

Friedrich Wilhelm.'

Sofort eilte des Ministers hurtige Feder über das Papier.

Während des Schreibens sagte er zum Grafen: „Ich werde diese Order mit den nötigen Weisungen und Krediten dem General von Lindner zustellen lassen. An diesen Herrn haben Sie sich zu halten. Falls er Einwendungen macht, wenden Sie sich an den Gouverneur von Thile."

„Einwendungen!" rief der Graf erstaunt. „Gegen den Befehl des Königs gibt es keine Einwendungen."

„Ich danke Ihnen für diese Belehrung!" erwiderte der Minister und ließ keinen Zweifel darüber, daß ihm dieser patriotische Graf sehr unbequem war. „Aber ich halte mich an meine Instruktionen. Das Militärische geht mich nichts an. Sie müssen wohl oder übel selbst zusehen, wie Sie mit diesen beiden Herren fertig werden. Auch meiner Macht sind Grenzen gesetzt, besonders in diesen schweren Zeiten."

Da es schon zehn Uhr abends war, gelang es dem Grafen nicht mehr, bei dem General von Lindner vorgelassen zu werden. Zähneknirschend ergab er sich drein und versuchte sein Glück am andern Morgen.

„Sie haben eine Allerhöchste Kabinettsorder erhalten?" fragte er den General.

„Ich weiß damit nichts anzufangen," versetzte von Lindner kühl, „es ist darin von einer Anlage die Rede. Diese Anlage fehlt. Sie scheint abhanden gekommen zu sein."

„So werde ich Ihnen meinen Plan mündlich entwickeln," schlug ihm der Graf vor, indem er erblaßte.

„Von Ihren mündlich zu entwickelnden Plänen steht in dieser Kabinettsorder nichts," schnitt ihm der General das Wort ab.

„Herr General!" rief der Graf empört. „Der Plan, von dem die Kabinettsorder spricht, ist mein Werk. Wagen Sie, an meiner Wahrhaftigkeit zu zweifeln?"

„Ich halte mich an die Kabinettsorder!" rief der General schroffen Tones. „Schaffen Sie die Anlage herbei, und ich werde nicht zögern, diese Order zur Ausführung zu bringen. Es genügt auch eine Abschrift, falls sie die Signatur des Hauptquartiers trägt."

„Die Anlage war gestern in den Händen des Ministers," sprach der Graf und zwang sich mit Gewalt zur Ruhe, aber in seiner Stimme bebte es vor gerechtem Zorn. „Wollen Sie damit behaupten, der Minister hätte sie verlegt oder etwa gar unterdrückt?"

„Sie mögen darüber denken, wie Sie wollen," erwiderte der General höhnisch. „Vielleicht reiten Sie noch einmal ins Hauptquartier, um Ihren Plan von neuem signieren zu lassen. Sie werden den König aber erst in Graudenz erreichen."

„Herr General, Sie sind ein Schurke!" schrie der Graf und ballte die Fäuste.

„Hinaus!" donnerte ihn der General an.

„Nicht eher, bis ich Ihnen meine Meinung gründlich gesagt habe!" gab der Graf nicht minder heftig zurück. „Ihre letzten Worte enthalten für mich die offene Bestätigung, daß Sie den Plan mit eigener Hand unterdrückt haben. Sie sind für mich und jeden Patrioten nichts weiter, als ein infamer Landesverräter und sollten am Galgen baumeln, anstatt dem Feinde auch nur eine preußische Provinz ungestraft ausliefern zu dürfen. Ich werde Sie beim Gouverneur zur Anzeige bringen."

„Ich halte Sie für einen Narren, der reif für das Tollhaus ist!" antwortete der General, ohne mit der Wimper zu zucken. „Gehen Sie immerhin zum Gouverneur, damit er dieselbe Meinung von Ihnen empfängt. Es kann mir nur recht sein. Von einem Irrsinnigen braucht man keine Satisfaktion zu verlangen."

Graf Pückler mußte sich an eine Stuhllehne klammern, so schoß ihm plötzlich das Blut zum Herzen. Bleich, ohne einen Laut von sich geben zu können, stand er seinem Feinde gegenüber. Er wollte ihm an die Kehle fahren, aber seine Arme versagten ihm den Dienst. Mühsam raffte er sich endlich auf und schritt langsam hinaus.

Draußen empfing ihn der treue Traugott Seidel. Aufs tiefste erschrak er über das Aussehen seines Herrn.

„Gnädiger Herr, was ist Ihnen?" fragte er ängstlich.

„Nichts!" stöhnte der Graf und griff sich aufs Herz. „Nichts weiter, als daß ich gesehen habe, wie das unglückliche Vaterland an der Kanaille zugrunde geht."

Im Gasthaus zum Rautenkranz an der Ohlauerstraße, wo er Quartier genommen hatte, erwarteten ihn die beiden Brüder von Lüttwitz und der Graf Götzen,

begierig zu hören, was er ausgerichtet hatte. Aber er gab weder Rede noch Antwort. Auch das Verzeichnis der Jäger und entlassenen Soldaten, die von allen Seiten nach Breslau zu des Königs Fahnen geeilt und in Bürgerquartieren untergebracht worden waren, konnte ihm keinen Lebensmut mehr erwecken.

Deutlicher als jemals stand ihm der Untergang des Vaterlandes vor Augen.

„Ich muß zum Gouverneur!" rief er endlich, sprang auf und stürmte davon.

Der alte Herr von Thile schenkte ihm ein geduldiges Ohr, als er aber den General von Lindner einen Verräter nennen hörte, fuhr er auf.

„Sie werden beleidigend, ohne die nötigen Grundlagen zu haben," wies er den Grafen knurrend zurück. „Der General von Lindner handelt durchaus korrekt. Die Anlage ist irgendwie verloren gegangen, und sie kann nur durch eine neue Allerhöchste Kabinettsorder ersetzt werden."

„Währenddessen rennt uns der Feind über den Haufen!" schrie der Graf außer sich.

„Ich bin machtlos," bedauerte der Gouverneur. „Der General von Lindner kann sich nach einer Kabinettsorder, in der die Hauptsache fehlt, nicht richten. Sie werden sich also noch einmal an den Minister wenden müssen. Vielleicht ist der Plan bei ihm liegen geblieben."

Aber der Minister war nicht zu erreichen. Wie ein unruhiger Geist fuhr er von einer schlesischen Stadt zur andern, um die Kassen für den König zu sichern und die Truppen- und Munitionstransporte zu leiten. In-

zwischen schlossen die Regimenter des Prinzen Jerome Großglogau ein.

Zum dritten und letzten Male, am Abend des 9. November, stand der Graf Pückler vor dem Minister.

„Der General von Lindner behauptet, den Verteidigungsplan, der die Anlage der Allerhöchsten Kabinettsorder bildete, nicht empfangen zu haben!"

Mit einem Ruck ließ sich der Minister auf das weichgepolsterte Sofa fallen und starrte den Grafen wie geistesabwesend an.

Im Trubel der letzten Tage war ihm diese Allerhöchste Kabinettsorder völlig aus dem Gedächtnis entschwunden. Endlich schien er sich zu erinnern.

„Der Verteidigungsplan?" fragte er, als fiele er aus den Wolken. „Ich bin sicher, ihn beigelegt zu haben. Der General von Lindner muß ihn erhalten haben."

„Er bestreitet es mit eiserner Stirn!" rief der Graf.

„Dann muß er eben unterwegs verloren gegangen sein," atmete der Minister erleichtert auf.

„Exzellenz müssen unverzüglich Nachforschungen anstellen!" drängte der Graf. „Dieser Betrug muß ans Licht kommen!"

„Betrug?" fragte der Minister naiv. „Ich sehe keinen Betrug. Es ist höchstens eine Nachlässigkeit des Boten. Vielleicht habe ich auch ein wenig schuld daran, daß ich den Brief nicht ordentlich gesiegelt habe."

„Für die Bezeichnung einer derartigen Tatsache fehlen mir die Worte!" keuchte der Graf.

„Mir auch!" seufzte der Minister, in sein Schicksal ergeben. „Nachforschungen haben keinen Zweck. Ich

kenne das. Der Bote wird es bestreiten, und die Wahrheit wird, wie immer bei diesen Sachen, niemals ans Licht kommen. Es ist betrübend für Sie, mein lieber Graf, aber es läßt sich nicht mehr ändern. Schicken Sie sich darein als ein Philosoph. Man ist nicht stärker als die Verhältnisse."

„Exzellenz werden sich gewiß noch des Inhalts des Planes erinnern!" flehte der Graf, und die Tränen ohnmächtigen Zornes stiegen ihm in die Augen.

„Nur ganz schwach!" lehnte der Minister ab. „Jedenfalls bin ich außerstande, ihn schriftlich zu fixieren."

„So werde ich ihn noch einmal niederschreiben!" schlug der Graf vor. „Und Exzellenz werden ihn bestätigen."

„Ja, mein lieber Graf!" meinte der Minister und wiegte das greise Haupt. „Auch dazu langt mein Erinnerungsvermögen nicht. Ich bitte Sie inständig, lassen Sie Ihren Ehrgeiz fahren!"

„Meinen Ehrgeiz!" brauste der Graf auf. „Es handelt sich hier nicht um mich, sondern um das Vaterland! Sie sind verpflichtet, den klar und deutlich ausgedrückten Willen des Königs zur Wirkung zu bringen. Es muß ein Kurier ins Hauptquartier geschickt werden."

„Zu spät!" wies ihn der Minister achselzuckend zurück. „Wir sind vom Hauptquartier so gut wie abgeschnitten. Der Kurier müßte über Krakau und Wilna reiten. Die ganze Aktion ist verfehlt und romantisch. Sie macht zwar Ihrem Herzen, nicht aber Ihrem Kopfe alle Ehre."

Als der Graf nach dieser Unterredung in sein Quartier znrückkam, mußte er sofort das Bett aufsuchen. Ein heimtückisches Fieber hatte ihn überfallen. In wil-

den Phantasien verbrachte er die Nacht. Traugott Seidel, der treue Diener, wich nicht von seinem Lager. Erst am Morgen konnte der Graf wieder einen klaren Gedanken fassen.

Die Freunde, die gleich ihm für das Vaterland im heiligen Eifer glühten, wirkten draußen auf dem Lande und schickten alle, die dem Könige helfen wollten, nach Breslau und in die noch freien schlesischen Festungen. Hier aber wußte man mit den unbewaffneten und unexerzierten Leuten nichts Rechtes anzufangen. Und der General von Lindner säumte nicht, die Schuld an dieser Unordnung dem Grafen Pückler zu geben.

„Ich kann die Schmach des Vaterlandes nicht überleben!“ stöhnte der Kranke in seine Kissen hinein, als ihm der treue Förster diese Verleumdungen hinterbrachte, und heischte gegen Abend Papier und Feder.

Mühselig schrieb er an seinen Freund, den Major von Humboldt in Schweidnitz:

„Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich nicht mehr. Ich habe den Tod nicht gefürchtet, da ich ihn unter diesen Umständen entweder von der Kugel des Feindes oder von seiner Rache erwarten konnte; aber auf diese Art habe ich ihn nicht gewünscht, und unter den bitteren vierundzwanzig Stunden des Vorsatzes ist es mir Erholung und Labung, Dir das letzte Lebewohl zu sagen. Dir kann ich es im letzten Augenblicke, wo alle Verstellung aufhört, sagen, daß meine Absicht so rein und ohne alle Nebenabsicht war, daß ich bei außerordentlichen Vorfällen auch außerordentliche Mittel notwendig hielt. Vierzehn Tage vorher hatte ich diesen Plan, den der König nicht nur genehmigt, sondern sogar anbefohlen hat, zwei einflußreichen Männern vorgetragen, aber eine unbedeutende Antwort erhalten. Von einem andern, den ich nicht nennen werde, bin ich sehr übel behandelt worden: so lange habe ich mit mir gekämpft, bis es zum Entschluß wurde, aber die Möglichkeit dachte ich mir nicht, daß man

im Augenblicke der höchsten Gefahr an elenden Formen hängen könnte. Genug hiervon. — mein Los ist gefallen.

Aber meine Frau und meine Kinder! wenn ich daran denke, bricht mir das Herz doch, und mein einziger Trost ist, daß sie ohne mich glücklicher sein werden. Ich habe sie heute nach Neustadt geschickt. Damit in diesem Augenblicke die Verwirrung nicht noch größer wird, habe ich an alle Gouverneurs und Kommandanten geschrieben und werde diese Briefe dem General von Thile zurücklassen. Dem Könige schreibe ich bloß im allgemeinen, ohne im geringsten wem zu schaden, wie weit die Sache vorgerückt ist, empfehle ihm meine Söhne und schlage vor, dem General Lindner die Verteilung der neuen Soldaten aufzutragen, da er die Festungen am besten kennen muß. Nun lebe wohl, grüße alles, was mir teuer und wert ist, und gibt es noch eine andere Welt, so sehen wir uns wieder. Gebe der Himmel dem König und unserem Lande ein gutes Los. Pückler."

Zuletzt schrieb er an seine Gemahlin, tröstete sie über sein verlorenes Leben, das er dem Vaterlande opfern müsse, forderte seine ältesten Söhne um alles in der Welt auf, sich nach äußersten Kräften dem Dienste des Königs zu widmen, und sandte für jeden seiner Diener seinen Segensgruß.

Dann ließ er sich von Traugott Seidel den Pistolenkasten vor das Bett stellen und schickte den Treuen, der nichts von dem Vorhaben seines Herrn ahnte, mit den Briefen fort.

Der Graf aber faltete die Hände und betete inbrünstig: „Herr Gott, verzeihe mir meine Sünde. Meine Kraft ist zu Ende. Ich kann meinem armen, verratenen Vaterlande nicht mehr mit meinem Leben dienen. Vielleicht kann ihm mein Tod noch nützlich sein. Gib, gnädiger Herre Gott, daß meine Widersacher an meinem Tode erkennen, daß es mir Ernst damit war, das Va-

terland zu retten und dem König seine schönste Provinz zu erhalten. Rühre an ihre verstockten Herzen, daß sie sich von dem schmachvollen Wege, den sie betreten haben, abwenden. Und sei meiner Seele gnädig, du ewiger Herr und Gott!"

Darauf nahm er den Lauf der Pistole in den Mund und drückte ab.

Mit zerschmettertem Schädel fand ihn Traugott Seidel auf den blutüberströmten Kissen.

Am meisten erschrak der Gouverneur von Thile. Er nahm sofort die hundertfünfzig herrschaftlichen Jäger, die vierhundert entlassenen Soldaten und fünfhundert Landmilizen, die alle auf den Ruf des Grafen Pückler herbeigeeilt waren, in die Breslauer Besatzung auf. Auch der General von Lindner ging in sich und brachte einen guten Teil des Verteidigungsplanes, der sich wunderbarerweise irgendwo wiedergefunden hatte, zur Ausführung. Dem Minister von Hoym ging die Sache am wenigsten nahe, denn er war sich, wie gewöhnlich, keiner Schuld bewußt und hatte überdies alle Hände voll zu tun, von Liegnitz aus die königlichen Kassengelder in Sicherheit zu bringen.

Am kräftigsten aber rührten sich die Freunde Pücklers, an ihrer Spitze der Graf von Götzen und die Brüder Lüttwitz. Diese beiden mutigen Patrioten nahmen den Pücklerschen Plan im weitesten Umfange auf, ritten ohne Pässe quer durch das in offener Anarchie begriffene Posen und Südpreußen und kamen endlich am 20. November in Osterode an, wo das Hauptquartier war. Sie legten den erweiterten Pücklerschen Plan dem Könige vor und baten um die Ernennung eines General-

gouverneurs von Schlesien mit unbeschränkter Vollmacht unter gänzlicher Ausschaltung des Ministers von Hoym.

Der König, der Glogau und Breslau und damit ganz Schlesien schon verloren geglaubt hatte, billigte hocherfreut diesen Plan und ernannte auf den Vorschlag der Brüder Lüttwitz den Fürsten von Pleß zum Generalgouverneur, den Grafen v. Götzen zu seinem Adjutanten.

Diese beiden tapferen Männer schlugen sich wacker mit den Franzosen und ihren süddeutschen Verbündeten herum. Und ihnen war es zu danken, daß dem Könige die drei schlesischen Festungen Silberberg, Kosel und Glatz erhalten blieben.

Sechs Jahre später flog von Breslau, wo der Graf Pückler an der Schmach des zertretenen Vaterlandes zu grunde gegangen war, des Königs Aufruf: „An mein Volk!" ins Land.

Und sie kamen alle. Es gab keine Armee mehr. An ihre Stelle trat das ganze Volk und erhob die Waffen. Sogar Traugott Seidel, der inzwischen einen schlohweißen Kopf bekommen hatte, zog hinaus in den Kampf der Freiheit und der Rache.

„Ich habe es meinem seligen Herrn Grafen geschworen!" rief er, als ihn die Seinen aufhalten wollten, marschierte mit und fiel vor Leipzig, wo die preußische Schande für immer getilgt wurde.

November 1911 erscheint:

Die Weiber von Löwenberg

Ein historisches Spektakulum in 5 Akten

München und Leipzig bei Georg Müller.

„Läutete derowegen der Königsrichter dem Stadtknechte und fragte: sind die Weiber draußen, er sagte nein, es ist noch keine da, darauf befiehlt er ihm, gehet hinüber, ihr werdet sie entweder bei mir oder der Frau Geneußin finden. Er fand aber beim Königsrichter niemanden, bei der Frau Geneußin etwa eine Mandel Weiber beisammen, zu welchen er sagte: Ihr Frauen, es läßet der Herr Pfarr neben dem Herrn Königsrichter und einem E. E. Rate den Frauen einen guten Morgen sagen, und daß sie aufs Rathaus sollten kommen, die Herren wären beisammen. Darauf die Königsrichtern Antwort: Ja, ja, saget ihnen wieder einen guten Morgen, wir werden bald kommen. Also gingen die Frauen in paar und paar, und die Königsrichtern und Burgemeistern voran, und stiegen die Ratstreppe hinauf, die andern aber so in den Brodbänken, und sonst hin und wieder sich in den Häusern gesamlet, kamen in großer Anzahl truppenweise hinauf. Als nun dieses der Diener im Rate angesagt, daß die Weiber da wären, fing der Königsrichter an: Lasset sie herein — der Diener sprach: Herr, sie haben alle hierinnen nicht Raum, ich halte wohl, daß ihrer ein halb tausend beisammen sind, das Rathaus ist gar bald voll. . . . . Da fing der Pfaffe an: Ei, ei, halt stille, das ist nicht gut. Ich weiß nicht, wie man's macht, daß man die Weiber zum Teil los werde? . . . . Aber es war alles vergeblich, die Weiber blieben beständig keine von der andern zu weichen. . . . . Hierüber erschracken nun der Herr Stadtschreiber heftig, lief eilend wieder hinein in den Rat, und brachte mit Wehmut den Handel für, wie daß sie nicht in geringer Gefahr wären, weil er gesehen, daß fast jede Frau ein groß Gebund Schlüssel an der Seite hängen hätte. Hierüber entfiel ihnen der Mut ganz und gar, hingen die Köpfe und wußten weder aus noch ein, einer wünscht sich hier, der andre dort hinaus. In Summa großg Angst war vorhanden, Doktor Melcher faßte noch einen Mut und sprach zum Pfaffen: GutsSakrament, Wo—Wo—Wohlerwürdiger Herr, hätte ich nur itzt ein paar hundert Musketier, ich wollte den Hu—Hu—Huren wohl gewachsen sein, und sie alle niedermachen lassen, außer denen, so auf die Knie niederfielen und katholisch würden."

(Sutorius, Geschichte von Löwenberg, II. Teil, Seite 192 ff.)

Druck von Mänicke & Jahn in Rudolstadt.